

II. Bewegung und Satzverstehen

1. Körperschema, Bewegung, Gedächtnis

Es geht nun darum, den präzisen Umschlagspunkt des romantischen in ein struktureles Körperkonzept in den Blick zu bekommen. Ich folge der neueren Merleau-Ponty-Rezeption (Saint Aubert, Alloa, Kristensen) darin, ihn in der Anknüpfung an das Konzept des *Körperschemas* und seiner zunehmenden Akzentuierung und Generalisierung anzusiedeln. Ich versuche daher zunächst den Kontext, in dem dieses Konzept in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* auftaucht, zu rekonstruieren und im zweiten Schritt einige Aspekte seiner Weiterentwicklung, insbesondere in den Vorlesungen von 1953 und 1959/60 zu benennen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Erörterung des sogenannten »Fall Schneider«, einer Patientengeschichte, die Merleau-Ponty aus den Schriften von Kurt Goldstein und seinen Mitarbeitern bekannt war.

Der Fall Schneider und Merleau-Pontys Analyse der Beziehungen von Wahrnehmung und Motorik

Es war wie gesagt Aron Gurwitsch, der Merleau-Ponty in den 1930er Jahre auf die Korrespondenzen von Gestalttheorie und Phänomenologie hingewiesen hatte und der ihm die Arbeiten Goldsteins und seines Umfelds nahegebracht hatte (Gurwitsch/Schütz 1985: 152). Goldstein gehörte im amerikanischen Exil zu Gurwitschs und später wohl auch zu Schützs engem Freundeskreis. »Ich zweifle daran, ob er <gemeint ist: Merleau-Ponty> ohne meinen Einfluß auf die Idee gekommen wäre, das psycho-pathologische Material phänomenologisch auszudeuten.«, schreibt Gurwitsch am 11.8.1947 an Schütz. Die Bezugnahmen auf Arbeiten von Gelb, bei dem Gurwitsch studiert hatte, und Goldstein sowie ihres Umfeldes (Benary, Hochheimer) haben eine Schlüsselrolle für die Entfaltung von Merleau-Pontys Überlegungen zu Wahrnehmung und Motorik in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Dies trifft insbesondere für die entscheidende Wendung im Kapitel III des ersten Teils zu sowie für die weiteren Kapitel V (*Der Körper als geschlechtlich Seiendes*) und VI (*Der Körper als Ausdruck und die Sprache*), die in ihrem materialen Gehalt ebenfalls von Fallstudien aus diesem Umfeld inspiriert sind.

Hinter dem »Fall Schneider« steht die Geschichte eines Mannes, den Kurt Goldstein während seiner Tätigkeit als Leiter des neurologischen Instituts an der Universität Frankfurt behandelt hatte (Hoffmann/Stahnisch in Goldstein 2014: XXVII). Wie unzählige andere junge Männer hatte Schneider, damals 24 Jahre alt, bereits am Anfang des 1. Weltkriegs

(1915) durch einen Minensplitter eine Kopfverletzung erlitten. Durch sie wurden die mittlere und hintere Partie des linken Hinterhauptlappens sowie das linke Kleinhirn dauerhaft geschädigt. Die Folge war insbesondere eine schwere »apperzeptive Seelenblindheit«, wie man damals sagte. Das beinhaltet die Unfähigkeit trotz unbeeinträchtigter Sehfunktionen optische Gestalten, Gegenstände, Bilder und Symbole zu erkennen.

Schneider kann beispielsweise keine Geraden, Quadrate, Kreise auf rein visuellem Weg mehr erkennen und benennen. Er nimmt nur verschiedenfarbige Flecken ohne jede Formcharakteristik wahr, sieht keine Bewegungen, nur sukzessive Ruhestadien, er kann sich an optische Eindrücke nicht erinnern. Schneider kann nicht spontan auf ihm benannte Körperteile zeigen (»abstrakte Bewegung«), findet diese Körperteile aber problemlos, wenn er danach greifen kann oder etwa eine Mücke ihn sticht (»konkrete Bewegung«) (Merleau-Ponty 1966: 129 ff.). Er kann Bewegungen (wie zum Beispiel »Salutieren«, »Grüßen«) nur unter bestimmten Bedingungen demonstrieren. Dazu muss er bei geöffneten Augen zunächst eigentümliche Schüttelbewegungen des gesamten Körpers ausführen, mit deren Hilfe er zunächst den zu aktivierenden Körperteil auffindet. Bei der dann ausgeführten Bewegung fällt auf, dass er diese nicht nur zeichenartig andeutet, sondern mit einem ungewöhnlichen Maß an Engagement ausführt, wie wenn er wirklich vor einem Vorgesetzten salutieren würde. Er muss sich, wie man so sagt, in die Geste bzw. ihre Gebrauchssituation »hineinsteigern«, um sie ausführen zu können.

Mit dem Gesichtssinn allein erkennt er keine Gegenstände. »Die Welt hat für ihn ihre Physiognomie eingebüßt« (Merleau-Ponty 1966: 160). Er kann nichts nur nach den Augen abzeichnen. Erlaubt man ihm, Konturen von Gegenständen mit einer Kopf- oder Handbewegung nachzufahren, kann er diese Defizite aber kompensieren. Auf diese Weise gelingt es ihm auch wieder lesen zu lernen. Erstaunlich ist aber, dass sich alle diese Probleme dann nicht oder nur in abgemilderter Form stellen, wenn Schneider sich in konkreten praktischen oder alltäglichen Zusammenhängen bewegt. So arbeitet er, ursprünglich Bergarbeiter, schließlich als sogenannter »Portefeuilleur«. Er ist also mit der Fertigung von Feinlederwaren beschäftigt und hat keine Probleme die damit zusammenhängenden Arbeitsanforderungen zu bewältigen. Er kann am Arbeitstisch mit Schere und Leder usw. hantieren. Selbst komplizierte Bewegungsabläufe des täglichen Lebens kann er ohne Probleme auch bei geschlossenen Augen ausführen, wie zum Beispiel die Nase putzen (Goldstein/Gelb 1919: 64). Er bewegt sich auf ihm bekannten Wegen auch durch den Straßenverkehr (Hochheimer 1932: 15). Allerdings funktioniert dies nur, wenn er auf eine zielgerichtete Tätigkeit hin fokussiert ist. Zu den zu ihrer Ausführung unmittelbar nötigen Wahrnehmungen scheint er in der Lage zu sein, um den Preis allerdings eines auf die jeweiligen praktischen Erfordernisse eingeengten Situationshorizonts. Dementsprechend hat er jedes

spielerische Verhältnis zur Welt verloren, entfaltet keine Initiativen von sich aus, folgt nur dem sich unmittelbar Aufdrängenden, in Routinetätigkeit Eingebetteten. »Nie geht er aus, um spazieren zu gehen, sondern immer nur, um irgendetwas zu besorgen, und er erkennt im Vorübergehen nicht das Haus von Professor Goldstein, ›weil ich jetzt nicht die Absicht hab, hierher zu gehn‹« (Merleau-Ponty 1966: 163; vgl. Hochheimer 1932: 55 f.). Er muss sich immer auf ein einziges Handlungsziel hin bewegen, das ihm dann die Anhaltspunkte an die Hand gibt. Die Situationen, in denen er sich bewegt, haben keinerlei »laterale« Dimension. Er ist in seiner direkten Praxis befangen. Er kann zum Beispiel, wenn er auf der Straße mit einer bestimmten Absicht zu einem festgelegten Ziel geht, nicht beiläufig die Farben der Autos sehen. Er registriert nur die Reize, die dieses »Wo-hin-Gehen« direkt betreffen, zum Beispiel, die Personen, die vor ihm hergehen. Er ist auf das, in was er im Augenblick engagiert ist, fixiert, hat keinerlei Imaginationsvermögen. Klagt er über das Klima und fragt man ihn, ob er sich im Winter wohler fühle, sagt er: »Das kann ich jetzt nit sage. Bloß, was momentan is.« (Merleau-Ponty 1966: 164).

Im Fall Schneider verdichten sich Themen und Motive, die sich durch die gesamte *Phänomenologie der Wahrnehmung*, aber auch die weiteren Projekte Merleau-Pontys ziehen. Der zentrale Aspekt besteht zunächst in der Beeinträchtigung der (visuellen) Wahrnehmung und zugleich der Wahrnehmung des eigenen Körpers. Schneider kann Bewegungen nicht ausführen, wenn sie aus dem praktischen Kontext gerissen sind. Er hat keinen »Spielraum« für »abstrakte Bewegungen«, die etwas zeigen, repräsentieren, symbolisieren sollen. Dagegen hat er mit denselben Bewegungen und dem damit verbundenen Wahrnehmen und Erkennen von Orten, Wegen, Gegenständen keine sichtbaren Probleme, wenn er sie in einem praktisch-alltäglichen Kontext ausführt. Er kann eine Form, z.B. einen Kreis oder einen bestimmten Buchstaben nicht benennen, wenn er sie nur visuell inspiziert, wohl aber, wenn er dessen Kontur mit einer Handbewegung nachfährt. Seine Welt ist gleichsam eingengt auf das, was er gerade vorhat. Was er erfährt, kommuniziert nicht mit weiteren Möglichkeiten und Sinnverweisungen, enthält keine Horizonte jenseits der direkten Vorhaben und Handlungsentwürfe. Schneiders Einschränkungen bestehen geradezu darin, dass er eine zu große Ähnlichkeit mit dem praxeologischen, pragmatistischen oder handlungstheoretischen »Homunculus« der Soziologie aufweist.

Das zeigt die wichtige Rolle und die Eigenständigkeit der pragmatischen Sphäre und der motorischen Gewohnheiten für die Orientierung und Wahrnehmung, sowohl auf die Umwelt wie auf den eigenen Körper bezogen. Schneider scheint kein »Bild«, keine »Orientierung«, kein »Gefühl« über seinen Körper oder Dinge in der Umwelt zu haben, wenn er im Bereich bloßer Kontemplation bleibt, auf seine Sensorik ohne praktischen Anlass zugreifen soll. Nur, wenn er sich bewegt, kann

er zielgerichtet auf jeden seiner Körperteile »zugreifen« und – in eines damit – sich auf die durch diese Praxis eröffnete Umwelt orientieren. Der Fall Schneider macht so gesehen eine zunächst kryptische Formulierung verständlich, die sich in Merleau-Pontys Vorlesungsnotizen von 1953 (*Le monde sensible et le monde de l'expression*) findet. Merleau-Ponty spricht dort von dem »seinsenthüllenden« Charakter der Bewegung: »mouvement comme révélateur de l'être« (Merleau-Ponty 2011: 173). Schon in der Analyse des Falles Schneider in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* entwickelt er den Begriff einer »Praktognosie«. »Die Bewegungserfahrung unseres Körpers ist kein Sonderfall einer Erkenntnis; sie eröffnet uns eine Weise des Zugangs zur Welt und zu Gegenständen, eine ›Praktognosie‹, die es als eigenständig, ja vielleicht als ursprünglich anzuerkennen gilt. Mein Körper hat seine Welt oder enthält (comprend) seine Welt, ohne erst den Durchgang durch ›Vorstellungen‹ nehmen oder sich einer ›objektivierenden‹ oder ›Symbolfunktion‹ unterordnen zu müssen« (Merleau-Ponty 1966: 170). Schneiders Beeinträchtigungen wie seine Kompetenzen weisen dann darauf hin, dass diese »Praktognosie« als solche nicht oder wenig beeinträchtigt ist. Unter der Voraussetzung, dass Schneider sich praktisch verhält, wirken sich seine Beeinträchtigungen des dynamischen Körperschemas ebenso wenig aus wie seine visuellen Beeinträchtigungen.

Man könnte sich fragen, ob Merleau-Ponty hier nicht auch eine Idee von Henri Bergson aufgreift, nämlich die des »Bewegungsgedächtnisses« (Bergson 2015: 92 ff.; vgl. unten) als eine dem vorstellenden und bewussten »Erinnerungsgedächtnis« entgegengesetzte Form des Gedächtnisses. Merleau-Pontys Problembeschreibung legt nahe, dass Schneider diese Dimension der »Praktognosie« nicht für die Ebene reflexiver, vorstellender, imaginativer Intentionalität in Anspruch nehmen kann. Das Problem läge dann in der erschwerten Interaktion, in den nicht mehr vorhandenen unmittelbaren Zugriffsmöglichkeiten der vorstellenden, reflexiven Intelligenz auf den »Bewegungssinn«.

Körpersubjekt oder Körperschema?

Am Ende des 3. Abschnitts der *Phänomenologie der Wahrnehmung* finden sich eine ganze Reihe immer wieder zitierter Formulierungen im Sinne des romantischen Körperkonzepts. Das legt nahe, dass Merleau-Ponty als Ergebnis aus der Analyse des Falles Schneider so etwas wie eine eigenständige »körperliche« Intentionalität zumindest in Erwägung zieht. Im weiteren Argumentationsverlauf verliert sich das aber wieder. Die Argumentation schwankt zwischen einem Modell romantischer Subjektivität und einer mehr strukturalen Argumentation, an die dann die

Überlegungen der 1950er Jahre anknüpfen werden. Der deutlichste Indikator dafür ist, dass Merleau-Ponty verstärkt auf das Konzept des *Körperschemas* zurückgreift. Eine gewisse Unentschlossenheit ist aber selbst an Stellen greifbar, an denen Merleau-Ponty die Idee einer Generalität des Körpers vorwegnimmt. So postuliert er an einer Stelle eine Korrespondenz meiner Wahrnehmung des (Körpers des) Anderen und meiner selbst. Sie rühre von dem Umstand her, dass der Andere die Gegenstände gebraucht, die mir selbst vertraut sind. Das heißt: »dieser Körper des Anderen da <hat> dieselbe Struktur wie der meinige« (Merleau-Ponty 1966: 405). Die sich anschließende Formulierung »mein Körper ist es, der den Körper des Anderen wahrnimmt, und er findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen« (ebd.) nähert sich wiederum der Logik des intentionalistischen romantischen Modells. Umgehend wird, das zeigt Merleau-Pontys Schwanken, dann im selben Satz wiederum der strukturelle Aspekt in den Vordergrund gerückt: »wie die Teile meines Körpers ein zusammenhängendes System bilden, bilden somit auch der fremde Körper und der meinige ein einziges Ganzes, zwei Seiten eines einzigen Phänomens, und die *anonyme Existenz*, deren Spur mein Körper in jedem Augenblick ist, bewohnt nunmehr die beiden Körper in eins« (Hervorhebung jmk; 1966: 405).

Eine Fußnote schiebt quasi korrigierend den Begriff des Körperschemas an die Stelle des Subjekt-Körpers bzw. Körper-Subjekts: »Daher kann man Störungen in der Funktion des *Körperschemas* feststellen, indem man den Kranken auffordert, einen Punkt, den man auf seinem Körper berührt, auf dem Körper des Arztes zu zeigen.« (ebd., kursiv jmk). Das folgt einer bereits in Merleau-Pontys Frühschrift vorfindliche Argumentationslogik »Struktur« als dritten Terminus, als »Überbrückung«, »Voraussetzung«, vorauszusetzenden Hintergrund, ja »Ausweg« aus der Subjekt-Objekt-Beziehung einzusetzen, die eine »Koexistenz« ermöglicht »die ich nicht als einziger konstituiere« (Merleau-Ponty 1976: 256 ff.; vgl. auch 2007: 177 f.).

Exkurs: das Körperschema in der Literatur

Da das »Körperschema« eine zunehmend wachsende Bedeutung in Merleau-Pontys semantischem Haushalt bekommt, empfiehlt sich eine Vergegenwärtigung der Herkunft und inneren Logik dieses Konzepts. Die Verknüpfung von Körperlichkeit und der Strukturthematik ist der Etymologie und Semantik des Wortes »Schema« schon für sich genommen inhärent. Als Erstbedeutung findet sich im (Alt-) Griechischen nämlich »Haltung«, insbesondere Haltung des Körpers, auch: Stellung, Gebärde. Geht man davon aus, ist man im Grunde schon bei der Bedeutung,

die das zusammengesetzte Wort »Körperschema« angenommen hat. Als zweite, allgemeinere Bedeutung findet sich: »Gestalt, Form« in drei möglichen Kontextuierungen: als »stattliche Erscheinung, Pracht«, sowie »Kleidung, Tracht« (auch das also auf den Körper bezogen!) sowie als »mathematische Figur« (Gemoll 1954: 725, Stichwort: σχήμα).

Merleau-Ponty rekurriert auf eine Debatte um diesen Begriff, die im Kontext der Psychiatrie und Neurologie des frühen 20. Jahrhunderts einsetzte. Mit ihr verknüpfen sich die Namen der Neurologen und Psychiater Arnold Pick (1851–1924) in Prag, Henry Head in London (1861–1940), Paul Schilder in Wien und New York (1886–1940). Letzterer war der Verfasser des Grundlagenwerks *Das Körperschema* (1923) bzw. in der späteren Auflage *The Image and Appearance of the Human Body* (1950). Des Weiteren wäre Jean Lhermitte in Paris (1877–1859) zu nennen, auch in Karl Jaspers Psychopathologie findet sich eine ausführliche Erörterung der Thematik (Jaspers 1973/1913: 1, Teil § 3: 74 ff.). Was mit »Körperschema« jeweils gemeint ist, variiert von Autor zu Autor, die Spannweite des Konzepts ist recht variabel. Bereits bei Head geht es zum einen um Fragen der inneren Wahrnehmung des Körpers und der Fähigkeit zur Lokalisation seiner Teile bzw. der Lokalisation von sensorischen Reizen an Körperteilen, damit aber um die Fähigkeit eine *Vorstellung* im Sinne einer inneren Repräsentanz des eigenen Körpers zu haben oder auf Aufforderung zu bilden. Zum anderen verwendet Head »Körperschema« als eine dynamische, operative Funktion. Es geht um ein bei schlechthin jeder Bewegung mitlaufendes operatives Gewahrsein der Lage, Position des Körpers und der dabei stattfindenden Transformationen, letztlich um ein auf Propriozeption bzw. Kinästhetik bezogenes »Arbeitsgedächtnis«. Wie in einem »Taximeter« die zurückgelegte Strecke (so ein von Merleau-Ponty vielzitiierter Vergleich von Head), so schlagen im Körperschema die von Moment zu Moment erfolgenden Veränderungen der Positionen der Teile des Körpers zueinander und gegenüber der Umwelt »zu Buche« und gewährleisten in jedem Moment ein sicheres Gefühl für die Positionen und Positionsveränderungen des eigenen Körpers.

Das Konzept wurde von Anfang an im Hinblick auf klinische Phänomene, vielfältige Beeinträchtigungen der Wahrnehmung, der Motorik und der Repräsentanz des Körpers hin ausgearbeitet. Die Ursachen für solche Beeinträchtigungen sind sehr vielfältig, wie zum Beispiel Gehirnschädigungen als Folge von Infektionen, Amputationen, Verletzungen (auch das berühmte Phantomglied ist eine »Störung« des Körperschemas) oder psychische Problematiken. Andere Beispiele sind Neglect-Phänomene. Für solche Patienten existieren in der bewussten, deklarierbaren Wahrnehmung, bei Bewegungen und Tätigkeiten oder in beiden Bereichen Teile ihres Körpers nicht mehr. Zum Beispiel kann eine komplette Hemisphäre des Gesichtsfelds ausfallen. Menschen können

propriozeptive bzw. kinästhetische Fähigkeiten verlieren, weil die entsprechenden Rezeptoren geschädigt sind bzw. die Verbindung zu diesen geschädigt sind. Dabei handelt es sich z.B. um Sinneszellen, die auf die Gelenkstellung reagieren, die auf Dehnung oder Druck reagieren – den Ruffini-Körperchen in der Haut, Muskelspindeln als Dehnungs- sowie Golgiorgane als Spannungsrezeptoren (vgl. Birbaumer/Zittlau 2018: 114). Davon betroffene Patienten müssen dann mühsam über visuelle Daten dessen Lage rekonstruieren. Eine gewisse Prominenz hat dabei der Fall von Ian Waterman, der infolge einer Infektion die Fähigkeit zur propriozeptiven Lokalisierung seines Körpers unterhalb des Nackens verloren hatte (Cole 1995). Er ist nur auf visuellem Wege in der Lage die Position seiner Körperteile zu lokalisieren. Hindert man ihn am Sehen, verstellt dann Knie oder Arm und fragt ihn, wo sich das Körperteil befindet, gibt er die zuletzt gesehene Position an. Waterman kann zunächst keine noch so einfache Bewegung mehr ausführen, weil er kein Gefühl mehr für den Zustand seiner Muskeln und der Lage seiner Körperteile hatte. Durch unermüdliches Training gelang es ihm, die ausgefallene Propriozeption/Kinästhetik durch eine rein visuelle Steuerung der Motorik annähernd zu kompensieren. Wie weit das geht, wird aus dem Umstand deutlich, dass er darauf angewiesen ist, mit Licht zu schlafen. Würde er in der Dunkelheit aufwachen, sich selbst nicht sehen können, könnte er noch nicht einmal seine Schlafposition ändern oder auch nur den Schalter der Nachttischlampe betätigen. Ohne Licht ist er zur Immobilität verdammt, nicht weil er sich nicht bewegen kann, sondern weil ihm dann keine sensorische Führung der Bewegung möglich wäre (vgl. Birbaumer/Zittlau 2018: 122).

Körperschema und/oder Körperbild? (Gallagher)

Shaun Gallagher (Gallagher 2005: 24 ff.) hat versucht, den Sprachgebrauch im Zusammenhang mit dem Begriff Körperschema zu systematisieren. Kern seines Vorschlags ist insbesondere eine klare Abgrenzung der Begriffe »body schema« (Körperschema) und »body image« (Körperbild). Allerdings räumt er sofort ein, es handle sich dabei in der Realität um »closely related systems«: »behaviourally the two systems interact and are highly coordinated in the context of intentional action«. Dennoch schlägt er zwei »Demarkationslinien« der Unterscheidung vor: »A body image consists of a system of perceptions, attitudes, and beliefs pertaining to one's own body. In contrast, a body schema is a system of sensory-motor capacities that function without awareness or the necessity of perceptual monitoring.« (Gallagher 2005: 24). Das Körperbild ist also eher auf Wahrnehmungen und deren Verarbeitung, auf deren

Vorstellung und Repräsentanz bezogen. Es kann, über aktuelle Wahrnehmungen hinausgehend, Überzeugungen und Haltungen über die Lage und die Beschaffenheit des Körpers beinhalten. Das Körperschema dagegen ist stärker auf Verhalten, eine Fähigkeit sich zu bewegen, etwas zu tun bezogen. Es beinhaltet die Fähigkeit den Körper und seine Teile im Zusammenhang mit motorischen Vermögen, Fähigkeiten und Gewohnheiten (Habits) zum Einsatz zu bringen. Er weist nochmals auf das Ineinanderspielen der Konzepte hin, wenn er anfügt: »Obviously [...] a perception of one's own movement (or indeed someone else's movement) can be complexly interrelated to the accomplishment of one's own movement, although not all movement requires a body percept.« (Gallagher 2005: 24). Der Abgrenzungsversuch Gallaghers (den sich übrigens Merleau-Ponty nicht zu eigen macht, vgl. dazu Saint Aubert 2013: 39 ff.) ist also auch insofern problematisch, als auch das in Bewegungsabläufen operativ wirksame Körperschema immer auf laufende Wahrnehmungen (propriozeptiv, visuell u.a.) angewiesen bleibt. Das zeigt das Beispiel von Ian Waterman sehr deutlich.

Der Begriff »Körperbild« mag sich auf eine »Vorstellung« des eigenen Körpers beziehen. Diese Vorstellungen können einerseits statisch sein (der Körper in einer bestimmten Haltung), aber eben auch dynamisch (der Körper im Vollzug einer bestimmten Bewegung). So oder so handelt es sich im Grunde um eine Pluralität von Körperschemata – der Körper und seine Teile in einer Sequenz dieser oder jener Haltungen (Stehen – in die Hocke gehen – Sitzen) oder auch: in diesem oder jenem typischen Bewegungsvollzug (ein Glas zum Mund führen, Geige spielen, Holz spalten). Auch Gallagher weist darauf hin, dass in der Literatur der Sprachgebrauch durchweg zwischen einer Verwendung im Singular und im Plural oszilliert. Sowohl »mein« Körperschema als auch »mein« Körperbild (im Singular) beinhaltet so gesehen eine prinzipiell unüberschaubare Pluralität von Schemata und Bildern, als Gesamt der mir prinzipiellen möglichen und vorstellbaren Haltungen und Bewegungsabläufe (als strukturierten Veränderungen und Abfolgen von Haltungen). Wichtig ist auch, im Blick zu behalten, dass bei schlechthin jeder spezifischen Bewegung bestimmter Körperteile, etwa der Hand zum Mund im Sitzen, zugleich auch ein den ganzen Körper umfassendes Bewegungs- und Haltungsschema zum Tragen kommt. »Not only are the anatomical parts of hand and face involved, but also a large number of muscle systems throughout the body are activated for purposes of maintaining balance« (Gallagher 2005: 24, FN 5). Das zeigt zugleich, dass verschiedene Sinnesmodalitäten ins Spiel kommen. Sitzen hat – egal, ob ich mich auf ein – im Sinne Gallaghers – Körperbild oder Körperschema beziehe, eine visuelle wie auch propriozeptive Qualität.

Saint Aubert zeigt, dass sich Merleau-Pontys Verwendung des Begriffs »Körperschema« weder auf die eine noch die andere von

Gallagher heraus gearbeitete Bedeutung festlegen lässt (2013: 40 ff.). Es werden beide Aspekte sowohl in ihrer Verschränkung als auch in – je nach Gegenstand – unterschiedlichen Akzentuierungen thematisch. Auch Kristensen argumentiert in diesem Sinne und nimmt dabei Bezug auf die für Merleau-Ponty in den 1950er-Jahren zunehmend wichtigen Konzepte Paul Schilders: »Das Körperschema als implizite Struktur des Leibes kann sehr wohl der bewussten Dimension des Leibes zugerechnet werden; die beiden Ebenen sind enger verflochten als (bei Gallagher, jmk) angenommen. Schilder selbst schreibt am Anfang seines oben erwähnten Buches, dass das Körperschema bzw. Körperbild mehr als eine bloße Wahrnehmung und es nicht auf die Vorstellung reduzierbar ist, dass sich aber das Subjekt eine Vorstellung davon machen kann. [...] Anders formuliert könnte man sagen, dass das Körperschema die implizite Norm der Bewegung ist, während das Körperbild die explizite Form dieser Norm ist, in dem Moment, in dem eine Abweichung auftaucht und so die Bewussterwerden ermöglicht. Das Schema als Bild ist also mein Leib als sichtbarer Leib für die Anderen.« (Kristensen 2012: 33). Dieser zuletzt geäußerte Gedanke bleibt etwas undeutlich, weil Kristensen hier ein Brückenargument überspringt. Sinngemäß müsste es lauten, dass die bewusste »Vorstellung« des eigenen Körpers eine Amalgamierung mit der Perspektive auf den Körper des Anderen bzw. mit der Perspektive des Anderen auf meinen Körper erfordere. Das gilt aber nur für die visuellen, nicht unbedingt für die propriozeptiven Aspekte.

Davon abgesehen liegen aber diese Argumente Alloas und Kristensens meines Erachtens in der Logik der Gesamtargumentation der *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Merleau-Ponty möchte ja die kategorialen Gräben zwischen »Motorik« und »Intelligenz« (Merleau-Ponty 196: 231), zwischen »fungierender Intentionalität« und »Aktintentionalität« überbrücken. Dennoch – oder gerade deswegen – bleibt die Unterscheidung von Gallagher doch nützlich. Man darf sie nur nicht substantialisieren. Man muss im Auge behalten, dass das Körperschema einerseits eine operative Dimension hat, dem Vollzug von körperlichen Bewegungen und Handlungen inhärent sein kann. Auf der Grundlage dieser »Praxis« ist es aber natürlich jeder Form von reflexivem oder vorstellendem Verhalten zugänglich. »Körperbild« ist dann ein spezifischer, abgeleiteter intentionaler Modus des Körperschemas. Es hat aber auch als statisches »Bild«, als Repräsentanz einen Schemacharakter, der sich nur erschließt im Rekurs auf in Bewegungserfahrung eingelassene dynamische Körperschemata. In das Körperschema gehen zudem – gleich in welchem Modus, operativ oder vorstellend – unterschiedliche Sinnesmodalitäten (z.B. visuelle, propriozeptive) ein, die als miteinander verknüpft erscheinen, eine komplexe Korrelationsstruktur bilden. Das Körperbild (die Vorstellung) meiner selbst als

aufrecht stehend, beinhaltet auch die »Vorstellung« eines propriozeptiven Status, eines bestimmten Muskeltonus, nicht nur ein »optisches« »Bild«.

Körperschema als »Wendepunkt der Wissenschaft«

Merleau-Ponty markiert an einer entscheidenden Stelle der *Phänomenologie der Wahrnehmung* – auf Head, Lhermitte, Schilder Bezug nehmend – das Konzept des »Körperschemas« als einen »Wendepunkt der Wissenschaft« (Merleau-Ponty 1966: 123). Diese Wende besteht für ihn im Übergang von einer ursprünglich assoziationistischen zu einer gestalttheoretischen, dynamischen, situations- und handlungsbezogenen Betrachtungsweise (ebd.: 125 f.). Bereits hier betreibt Merleau-Ponty eine Entpsychologisierung des Konzeptes im Sinne einer phänomenologisch-ontologischen Öffnungs- bzw. Transzendenzstruktur. »Letzten Endes kann mein Körper nur insofern eine ›Gestalt‹ sein und kann es vor ihm nur ausgezeichnete Figuren auf gleichgültigem Untergrund geben, als er auf seine Aufgabe hin polarisiert ist, auf diese hin existiert und auf sich selbst sich zusammen nimmt, um sein Ziel zu erreichen: dann aber ist das Körperschema letztlich nur ein anderes Wort für das Zur-Welt-Sein meines Körpers.« (Merleau-Ponty 1966: 126). Man merkt der Formulierung noch die subjekttheoretischen Schlacken an, die er später selbst kritisiert. Aber zugleich wird an dieser Stelle auch eine »praxistheoretische« Fundierung des Körperschemas deutlich. Körperschema(ta) sind auf die Bewältigung situationsspezifischer Anforderungen bezogen und damit Wahrnehmungen und Motorik zugleich. Das wird anhand von Apraxien diskutiert, etwa der Unfähigkeit zur Nachahmung von Handbewegungen. Merleau-Ponty zitiert dabei Grünbaums Deutung, bei Apraxien handle es sich generell um eine Störung der grundlegenden Funktion der »motorischen Differenzierung des dynamischen Körperschemas« (Merleau-Ponty 1966: 171). Das Körperschema ist zugleich raum- und damit welterschließend (ebd.), ein »System von Äquivalenzen <diese> unmittelbar gebene Invariante, auf Grund deren die verschiedensten Bewegungsaufgaben augenblicklichster Transposition fähig sind. Es ist also nicht allein eine Erfahrung meines Leibes, sondern eine Erfahrung meines Leibes in der Welt und auf Grund dessen allein vermag es sprachlichen Anweisungen einen Sinn zu geben.« (ebd.).

Wenn Merleau-Ponty das »Phänomen der Erwerbung einer Gewohnheit« umstandslos »als Verwandlung und Erneuerung des Körperschemas« definiert, wird deutlich: *Körperschemata* haben eine strukturelle und dynamische Dimension zugleich, sind so etwas wie eine operative Grammatik, die Bewegungen inhärent sind. Mit dem Thema Bewegung

kommt – von Merleau-Ponty unausgesprochen, aber zwingend – eine Dimension des (Arbeits-)Gedächtnisses ins Spiel. Eine bestimmte Bewegung zu vollziehen beinhaltet ein Körperschema im Sinne einer bestimmten typischen Abfolge, Sequenz körperlicher Haltungen praktisch zu beherrschen. Jedes neuerworbene sensomotorische Muster ist gleichbedeutend mit einer Differenzierung, Modulation und Transformation meines Körperschemas, im Sinne der Ausweitung der mir möglichen Bewegungs- (und damit Körper-)schemata. Gewohnheiten sind so gesehen auf eine Vielzahl von Situationen ebenso generalisierbare wie spezifizierbare Kompetenzen, dispositional (etwa im Sinne Ryles 2018: 155 ff.). Die eben zitierte Passage bildet den Kopfsatz des Abschnitts der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, der als einer der Hauptbelege für das romantische Körperkonzept gilt. Daran zeigt sich nochmals wie eng amalgamiert neue Themen (»nouveaux thèmes«) und »klassische Konzepte« (»concepts classiques«) hier noch sind (Merleau-Ponty 2011: 46).

In der 2011 von Emmanuel de Saint Aubert und Stefan Kristensen herausgegebenen, schon mehrfach erwähnten Vorlesung *Le monde sensible et le monde de l'expression*, die, so Kristensen, die »bewusstseinstheoretischen Relikte« endgültig abschüttelt (Kristensen 2012: 27) wird das Konzept facettenreicher. Es wird mit einer strukturalistischen Semantik der Differenz verknüpft (dazu Kapitel 3) und bereitet den ontologischen »Turn« des Spätwerks vor. Insbesondere rezipiert Merleau-Ponty in diesem Zusammenhang verstärkt das Werk des Psychiaters und Psychoanalytikers Paul Schilder »The Image and the Appearance of the Human Body.« Hier werden verschiedene neue Akzente gesetzt, die dann auch z.B. in den Vorlesungen zum Naturbegriff 1959/1960 und im ontologischen Spätwerk wieder aufgegriffen und fortgeführt werden (dazu insgesamt Saint Aubert 2013: Section A; 2006: 238 ff.). Das beinhaltet (1) epistemologisch-ontologische (2) bewegungs- und praxistheoretische, (3) ausdrucks- bzw. sprachtheoretische, (4) und sozialtheoretische Aspekte.

Körperschema und späte Ontologie (I)

Im Körperschema kreuzen sich Welt und Subjekt, Innen und Außen, das Körperschema ist ein »système d'équivalences entre le dedans et le dehors« (zit. bei Saint Aubert 2006: 239). Die Bewegungen und Lageveränderungen meines Körpers sind immer schon bezogen auf Dinge und andere Menschen und ihre Bewegungen. Das Körperschema ist damit amalgamiert – es hat gleichsam eine Welt- und eine Innenseite, ohne dass diese im operativen Modus für das Subjekt unterscheidungsbedürftig oder auch nur unterscheidungsfähig wären. Zur Fähigkeit der

Bewegungsausübung gehört eine bestimmte Raumerfahrung. Das in eine Fertigkeit involvierte Körperschema, zum Beispiel die Beherrschung eines Blasinstruments, schließt dessen haptische, akustische, visuelle Qualitäten ebenso ein wie die damit verknüpften proprio- und interozeptiven Wahrnehmungen (etwa beim Atmen oder des Kontakts zwischen Lippen, Mund und Mundstück). Beim körperlichen Umgang mit Dingen oder Stoffen ist deren spezifischer Widerstandskoeffizient Bestandteil, Komplement der Erfahrung des eigenen Körpers. In konkretem und übertragendem Sinne gilt dies auch für den Kontakt mit anderen Menschen, in jeder Form der Gestaltung einer gemeinsamen »Bewegungsmelodie«, zum Beispiel im Sport, Tanz, Kampf, der Sexualität. Aber es gilt ebenso für sozusagen »berührungsfreie« Formen der Kommunikation. Wenn etwa meine Körperhaltung auf die der anderen bezogen ist, z.B. meine Befangenheit die Befangenheit oder die Aufdringlichkeit der anderen spiegelt. Das Körperschema ist Ausdruck der wechselseitigen Artikulation des Körpers und seines Milieus, eine Fähigkeit, die zum Beispiel in »Apraxien« verloren geht. In solchen Überlegungen knüpft Merleau-Ponty einerseits an die Analysen der *Phänomenologie der Wahrnehmung* an, andererseits bereiten sie die im ersten Teil ausgeführte Wende zu dem ontologischen Begriff des »Chair« vor.

Praxistheoretische Dimension des Körperschemas (2)

Das Körperschema müsste – es wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen – von seiner operativen Bedeutung her eigentlich als Pluraletantum gefasst werden. Es steht, obwohl es immer um den einen (individuellen) erfahrbaren Körper geht, strukturell im Plural. Es geht um einen ständigen und kontinuierlichen Übergang von jeweils kontext- und situationsspezifischen Körperschemata, die sich mit jeder neuen Situation neu verknüpfen, differenzieren, anreichern und transformieren. Kristensen zitiert in dieser Hinsicht David Morris, der das Körper-Schema als eine »primordial habit-matrix« bezeichnet hat (Kristensen 2012: 26). In dieselbe Richtung zielt auch Heads Vergleich mit einem »Taximeter«, eine Formulierung, von Merleau-Ponty immer wieder aufgegriffen wird. Die Vorlesung von 1953 entfaltet deutlicher als die *Phänomenologie der Wahrnehmung*, dass sich das Körperschema immer in Bewegungsabläufen realisiert, strukturell dynamisch ist. Der Körper in Ruhe entgleitet geradezu der Erfahrung. Erst durch die Sukzessivität von Lageveränderungen in der Bewegung, entstehen die für das Körperschema maßgeblichen Relationen- und Differenzsysteme eingenommener, wieder verlassener, privilegierter, »normaler« und »unnormaler« Positionen/Haltungen (2011: 129; vgl. 139). Hier kommt bereits das von

Saussure sich ableitende strukturelle, differenztheoretische Argument ins Spiel. Das Körperschema ist »puissance motrice«, ein Bewegungsvermögen (2011: 131) und genau deshalb ist es »Schema«, »Struktur« oder besser gesagt eine Multiplizität, eine ganze Grammatik prinzipiell nicht eingrenzbarer Schemata, die so etwas wie »Versatzstücke« darstellen, einen Begriff, den Merleau-Ponty immer wieder vor allem auch im Hinblick auf Sprache verwendet. Ihren Zusammenhang und ihre spezifische Passung erhalten diese Versatzstücke durch die Praxis, die Gesamtheit der Praktiken, in die der jeweilige Körper involviert ist: »Donc unité du schéma corporel – de ces ›sens‹ et de ses ›segments‹ – qui n'est pas celle d'une connaissance ou d'un objet de connaissance verticale, par participation à une idée, mais unité latérale, ouverte, d'une coexistence. Cela ne se comprend que comme unité d'une action sur le monde, d'une praxis.« »Also: Einheit des Körperschemas – seiner Bedeutungen und Segmente – das ist nicht die einer vertikalen Erkenntnis oder eines vertikalen Erkenntnisobjekts kraft Teilhabe an einer Idee, sondern laterale, offene Einheit einer Koexistenz. Das lässt sich nur als Einheit einer Handlung der Welt gegenüber, einer Praxis verstehen« (2011: 140, vgl. auch 138; Übers. jmk).

Merleau-Ponty betont aber ausdrücklich, dass er den Praxisbegriff gegenüber einem aus seiner Sicht eingeschränkteren der »Handlung« vorziehe, weil er im Praxisbegriff die für ihn wichtige Verschränkung äußerer und innerer Aspekte gewahrt sieht (2011: 140). Er denkt ebenso wie »das« Körperschema »Praxis« im *Singular* von der Individualität des jeweiligen Körpers her, in dem sich aber wiederum sozusagen die verschiedenen – auch sozialen – Praktiken, in die das Individuum eingeschaltet ist, assoziieren, überkreuzen, verbinden zu einer Typik der Praxis *dieses* Individuums. Das nimmt auf gewisse Weise Bourdieus späteren Begriff des Habitus als Habitus einer Person vorweg.

Man kann das Konzept des Körperschema deshalb so mühelos soziologisieren, weil ihm wie allen Konzepten Merleau-Pontys ein Weltbezug bereits inhärent ist. Soziologen werden eher von den Körperschemata im Plural sprechen. Mir scheint das nicht inkompatibel, allerdings ist es im Sinne Merleau-Pontys, dabei nicht den Konnex der sozial verstandenen Praktiken zu den individuellen Körpern preiszugeben. Praktiken haben, auch wenn diese manche Formulierungen moderner Praxistheorien suggerieren, keinen von den Körpern unabhängigen Status. Wenn man das annimmt, würde man ihnen den Status autonomer Systeme geben und käme dann in dieselben Probleme wie etwa Luhmanns Theorie autopoietischer Systeme (dazu Kastl 1998, 2001, 2012). Merleau-Ponty unterstellt durchweg, seit den *Strukturen des Verhaltens* eine feldtheoretische Logik, in der Strukturen und Systeme nicht abhebbar sind von dem, was sie strukturieren, sondern sich gerade durch und mittels ihrer Elemente, in ihnen selbst und in ihrem wechselseitigen Verhältnis

zugleich realisieren.¹ »Die Subjekte, die in einer Gesellschaft leben, haben nicht zwangsläufig Kenntnis von dem Austauschprinzip, dem sie gehorchen, genauso wenig wie das Sprachsubjekt nicht darauf angewiesen ist, die linguistische Analyse seiner Sprache zu durchlaufen, um sprechen zu können. Die Struktur wird von ihnen vielmehr als selbstverständlich praktiziert. Wenn man so will, die Struktur ›hat‹ sie eher, als daß diese sie haben. Man denke an die Sprache [...] wo die Worte von sich aus zu sprechen und sich in Eigenwesen zu verwandeln scheinen.« (Merleau-Ponty 2007: 167). In diesem Sinn sind also soziale Praktiken strukturiert und soziale Strukturen »praktiziert«. Diese praktizierten Strukturen (ebd.) sind konkrete, immer inkarnierte, also individualisierte Systeme, die aber genau deshalb nicht darauf angewiesen sind, dass die darin verbundenen Individuen (adäquaten, übereinstimmenden, konsistenten) *Vorstellungen* über diese Strukturen folgen müssen, um sich strukturiert zu verhalten.

- 1 Vergleichbar der Logik, nach der die Gesamtheit der in einem Gravitationsfeld befindlichen Massen und ihre Bewegungsindices in der Allgemeinen Relativitätstheorie dieses Feld wiederum bilden und transformieren, wobei das Feld wiederum ihnen ihre Bewegung vorgibt. Merleau-Ponty bezieht seine Feldkonzepte wesentlich über Koffka; der wiederum entwickelt seinen Feldbegriff in einer Übertragung der physikalischen Feldbegriffe (Faraday, Macwell, Einstein) auf das Gebiet des Verhaltens (Koffka 1935: 41 ff.). Übrigens findet sich bei Koffka auch der Link auf das in diesem Zusammenhang wichtige gewordene Bild des Fußballspiels. Koffka zitiert wiederum einen Autor namens Hartgenbusch (Koffka 1935: 44). Das Fußballfeld taucht wieder – ohne jeden Beleg – in Merleau-Pontys *Struktur des Verhaltens* (1976: 193) auf, sowie bei Bourdieu/Wacquants (Bourdieu/Wacquant 1996: 44), deren Ausführungen wiederum ein bemerkenswertes Unverständnis für die feldtheoretische Argumentationslogik offenbaren, weil sie dieser dann doch wieder eine Semantik von Subjekt/Objekt unterlegen, die ja durch den Feldbegriff gerade gesprengt werden sollte. Das Ganze zeigt einmal mehr, wie vermeintlich einem Autor zurechenbare Ideen in Wirklichkeit in einer bestimmten historischen Phase frei zirkulierende Formulierungen, Argumentfiguren, Bilder, Diskurse darstellen – selbst ein feldtheoretisch relevantes Faktum und sicher ein gutes Beispiel für die Rolle non-deklarativer Mechanismen (des Primings, des »Aufschnappens«) bei der Dispersion von Semantiken. Ein analoges Beispiel ist auch die Semantik der »Bewegungsmelodie« oder überhaupt die Vorstellung einer relativen Eigenständigkeit sensomotorischen Dimension des menschlichen Verhaltens, durchaus keine Idee Merleau-Pontys, sondern eine, die ganz allgemein »in der Luft lag« in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und auch schon davor (siehe unten die Überlegungen zu Bergson!).

Körperschema im sprachlichen Verhalten (3)

Es geht bei den Körperschemata *nicht nur* um das, was man – etwa in Anknüpfung an Marcel Mauss – im weitesten Sinne als Körpertechniken versteht. Es ist wichtig zu verstehen, dass die eigentliche Stoßrichtung der Ausführungen in *Le monde sensible et le monde de l'expression* darin liegt, gerade den *Konnex* von Wahrnehmung, Bewegung und körperlich-gestischem Ausdrucksverhalten zu symbolischen und sprachlichem Verhalten herzustellen. Das läuft letztlich darauf hinaus, das Konzept des Körperschemas auf expressives Verhalten überhaupt, einschließlich des Sprechens auszudehnen. Auch Sprechen und Sprache ist eine Körpertechnik. Im Wesentlichen besteht Merleau-Pontys konzeptuelle Strategie darin, zu zeigen, dass bereits in Bewegung und Wahrnehmung die differentielle bzw. diakritische Dimension, wie sie die Saussuresche Linguistik für Sprache geltend macht, im Grundsatz angelegt ist. Was sicher fehlt, ist eine überzeugende Theorie der Genese konventionalisierter Bedeutungssysteme. Ansätze hierzu finden sich allerdings in Merleau-Pontys Institutionsbegriff (vgl. dazu Merleau-Ponty 2015, unten: Teil II, Kap. 4). Unabhängig von diesen offensichtlichen Lücken: phänomenologisch überzeugend scheint mir, dass Sprache und sprachliches Verhalten jedenfalls *nicht ohne* die von Merleau-Ponty heraus gearbeiteten Aspekte beschrieben werden können. Sprache und Sprechen sind *immer zugleich* Formen strukturierter Bewegung, die die zur Hervorbringung von Äußerungen oder Texten notwendigen Fertigkeiten erfordern (vgl. dazu Kastl 2001: insbes. Kap. IV). Es gibt auch ein auf Sprechen und Sprache bezogenes individuelles Körperschema als Komplexion der jeweiligen komplexen pluralen körperlichen Schemata der Sprechmotorik. Bereits die Fähigkeit der Artikulation eines einzelnen Lautes, beispielsweise des frikativen Labials »w«, erfordert ein eigenes kleines Körperschema, erst recht die Gesamtheit der jeweils in einer bestimmten Sprache möglichen Übergänge in andere Laute.

Es ist eine zentrale These dieser Arbeit, dass dies Folgen für die soziologische Strukturtheorie hat (dazu unten Kapitel 4). In dem Vorlesungsskript von 1953/4 exponiert sich das in einer leitmotiv-artigen Parallelisierung von Bewegung(swahrnehmung) und sprachlichem Verhalten (dazu im Einzelnen Kapitel 2 und 3). Ein Beispiel hierfür wäre etwa die folgende Formulierung: »Avoir un corps comme capable de gesticulation expressive ou d'action et avoir un système phonématique comme capacité de construire des signes, c'est la même chose. Schéma corporel et système phonématique. Comme le système phonématique, le schéma corporel est puissance de varier un certain principe sans connaissance expresse de ce principe.« »Einen Körper zu haben, der zu einer Ausdrucksgestikulation oder Handlung fähig ist und ein phonematisches

System als Fähigkeit des Aufbaus von Zeichen zu haben, das ist ein und dieselbe Sache. Körperschema und phonematisches System. Wie das phonematische System ist auch das Körperschema die Fähigkeit ein bestimmtes Prinzip ohne ausdrückliche Kenntnis dieses Prinzips zu variieren.« (Merleau-Ponty 2011: 204; Übers. jmk).

Das Körperschema beinhaltet mithin Sprechen überhaupt, aber auch jede spezifische Weise des Sprechens. Dies ist schon deswegen naheliegend, weil ja Sprechen im Unterschied zu Gestik oder Lokomotion eine nicht immer sichtbare, wohl aber auditiv und propriozeptiv/kinästhetisch zugängliche und strukturierte Betätigung der Sprachmotorik beinhaltet. Folgerichtig findet sich in den Arbeitsnotizen zur Vorlesung von 1953 die These, Aphasie sei eine Apraxie der Sprache (*«considérer l'aphasie comme une apraxie du langage»*). Dass Sprechen auch eine Feinmodulation des Körperschemas erfordert, ist phänomenologisch evident – von der phonetischen/phonematischen Ebene, die die »Fertigkeit« der Handhabung und Kombination bestimmter Lautnuancen erfordert, über die Prosodik bis hin zur Beherrschung und adäquaten strukturierten Verkettung semantischer Versatzstücke, gleichsam deren argumentative Gestikulation. Es liegt in der Konsequenz dieser Überlegungen, auch für »innere Vorgänge« wie Denken, des »Bewusstseins alleene« (Marx), »inneres Sprechen« ebenfalls eine Inanspruchnahme dieser sensomotorischen Aspekte anzunehmen. Anders wäre der Anspruch Merleau-Pontys mit den Überlegungen in »Le Monde sensible et le monde de l'expression« zur Entwicklung einer »konkreten Theorie des Geistes« beizutragen (*«faire une théorie concrète de l'esprit»*, Merleau-Ponty 2011: 45) nicht einzulösen.² Sensomotorische Prozesse und die damit mitgedachte operative Bedeutung des Körperschemas sind nicht nur für Bewegungen im herkömmlichen Sinn (z. B. Lokomotion, Haltung, Bewegung der Gliedmaßen) maßgeblich, sondern auch für alle Ausdrucksbewegungen, einschließlich der Sprache (und damit der gesamten bei der Produktion von sprachlichem Material beteiligten, teils gar nicht sichtbaren sensomotorischen Prozesse) in Anschlag zu bringen. Wir werden am Beispiel des »Satzverstehens« sehen, dass Merleau-Ponty von da aus auch traditionell als »kognitiv«, »mental«, »geistig« verstandene Prozesse und Erfahrungsqualitäten in den Blick nimmt und von einer konstitutiven Verschränkung von Bewegung und Bewusstsein ausgeht. »C'est la même

- 2 Solche Überlegungen finden sich nicht nur bei Merleau-Ponty, sondern ebenso bei Plessner, Wygotski, dem Pragmatismus John Deweys und George H. Meads und natürlich – dann schon wieder im Kontext einer Merleau-Rezeption – in neueren kognitionswissenschaftlichen Ansätzen, die mit der Kategorie des »embodiment« oder des »enactement« arbeiten (z.B. Gallagher). Allerdings beschränkt sich auch bei Gallagher die Rezeption auf die »frühen« Arbeiten Merleau-Pontys. Die Ausweitung auf die Sprachtheorie kommt noch gar nicht richtig in den Blick.

chose d'être mobile au sens humain et conscient« »*Es ist dieselbe Sache, zu Bewegungen im menschlichen Sinn fähig und bewusst zu sein*« (Merleau-Ponty 2011: 158; Übers. jmk; vgl. dazu Saint Aubert in der Einleitung: 32).

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch Formulierungen Merleau-Pontys in publizierten sprachtheoretischen Arbeiten, die solche Überlegungen teils vorweg nehmen, teils ausführen und auf sie zurückgreifen. So hebt Merleau-Ponty in dem später in den Band *Signes* aufgenommenen Aufsatz Über die Phänomenologie der Sprache durchweg auf einen Fertigkeitencharakter des Sprechens und des Sprachvermögens ab. Die Beherrschung einer Sprache ist nicht auf das damit verbunden sprachliche Wissen, die »Sprachkenntnis« reduzierbar. Die reale Organisation und das Verstehen der sprachlichen Zeichen in der Rede erfordert nicht primär ein »Ich denke«, sondern ein primordiales »Ich kann«, es handelt sich hierbei um einen »ausgezeichneten Fall von körperlicher Intentionalität«.³ In derselben Logik ist die wenige Seiten später formulierte These zu lesen, ich hätte dann eine Idee begriffen, »wenn sich in mir das Vermögen eingestellt (institué) hat, in ihrem Umfeld Diskurse anzuordnen«, »ich mir einen bestimmten Denkstil angeeignet habe« (2007: 128). In dem 1960 entstandenen Vorwort zu *Signes*, einer der letzten zu Lebzeiten publizierten Texte, fasst Merleau-Ponty Sprache als eine Variante interkorporeller Kommunikation (Merleau-Ponty 2007: 25). Bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* taucht die Überlegung auf »die gemeinsame Sprache, die wir sprechen«, sei »so etwas wie die anonyme Leiblichkeit, die ich mit andere Organismen teile« (1966: 155). Auch in der nicht vollendeten, etwa zeitgleich entstandenen Schrift *Prosa der Welt* betont Merleau-Ponty diese gestisch-motorische Dimension sprachlichen Verhaltens und bringt zugleich ihren Bezug zur Thematik der Bewegung zum Ausdruck.

Dies geschieht auch durch eine auffällige Einschaltung musikalischer Analogien. »Nicht indem ich mein ganzes Denken in Worte deponiere, aus denen die anderen es dann entnehmen, verständige ich mich mit ihnen, sondern mit meiner Kehle, meiner Stimme, meiner Betonung und natürlich auch mit den Worten, den bevorzugten Satzkonstruktionen und mit dem eigenen Zeitmaß, die ich jedem Satzteil zugestehe, komponiere ich ein Rätsel von der Art, dass es nur eine einzige Lösung zulässt, bis der Andere, der diese mit Schlüsseländerungen, mit Punktierungen und Kadenzen gespickte Melodie stillschweigend begleitet, sie auf seine

3 Ausgerechnet in diesem Zusammenhang verwendet Merleau-Ponty ausdrücklich (wenn nicht sogar *nur* an dieser Stelle) in einem laufenden Text den Terminus einer »körperlichen Intentionalität«! Das zeigt zugleich, dass es für ihn im Grunde keinen Fall einer »nicht-körperlichen« Intentionalität geben kann.

Rechnung nimmt und mit mir aussagt, was dann Verstehen heißt.« (Merleau-Ponty 1984a: 52). Diese musikalische Metaphorik schlägt einen Ton an (!), der sich bei vielen Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts findet, die sich mit Bewegung befassen.⁴ Ein Leitmotiv bildet dabei das Bild der »Bewegungsmelodie«, einer »mélodie kinétique« (z.B. Guillaume 1936: 126; Buytendijk 1956/1948: 288, 62 ff.; Luria 2001: 27, 177, 255 f.). Sprachverstehen bedient sich in dieser Sichtweise der Aufnahme, aber auch der »Überschreitung« und »Vervollständigung« einer »sprachlichen Gestikulation des Anderen« (Merleau-Ponty 1984a: 51). Dabei dienen gerade die scheinbar formalen Aspekte der Sprache, ihre phonetischen bzw. phonemischen, syllabischen und endungsbezogenen Differenzen als Grundlage für eine Artikulation, »Abhebung einer Sprachgeste von einer anderen« »und schließlich – wofern die Differenzen präziser und systematischer werden – erscheinen sie in Situationen, die selbst besser artikuliert sind, und erwecken immer mehr den Eindruck, dass dies alles einer inneren Ordnung gehorcht, die dem Kind zu zeigen vermag, was vom Erwachsenen gemeint war.« (Merleau-Ponty 1984a: 55). Die zunächst äußerliche »Bewegung« der sprachlichen Zeichen »weckt nicht vorgeformte Gedanken«, sondern zieht mich in eine »Gedankenbewegung« hinein, »zu der ich allein nicht fähig gewesen wäre und die mich schließlich fremden Bedeutungen öffnet. Ich muss hier endlich zugeben, dass ich nicht nur mein eigenes Denken lebe, sondern dass ich im Vollzug des Sprechens der werde, dem ich zuhöre.« (1984a: 136). Der kognitiven Sphäre ist auf diese Weise eine Bewegungsdimension inhärent. Das ist nicht als Metapher zu verstehen, sondern eine Folge des Umstands, dass sich Sprache in keinem Modus ihrer Anwendung von menschlicher Sensorik und Motorik trennen lässt. Insofern erscheint es folgerichtig, jedes Verstehen einer Äußerung eines anderen Menschen immer auch als Modulation des eigenen Körperschemas zu verstehen. Sprechen beinhaltet also, wenn die Intuitionen Merleau-Pontys zutreffen, im gleichen Sinne eine Differenzierung des Körperschemas wie andere soziomotorische Fertigkeiten. Das beginnt bei der Beherrschung der phonetischen Relationen einer bestimmten Sprache, umfasst Formen der prosodischen, syntaktischen und semantischen Stilisierung und der dabei entscheidenden sensomotorischen Koordinationen. Zwischen sprachlichem Verhalten und der Beteiligung zum Beispiel an einem Basketballspiel gibt es, was immer das Sprechen darüber hinaus ermöglicht, so gesehen eine innere Verwandtschaft (dazu Kastl 2001). In dieser Ausweitung liegt meines Erachtens ein Gutteil des Innovationspotentials der Schriften Merleau-Pontys *nach der Phänomenologie der Wahrnehmung*, das selbst aktuell von einem Autor wie Shaun Gallagher, der sich dezidiert auf Merleau-Ponty beruft, unterausgenutzt

4 Die spannende Frage wäre sicher, ob es wirklich »nur« eine Metaphorik ist oder vielleicht mehr?

wirkt (vgl. etwa Gallagher 2017). Eine progressive Lektüre hätte Intuitionen und Metaphern Merleau-Pontys jedenfalls viel stärker auf seitdem erreichte Erkenntnisse der Sprach- und Bewegungswissenschaften zu beziehen, als dies bislang der Fall ist.

Sozialtheoretische Bedeutung des Körperschemas (4)

Auch die vierte Dimension des Körperschemas wurde bereits im ersten Abschnitt im Kern angesprochen – nämlich bei der Erörterung der Generalität des Körpers, des *chair*. Diese Kategorien sind eng verknüpft, auf gewisse Weise synonym mit dem Begriff des Körperschemas. in der Vorlesung von 1953 formuliert Merleau-Ponty unter dem Titel »Schema corporel et relation avec autrui« (»Körperschema und Beziehung zum Anderen«): »Toutes les transitions entre dissociations du schéma corporel, étrangeté d'une partie du corps, et perceptions des autres, et présence d'un autre [...] L'explicitation totale du schéma corporel donne non seulement rapport à soi du sujet mais encore son rapport à autrui: déjà dans mon schéma corporel sont incluses des présentations de moi-même qui ne s'obtiennent que du point de vue d'autrui (mon visage de face): avènement d'une vision de soi est avènement d'autrui (Stade du miroir). Il y a une accentuation affective du schéma corporel qui est en réalité installation en moi d'un rapport avec autrui [...] Structure libidinale du schéma corporel – Et par là ouverture à une structure sociale du schéma corporel: car un type corporel-interhumain (un pattern) une fois institutionnalisé détermine par contre-coup son accentuation [...] – le corps porteur de tout un système symbolique qui le façonne en retour. Donc non seulement rapports interindividuels, mais rapports sociaux-historiques.« »Alle Übergänge zwischen Dissoziationen des Körperschemas, Fremdheit eines Körperteils und Wahrnehmungen der Anderen und Präsenz eines Anderen [...] Die vollständige Explikation des Körperschemas ergibt nicht nur <einen> Bezug zum Selbst des Subjekts, sondern zugleich seines Bezugs zum Anderen; in meinem Körperschema sind schon Repräsentanzen meiner selbst inbegriffen, die sich nur über den Standpunkt des Anderen ergeben (mein Gesicht von vorne): das Aufkommen einer Vision des Selbst ist das Aufkommen des Anderen (Spiegelstadium). Es gibt eine affektive Akzentuierung des Körperschemas, die in Wirklichkeit Einsetzung eines Bezugs mit dem Anderen in mir ist [...] Libidinöse Struktur des Körperschemas – Und von daher Öffnung zu einer sozialen Struktur des Körperschemas: denn ein körperlich-zwischenmenschlicher Typus (ein Muster), der einmal institutionalisiert wurde, legt im Gegenzug seine Akzentuierung fest [...] – der Körper <als> Träger eines ganzen symbolischen Systems, das ihn wiederum formt.« (Merleau-Ponty 2011: 159; Übers. jmk).

Auch wenn Merleau-Ponty in den späten Natur-Vorlesungen der Jahre 1959/60 Körperschema von einer Dynamik der Projektion und Introjektion her fasst (Merleau-Ponty 2000: 304 ff.; 372 ff.), bewegt er sich nahe an Konzepten George Herbert Meads (Perspektivenübernahme als Einnahme der Rolle eines Anderen) und Jacques Lacans (Spiegelstadiums bzw. Narzissmustheorie). Der eigene Körper wird – sowohl als Bild wie auch als motorisches Schema – über den Blick des Anderen bzw. dessen Stellvertretung durch den Spiegel erfahrbar und zugänglich und dadurch mitstrukturiert. Im Anschluss an Schilder hat dies für Merleau-Ponty eine irreduzibel libidinöse, aber eben auch darin: *soziologische* Dimension (vgl. 2000: 305 – »Das Körperschema hat eine libidinöse und soziologische Struktur.«). Saint-Aubert sieht in dieser »structuration libidinale du schéma corporel« »libidinösen Strukturierung des Körperschemas« eine »dimension intégrale qui affecte inévitablement, et d’emblée, notre rapport au monde.« »*intégrale Dimension, die unweigerlich und von Anfang an unseren Bezug zur Welt berührt*« (Saint-Aubert 2013: 122). Sie betrifft wesentlich unser Verhältnis zu den Anderen, sie verstrickt uns in einer grundlegenden »ouverture aux autres mêmes par l’intercorporéité« »*Öffnung zu den Anderen durch die Interkorporalität*« (ebd. 123; vgl. dazu Merleau-Ponty 2007: 246). Saint-Aubert zitiert in diesem Zusammenhang eine Passage aus dem unveröffentlichten Nachlass: »Le schéma corporel, organisation de mon corps, est en même temps organisation de ses rapports avec les autres corps, intercorporéité (Image and Appearance p. 123 <Beleg Schilder! jmk>) Le schéma corporel, système d’équivalences intersensorielles et entre états successifs, est aussi système d’équivalences entre les corps. Et il est l’un parce qu’il est l’autre [...]. Identification = assumption du schéma corporel d’un autre [...]. Le système pour-soi – pour-autrui est le schéma corporel. Le schéma corporel est le »dedans« du corps [...] où autrui est *introjecté* comme co-corps.« »*Das Körperschema, Organisation meines Körpers, ist zugleich Organisation seiner Bezüge zu den anderen Körpern, Interkorporalität (Image and Appearance Seite 123). Das Körperschema, System der intersensorischen Entsprechungen und der aufeinanderfolgenden Zustände ist auch ein System der Entsprechungen zwischen den Körpern. Und er ist das eine, weil er das andere ist [...]. Identifikation = Aufnahme des Körperschemas eines Anderen [...]. Das System für sich/für den anderen ist das Körperschema. Das Körperschema ist das Innere des Körpers, in das der Andere als Mit-Körper introjiert wurde*« (zit. bei Saint-Aubert 2013: 131; Übers. jmk).

Saint-Aubert zeigt darüber hinaus, dass diese »ästhesiologische-libidinöse« Verknüpfung des Körpers mit seinem Gegenüber, auch die Welt als Ganze betrifft, zu der er hin geöffnet ist. Unser Weltverhältnis hat die Dimension eines narzisstisch getönten »Begehrens«, das nicht nur den anderen menschlichen Körpern gilt, sondern auch den Dingen,

auf die sich unser Körperschema bezieht. Es gilt dem motorischen und ästhesiologischen Profil unserer Welt als Ganzer (vgl. dazu insgesamt Saint-Aubert 2013, bes. 121 ff.). Es gibt auf diese Weise eine Art grundlegende »Promiskuität« unseres Weltbezugs. Hier setzt Saint Auberts psychoanalytisch akzentuierte Lektüre der Merleau-Pontyschen Spätphilosophie an.

Körperschema(ta) als (Bewegungs-)»Gedächtnis«?

Alle bisherigen Ausführungen setzen voraus, dass menschliches Verhalten und seine (Um-) Welt interdependent sind, sich stetig differenzieren und dieser Prozess gleichbedeutend mit Strukturbildung ist. Das hat zwei Implikationen. Unter der weitreichenden Annahme dieser Generalität des Körpers bedarf es genau genommen keiner eigenen sozialtheoretischen Begründung von »Intersubjektivität« mehr. Diese Generalität des Körpers beinhaltet und ist nur möglich unter der Annahme der Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit der Körper. Die Differenzierung schlägt sich im Körper nieder, das heißt, sie verändert seine Struktur, diese Struktur wird Disposition, das heißt, sie ermöglicht ähnliche weitere Kontakte (vgl. auch hier Ryle 2018: Kap. 5).

Das Körperschema ist in sich zeitlich verfasst, worauf der stete Verweis Merleaus auf den Taximeter-Vergleich von Head abhebt. Es ist Ablaufschema, beinhaltet Rückverweisungen und Vorverweisungen (Pro-tentionen und Retentionen). Das Körperschema *modifiziert* sich mit jeder Aktivität, in jedem Moment, wie unmerklich auch immer, schon deswegen, weil Situationen nur typisch, niemals exakt gleich und damit wiederholbar sind. Es bewahrt zugleich die abgelaufenen Aktivitäten in sedimentierter Form. »Sedimentierung« ist natürlich nicht nur ein »Zähl«-Vorgang. Zwar spielt Wiederholung eine wichtige Rolle. Aber es gibt auch beim Vollzug von gleichartigen Bewegungen (z.B. Klavieranschlag, Hammerschlag) niemals eine exakte Wiederholung, wie die Forschungen von Nicolai Bernstein (1975: 10) gezeigt haben.

Darin liegt auch der sachliche Grund, warum die beiden letzten großen Kapitel der Phänomenologie der Wahrnehmung die Überschrift *Die Zeitlichkeit* und *Die Freiheit* tragen. Im vorletzten Kapitel über Zeitlichkeit wird der zentrale bis hinein ins Spätwerk maßgebliche Begriff der »intentionnalité opérante« (»fungierende Intentionalität«) eingeführt. Diese bestimmt Merleau-Ponty unter Rückgriff auf die zeittheoretischen Analysen Husserls und Heideggers (Kastl 1998, 2001a). Auch seine Fassung des Freiheitsproblems, mit dem er die *Phänomenologie der Wahrnehmung* abschließt, muss von dieser Akzentuierung der Zeitlichkeit verstanden werden. Merleau-Ponty versteht Freiheit als eine

durch eine *spezifische historische Situation* ebenso *ermöglichte* wie zugleich *bedingte* Freiheit.

Wir hatten immer wieder mit der Schwierigkeit zu tun, dass »intentionnalité opérante« nicht mit »körperlicher Intentionalität« gleichzusetzen ist. Dies ist deshalb missverständlich, weil es »körperlich« als Differenzkategorie zu »geistig« (oder »seelisch«) nahe legt. Weder »körperlich« im Sinne der Descartes'schen »res extensa« noch ein schwächeres Konzept, etwa »körperlich« im Sinne einer sensomotorischen Dimension würde hier zu einer klaren Differenzierung führen. Im zweiten Sinne hätte für Merleau-Ponty *jede* Weise der Intentionalität, auch sprachliche verfasste, auch Aktintentionalität, auch Reflexivität, Repräsentation, auf Aussagen (Deklaration) bezogene Intentionalität eine körperliche Dimension, insofern sie sich aus der »intentionnalité opérante« ausdifferenziert und wiederum in deren Sedimentierungen und Horizonte eingeht. Dann allerdings bleibt Intentionalität schlechthin auf den Körper im Sinne Descartes verwiesen, der Geist wäre entweder etwas am Körper und wir wären bei dem im ersten Teil heraus gestellten »erweiterten« Körperbegriff oder es bleibt ein unklarer Rest.

Merleau-Ponty umgeht diese Problematik in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* dadurch, dass er eine explizite Gleichsetzung von »fungierender« (opérante) und »körperlicher« Intentionalität strikt umgeht. Die Aktintentionalität ist zwar nie ohne Körperlichkeit (sowohl im schlichten Sinn von Sensomotorik, aber auch von »res extensa«) zu denken. Umgekehrt ist die fungierende Intentionalität aber nicht nur »körperlich« im Sinne Descartes. Sie ist ja zugleich in sich zeitlich verfasst, was Descartes Körperbegriff ausschließt. Das eigentliche Definieren der »intentionnalité opérante« ist eine nicht-thematische Zeitlichkeit. Husserl hat das in paradoxer Weise als »passive Synthesis« des retentional-potentialen Geschehens und Heidegger als »ursprüngliche Zeit« bezeichnet, als Ineinander der zeitlichen »Ekstasen«. »Die Zeit«, so schreibt Merleau-Ponty in dem maßgeblichen Kapitel, »ist die einzigartige Bewegung, die in all ihren Teilen ganz sich selbst entspricht, so wie eine Geste die sämtlichen Muskelkontraktionen umfaßt, die zu ihrem Vollzuge notwendig sind. Beim Übergang von B zu C zerspringt und desintegriert sich gleichsam B in B', A' in A'', und auch C selbst <damit werden die im Schema Husserls retentional abfallenden »Jetztpunkte« bezeichnet, jmk>, das, solange es noch künftig war, sich in einer kontinuierlichen Ausstrahlung von Abschattungen anzeigte, beginnt, sobald es nur zur Existenz gekommen ist, auch schon wieder seine Substanz einzubüßen. ›Die Zeit ist das allem, was sein wird, gebotene Mittel, zu sein, um nicht mehr zu sein‹. Sie ist nichts anderes als die allgemeine Flucht aus sich selbst, das einheitliche Gesetz dieser zentrifugalen Bewegung, oder, wie Heidegger sagt, die ›Ek-Stase‹« (Merleau-Ponty 1966: 476 f.). Erst auf der Grundlage dieses Differenzierungsgeschehens sind

ausdrückliche Formen der Erinnerung oder auch der Vorwegnahme von Zukünftigem möglich.

Merleaus Vergleich mit der »Geste« deutet darauf hin: Bewegungen des sichtbaren Körpers sind eine Art Paradigma für das, was er unter »intentionnalité opérante« versteht. Aber ob die Intentionalität von Bewegung ein Aspekt von dieser ist oder umgekehrt, darüber erfolgt keine Festlegung. Eindeutig gilt aber, dass intentionale Phänomene nicht ohne zeitliche Dimension denkbar sind. Schon bei Kant ist die Zeit das eigentliche Element des »inneren Sinns«, des »Anschauens unserer selbst und unseres inneren Zustandes« und zugleich »die formale Bedingung a priori aller Erscheinungen überhaupt« (Kant 1990/I: 80 f.), weil sie – im Unterschied zum Raum – sowohl äußere wie innere (geistige, mentale, psychische, kognitive) Phänomene gleichermaßen betrifft. Im Vorwort zu *Signes* formuliert Merleau-Ponty in diesem Sinne, die Zeit sei der »Körper des Geistes« (*corps de l'esprit*, ein Valéry-Zitat) (Merleau-Ponty 2007: 19). Sowohl die Erfahrung jeder ausgeführten oder nur wahrgenommenen wie auch jede vorgestellte menschliche Bewegung ist jedenfalls nicht denkbar, ohne dass die verschiedenen zeitlichen Momente der Bewegung »bewahrt«, füreinander zugänglich, im Konnex bleiben. Selbst die geringste Ortsveränderung ist nicht erfahrbare ohne ihr Woher, das zugleich auf das ablaufende und noch bevorstehendes Wohin bezogen bleibt. Es setzt also etwas voraus, was Heidegger den Zugang zu einer Dimension der »Gespanntheit« von Zeit, der Zeitspanne genannt hat. In diesem Sinn handelt es sich, auch wenn es nicht um eine thematisierende Bezugnahme auf Vergangenes, sondern um jedwede »Präsenz« des Vergangenen in der Gegenwart geht, um »Gedächtnis«.

Merleau-Ponty und der moderne Gedächtnisbegriff

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass sich gegenüber der Mitte des letzten Jahrhunderts das Verständnis dessen, was »Gedächtnis« ist, in der Psychologie, Neurobiologie und der interdisziplinären und sozialwissenschaftlichen Gedächtnisforschung sehr verändert hat. Kaum jemand verengt heute noch den Gedächtnisbegriff auf Phänomene der *Erinnerung*. Vielmehr ist Gedächtnis zu einem Sammelbegriff für durchaus heterogene Phänomene geworden, die gemeinsam haben, dass sie als Bewahrung von Vergangenem (in sehr verschiedenartigen Formen und Modi) für gegenwärtige bzw. zukünftige Operationen aufgefasst werden können. Gedächtnis ist heute ein Synonym für das, was Zeiterfahrung und zeitlich strukturierte Erfahrung insgesamt ermöglicht. Das macht es letztlich zu einer schwer fassbaren Größe. Auf dieses Problem antworten moderne Gedächtniskonzepte nach

dem Prinzip der »Einheit in der Differenz«, die Ausweitung des Konzeptes geht einher mit seiner internen Differenzierung. Ein Vorbild hierfür bietet bereits die Bergsonsche Unterscheidung von Bewegungs- und Erinnerungsgedächtnis in *Matière et mémoire* (Bergson 2015: 87 ff.). Dabei bilden gerade die für Merleau-Pontys Ansatz wichtigen sensomotorischen Phänomene, eine wichtige Untergruppe (vgl. allgemein dazu Squire/Kandel 2009; Welzer/Markowitsch 2006; Markowitsch/Welzer 2005; Dimbath/Heinlein 2015; Sebald 2014; Kastl 2004).

Im modernen Gedächtnisverständnis lassen sich zwei Hauptdifferenzierungslinien unterscheiden. Die eine bezieht sich auf die Frage der *Dauer* der »Bewahrung« bzw. »Aufrechterhaltung« von »Inhalten« des Gedächtnisses, also wenn man so will auf die zeitliche Dimension des Gedächtnisses selbst. Die Vorstellungen reichen dabei von der Annahme eines »Ultrakurzzeitgedächtnisses« (hier geht es um für das Bewusstsein gar nicht zugängliche, wohl aber subliminal prozessierte Muster im Bereich von Millisekunden) über das Kurzzeit- oder Arbeitsgedächtnis bis zum Langzeitgedächtnis. Die andere Differenzierungslinie bezieht sich auf eine *modale Unterscheidung* bzw. die Funktionsweise von Gedächtnisleistungen. Eine Kernunterscheidung ist dabei die von deklarativen und non-deklarativen Gedächtnisleistungen. Alternative Bezeichnungen für non-deklarativ waren (und sind es zum Teil noch) die Ausdrücke »implizit« oder »prozedural«. Gemeint sind immer durch Erfahrung erworbene Muster, »Strukturen« des *Verhaltens* im Unterschied zu auf *Repräsentation* (»Deklaration« bzw. »Narration«) angelegte kognitive Muster des Wissens oder der Erinnerung. Nur die letztgenannte Gedächtnisform (auch als episodisches oder autobiographisches Gedächtnis bezeichnet) entspricht dem üblichen Alltagsverständnis von Gedächtnis. Das semantische Gedächtnis (Wissen) entspricht einem konventionellen Verständnis von »Lernen«. Bahnbrechend für das Verständnis »non-deklarativer« Gedächtnisformen hierfür waren experimentelle psychologische Befunde insbesondere seit den 1980er und 1990er Jahren (Squire/Kandel 2009; Koch 2005: Kap. 11; Tulving 2000; Squire/Dede 2015; Toth 2000; Kastl 2004).

Squire, einer der Hauptakteure der neueren Gedächtnisforschung fasst das Verständnis dieser Differenzierungsdimension in einem neueren Artikel wie folgt zusammen: »Nondeclarative memory is dispositional and is expressed through performance rather than recollection. An important principle is the ability to gradually extract the common elements from a series of separate events. Nondeclarative memory provides for myriad unconscious ways of responding to the world [...] Here arise the habits and preferences that are inaccessible to conscious recollection, but they nevertheless are shaped by past events, they influence our current behavior and mental life, and they are a fundamental part of who we are.« (Squire/Dede 2015: 3).

Der mittlerweile überwiegend verwendete Begriff »non-deklarativ« beinhaltet die früheren Bezeichnungen »prozedural«, »Verhaltensgedächtnis«, »Wissen wie ...« oder »implizit« bzw. die damit bezeichneten Phänomene. Experimentelle Forschungen haben aber das Spektrum der Phänomene erheblich erweitert, etwa um das »Gespür« für komplexe stochastische Zusammenhänge, unbewusst erworbene Regelsysteme im Zusammenhang mit sogenannten »künstliche Grammatiken« oder kategorialen Typisierungsleistungen. Das entscheidende Abgrenzungskriterium liegt meistens in der Qualität des »Abrufes« der Leistungen. Wissen und Erinnerungen sind in dem Sinne deklarativ, dass sie *als* Wissen und Erinnerungen bewusst sind, autoreferentiell (ich weiß, dass ich etwas weiß und mich an etwas erinnere) und insofern explizit abgerufen werden. Sie sagen etwas über etwas aus. Wissen und Erinnerungen können explizit erworben, erlernt, »gepflegt« werden, durchaus aber auch beiläufig, ohne bewusste Absicht. Zwar kann ich mir auch vornehmen, mich beispielsweise einem Fußballtraining zu unterziehen, Geige üben, in einen Tanzkurs zu gehen oder meine handwerklichen Fähigkeiten zu schulen. Aber das non-deklarative Moment beim Erwerb und zugleich das eigentliche *Können* liegen auf der Ebene von Fein- und Feinstkoordinationen, die sich wegen ihrer Komplexität und Vielfalt der Thematisierung grundsätzlich entziehen. Sie werden überwiegend subliminal, durch Übung, »Tun«, Praxis erworben, in einem Prozess, der auf dem von Squire/Dede vermerkten Sich-überlassen an Wiederholungen beruht, bei dem Bewusstsein sogar hinderlich ist. Solche Fertigkeiten werden vielfach beiläufig im Alltag, ohne jede Absichtlichkeit erworben, etwa nach dem Muster des Erlernens eines Dialekts. Überhaupt stellt der Primärspracherwerb, wenn also Kinder die Regeln und Regelmäßigkeiten einer Sprache durch Nachahmung, Einklinken in Sprechsituationen, »Aufschnappen« von Wörtern und Wendungen lernen, vielleicht das zentralste Beispiel für non-deklarative Gedächtnisleistungen dar.

Damit überschneiden sich auch die von Christoph Koch so genannten »Zombiesysteme« (Koch 2005: Kap. 12) als Inbegriff dessen, was man »tun« bzw. »erfahren«, »wahrnehmen« kann, ohne sich dessen bewusst zu sein. Dazu gehören weite Teile des Erwerbs und der Anwendung non-deklarativer Gedächtnisleistungen bis hin zur Wirksamkeit subliminaler Reize, die weder bei ihrem Auftreten noch bei ihrem späteren Wirksamwerden überhaupt die Bewusstseinsschwelle erreichen. Beispielsweise kann man experimentell belegen, dass sich nur eine Viertelsekunde anhaltende Reizmuster, die durch vor- und nachgeschaltete Deckmuster maskiert werden, von denen das wahrnehmende Individuum keine bewusste Kenntnis hat, gleichwohl verhaltenswirksam werden können. Sie können sich etwa in sogenannten Primingreaktionen auswirken (Koch 2005: 215; Kandel; Dehaene 2014: 85 ff.).

Dieser generalisierte Gedächtnisbegriff, der deklarative wie non-deklarative Aspekte umfasst, und die damit verknüpfte modulare Multiplizität von Gedächtnisleistungen ist heute eine Selbstverständlichkeit in Neurobiologie, Psychologie und Medizin geworden. Man muss hinzufügen, dass dieses moderne Gedächtnisverständnis in der Philosophie immer schon antizipiert wurde. Das reicht von Aristoteles' Unterscheidung zwischen dem, was man nur durch Belehrung und dem, was man nur durch Tun lernen kann (Aristoteles 2006: 20 ff.) bis zu Ryles Unterscheidung von Wissen, Können und Erinnern (Ryle 2018: Kap. 5, 8).

Ebenso selbstverständlich ist die Erkenntnis, dass Intentionalität und Bewusstsein im weitesten Sinne (Aufmerksamkeit, Erleben, Wahrnehmung, Verhalten) und Gedächtnisleistungen miteinander verknüpft sind und auf der Ebene elementarer Operationen des Kurzzeit- bzw. Arbeitsgedächtnisses auf gewisse Weise sogar zusammenfallen (z.B. Dehaene 2014: 147; Birbaumer/Schmidt 2010: Kap. 21, 496 ff.; Markowitsch 2002: 85; Koch 2005: 214; Luria 2001). Wie das genau geschieht, ist durchaus offen und in weitem Umfang unverstanden. Aber es besteht Konsens darüber, dass jedes denkbare Erfahrungselement schon eine minimale zeitliche Erstrecktheit und Organisation aufweist, auch wenn es nicht die Schwelle bewusster Erfahrung überschreitet, geschweige denn »ins Langzeitgedächtnis übernommen« wird, also später als Erinnerung, Fertigkeit oder Wissen zur Verfügung steht. Die derzeit in den Kognitionswissenschaften vieldiskutierte »Integrated Information Theory« des Bewusstseins legt einen Katalog von Grundmerkmalen von Bewusstsein vor, in der dessen immer schon integrierte und holistische Kompositionalität sowohl in der zeitlichen Horizontalität wie in der synchronen (räumlichen) Wahrnehmung zentrales Bestimmungselement ist (Oizumi/Albantakis/Tononi 2014: 2–3; Koch 2019: 8–10). Weitgehend konsent ist, dass bewusste Wahrnehmungen immer bereits eine »vorbewusste« (subliminale) Informationsverarbeitung voraussetzt (Birbaumer/Schmidt 2010: 496 ff.; Dehaene 2014: Kap. 2). Damit ist, was Husserl und Merleau-Ponty unter »fungierender Intentionalität« verstehen, mittlerweile eine weitgehend in Neurobiologie und Psychologie akzeptierte Annahme, die in weiten Teilen auch experimentell und klinisch belegt ist. Das betrifft auch den freilich im Einzelnen nicht verstandenen, weder nach phänomenologischen, philosophischen noch nach naturwissenschaftlichen Standards hinreichend aufgeklärten Konnex zwischen Langzeitgedächtnis, Arbeitsgedächtnis und laufendem »Bewusstsein« bzw. Erleben/Verhalten (»intentionalité opérante«).

Was Merleau-Ponty »Körperschema« nennt, wäre in der modernen Terminologie im Verhältnis von Kurzzeit- bzw. Arbeitsgedächtnis und non-deklarativem Langzeitgedächtnis anzusiedeln. Alle Beispiele motorischer Fertigkeiten, deren Analyse in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* eine so prominente Rolle spielen (der Orgelspieler, die Dame

mit dem Federhut, die Bedienung einer Schreibmaschine usw.) und die in der romantischen Merleau-Ponty-Rezeption als Anwendungsfälle einer »leiblichen Intentionalität« aufgegriffen wurden, würde man in der modernen Semantik der Gedächtnisforschung als Beispiele für operative Kapazitäten des non-deklarativen Gedächtnisses verbuchen.

Merleau-Ponty selbst verwendet das Gedächtniskonzept trotz der aufgezeigten systematischen Bedeutung des »Zeitthemas« als Zielpunkt der Argumentation der *Phänomenologie der Wahrnehmung* an keiner Stelle seiner zu Lebzeiten veröffentlichten Arbeiten. Man könnte fast sagen, er scheut sich davor ein Gedächtniskonzept ins Spiel zu bringen. Möglicherweise befürchtete er, damit ein Einfallstor für offene oder verdeckte konstitutionistische oder aber naturalisierende Vorstellungen zu schaffen. Dafür spräche zum Beispiel seine Distanzierung von einem Verständnis von Gedächtnisleistungen, wie sie Gurwitsch entwirft (vgl. Merleau-Ponty 1997 und die Ausführungen dazu in Teil 1, Kapitel 1). Man könnte argumentieren, gegenüber einem Konzept fungierender Intentionalität als eines kontinuierlichen Prozesses zeitlicher Differenzierung stelle »Gedächtnis« eine unzureichende Verdinglichung dar. Ein »Gedächtnis«, in der Psychologie und Biologie auf irgendeine Weise immer als Instanz, psychischer Apparat oder Organ gedacht, existiert auf gewisse Weise in der phänomenologischen Erfahrung nicht. Das sind von vorneherein erschlossene und konstruierte Vorstellungen, letztlich Modelle, die wir als solche aber in der laufenden Erfahrung nicht erfahren, ebenso wenig wie wir so etwas wie ein »Affektregulationssystem« oder Instanzen wie »Es«, »Ich«, »Über-ich« u.a. zu fassen bekommen.

Wir nehmen vielmehr eine jeweilige zeitliche Perspektive ein. Wir erfahren eine bestimmte Konstellation retentional-potentialer Verweisungen als Ganzes, einen je so und so beschaffenen Vergangenheits- und Zukunftshorizont einer Situation. Wir können unsere Aufmerksamkeit auf die bewusste Rekonstruktion vergangener oder die Planung, Vorwegnahme zukünftiger Ereignisse legen; der Rückgriff auf Können und Wissen hat gewisse zeitliche Qualitäten (z.B. der Sicherheit des Überdauerns, des jederzeitigen Zugriffs) usw. Aber nie erfahren wir dabei von der Arbeit eines von meinen Intentionen trennbaren »Organs« namens Gedächtnis. Ich sage zwar: »Mein Gedächtnis lässt mich im Stich«, in gewissem Sinne ein Zugeständnis, ein Rückgriff des Alltagswissens auf die Psychologie oder Biologie. Mit demselben Recht könnte ich dann in Bezug das Ausführen von Rechenaufgaben von einem »Rechner« in mir sprechen und wenn es nicht gelingt, eine Multiplikation durchzuführen, sagen: »Mein Rechner funktioniert nicht.« Was ich erfahre, ist aber eigentlich ein: »Ich kann mich nicht erinnern« oder »ich weiß nicht mehr, dass ...« und – übertragen auf Fertigkeiten – »ich kann nicht«, »ich habe xy verlernt«. Selbst die Klinik enthält letztlich keinen klaren Beweis für einen Gedächtnisapparat oder eine gesonderte Instanz namens Gedächtnis. Sie kann nur Korrelationen

zwischen einer Schädigungstypik, einschließlich von deren Lokalisation und einer Beeinträchtigung bestimmter Fähigkeiten belegen. In der Tat hat auch die Gehirnforschung bislang nicht schlüssig belegt, dass es eine anatomisch abgrenzbare »Einheit« namens Gedächtnis überhaupt gibt. Auch in der neuropsychologischen Forschung häufen sich die Belege, dass Gedächtnis, auch wenn es zum Teil geschädigt werden kann, in engem Zusammenhang mit Verhalten und Intentionalität insgesamt steht.

Nun könnte man auch hier die phänomenologische Methode als hilfreiches Korrektiv solcher Verdinglichungen einsetzen und den Status des Konzeptes »Gedächtnis« verändern, es nicht als Organ sehen, sondern als Dimension der Erfahrung. Manche Ausführungen Merleau-Pontys zur »intentionnalité opérante« könnte man genau so verstehen. Schließlich stützt sich Merleau-Pontys anti-konstitutionistische Argumentation wesentlich auf die Analyse der »passiven Synthesen« der Zeiterfahrung und damit das, was er unter »intentionnalité opérante« versteht. Merleau-Ponty betont am Ende der *Phänomenologie der Wahrnehmung* im Anschluss an Husserlsche und Heideggersche Analysen, dass alle thematischen und deklarativen Bezugnahmen auf die Vergangenheit, alles reflexive und explizite Wissen immer schon die Erfahrungsebene der »fungierenden Intentionalität« voraussetzt. Dann aber kann man das als Beitrag zu einem revidierten, dimensionalen, nicht-verdinglichten Verständnis von »Gedächtnis« auffassen. In den veröffentlichten Schriften Merleau-Pontys findet sich zwar keine Stelle, die einen derartigen Anspruch formuliert, wohl aber in seinen Vorlesungsskripten.

Zeit, Gedächtnis, Körperschema in den Vorlesungen von 1953 und 1954/5

Die Vorlesung am Collège de France des Jahres 1954/55 mit dem Titel »Le problème de la passivité« ist meines Wissens der einzige überlieferte Textentwurf Merleau-Pontys, in dem Gedächtnis (mémoire) als Überschrift auftaucht und in dem er versucht eine positive Gedächtniskonzeption in dem beschriebenen Sinne zu entwerfen. Wie zu erwarten, entfaltet er das Thema aus dem thematischen Horizont der Überlegungen zur fungierenden Intentionalität am Ende der *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Hier war ja ebenfalls ein ganzer Abschnitt dem Verhältnis von Passivität und Aktivität im Zusammenhang mit der Zeiterfahrung gewidmet. In der deutschen Ausgabe bildet das einen eigenen Paragraphen mit genau dieser Überschrift. Auch hier fasst Merleau-Ponty die Zeiterfahrung als Inbegriff »passiver Synthesis«. Deren Reformulierung lautete: »dass in ihr das Mannigfaltige zwar von uns durchdrungen ist, gleichwohl aber nicht wir es sind, die seine Synthese vollbringen.«

(Merleau-Ponty 1966: 485). Genau das trifft für die Zeit bzw. die »Zeitigung« (»temporalisation«) zu. In unüberhörbar existentialistischer Registrierung führt Merleau-Ponty ein »Geworfenheitsmotiv« aus: Ich bin nicht der Akteur der Zeit(igung), ich habe noch nicht einmal meine Geburt »gewählt«. Aber so wie ich geboren bin, vollzieht sich die Zeit durch mich und meinen Körper hindurch, die Zeit erlegt mir auf, was ich bin und »entreißt mich dem, was ich zu sein mich anschickte, doch verleiht mir zu gleicher Zeit das Mittel, mich auf Abstand (distance) zu fassen und mich als Ich zu verwirklichen.« (ebd.: 486). Es handelt sich dabei nicht um Passivität im Sinn des Hinnehmens einer »fremden Realität« oder »kausalen Einwirkung«, sondern es geht um »eine Belehnung, ein Sein in Situation, dem zuvor wir gar nicht existieren, das wir beständig aufs Neue beginnen und das uns selbst erst konstituiert. Eine ein für allemal »erworbene« Spontanität, die »auf Grund des Erwerbs fortfährt, Spontanität zu sein«, genau aber das ist die Zeit.« (ebd.: 486).

Das ist im Kern zunächst eine Sartresche Formel – auch das Zitat stammt aus »Das Sein und das Nichts«. Es ist die Zeit, die uns als Grundlage unserer Spontanität das Vermögen »des Darüber-Hinweg-gehens und »Nichtens« verleiht – das heißt Erfahrung, Bedeutung, Bewusstsein letztlich als Differenzerfahrung ermöglicht. Unser Zugang zur Dichte des präsenten Seins vollzieht sich durch die merkwürdige Mit-Anwesenenden des Nicht-Mehr und des Noch-Nicht. In diesem Zusammenhang verwendet Merleau-Ponty noch nicht den Terminus »Gedächtnis«, sondern spricht von »Zeit« und »Zeitigung«. Aber auch er scheint den engen Zusammenhang zu sehen. Das wird daraus ersichtlich, dass er in dem Manuskript von 1954/5 genau an diesen Überlegungen wieder ansetzt. Zugleich vollzieht sich in dem Manuskript – wie auch im Gesamtwerk – unter der Hand eine Transformation des *existentialistischen* Vokabulars (Wahl, Situation, Freiheit, Nichts) sowie des *gestaltpsychologischen* Vokabulars (Figur/Hintergrund) in ein *differenztheoretisches, diakritisches* Vokabular. Entscheidendes Indiz hierfür ist die zunehmende Verwendung des Ausdrucks »écart«.

Diese Kategorie verwendet er gleichermaßen:

- im zeichentheoretischen Zusammenhang der *Differenz von Signifikant zu Signifikant* (und damit: Signifikant zu Signifikat), also dem bedeutungsgenerierenden »Abstand« der sprachlichen Zeichen zueinander (2007: 53; 2011: 207, 143);
- in Bezug auf die *gestaltpsychologische Differenz* von Figur und Hintergrund (2011: 203; 56/58);
- in Bezug auf die »kinetische Differenz« der Phasen einer Bewegung (2011: 56) und in diesem Zusammenhang in Bezug auf die *Differenz von Körperhaltungen* beim operierenden Körperschema (2011: 131, 139, 143);

- im Zusammenhang der *zeittheoretischen Differenz* des Jetzt zum »Eben noch« und »Noch nicht« bzw. der Gegenwart zu Vergangenheit/Zukunft (2015: 333).

In allen diesen Fällen geht es um eine schwer zu fassende, weil phänomenologisch irreduzible *Conditio sine qua non* von Erfahrung schlechthin: der nicht-vorstellenden, nicht-thematischen Ko-Präsenz von Nicht-Präsentem als Voraussetzung für die Bedeutung des in einer Situation Präsenten und Thematischen. Wir werden in den folgenden Kapiteln analysieren, wie Merleau-Ponty von hier aus die strukturalistische (diakritische) Logik in seine Überlegungen integriert und damit so heterogene Phänomene wie Bewegung und Satzverstehen in Bezug zueinander setzt und mit der Thematik des operativen Körperschemas in Verbindung bringt. Vorerst muss der Hinweis genügen: schon die Saussuresche Formel, dass ein Zeichen nur Bedeutung durch seinen Bezug zu anderen Zeichen hat (syntagmatisch und paradigmatisch), beinhaltet diese retentional/protentionale Qualität der Mitpräsenz möglicher bzw. unmöglicher anderer Zeichen (vgl. Merleau-Ponty 2007: 53). Sie setzt, wie in allen anderen genannten Erfahrungsbereichen voraus: die Positionierung unserer selbst, unseres Körpers in der (»ursprünglichen«, »qualitativen«) Zeit.

Das muss man als Hintergrund der Behandlung des Gedächtnisthemas in der Vorlesung von 1954/5 mitsehen. Neu und letztlich solitär im Werk Merleau-Pontys ist hier vor allem die explizite Verwendung dieses Wortes selbst (*mémoire*). Thema der Vorlesung ist die Passivität. Gedächtnis erscheint hier zunächst wie ein Phänomen der »Passivität« unter anderen, etwa Schlaf und Unbewusstes. Allerdings wird aus den Ausführungen und den Verweisungen auf die zeittheoretischen Überlegungen schnell deutlich, dass das Gedächtnis einen besonderen Status einnimmt. Die Zeitlichkeit ist für Merleau-Ponty *das* Paradigma schlechthin von »Passivität«. Unter »Passivität« versteht er so etwas wie die notwendige andere Seite jeder Aktivität, Wahlhandlung, Synthese, der in jeder (aktiven) Handlung und Reflexion mitlaufende Rekurs auf etwas Nicht-gemachtes, Aktförmiges, Nicht-Konstituiertes, der allein schon deshalb ins Spiel kommt, weil diese in einer Situation, in der Zeit stattfinden. Zu den von einer Aktivität zentral ins Auge gefassten thematischen Bedeutungen gehört für ihn immer ein »laterales« Moment, das, was Gurwitsch als »thematisches Feld« bezeichnet. Das Subjekt ist eine Perspektive in dem Sinne, dass es stets »In-Stitution« (wörtlich: »Einsetzung«, vgl. Husserls Begriff der »Stiftung«) ist, in ein »Hier« eingesetzt ist, das sich von einem »Woher« ableitet und in ein »Wohin« fortsetzt, in dessen Bedeutung aber alle lateralen, gleichsam im Feld liegenden Momente einfließen (Merleau-Ponty 2015: 45 f.). Es gibt so keine absolute, »frontale« Aktivität, sondern immer nur eine konkrete Wahl, die sich von etwas ableitet, eine Anknüpfung an Gegebenes in jeder Aktivität, eine Aktivität noch

in der Übernahme von etwas, Aktivität in der Passivität (Merleau-Ponty 1994a: 281).

Alexandre Métraux zitiert in diesem Zusammenhang eine in den Band von 2015 nicht aufgenommene Nachschrift der Vorlesung von 1954/5: »Selbst wenn ich mich zu erneuern scheine, geschieht es immer durch eine Verwendung meiner vergangenen und früheren Geschichte. Ich bin passiv, wenn ich mich mache und bin aktiv, auch wenn ich den Ereignissen unterliege. Die Passivität ist an unser eigentliches Sein gebunden.« (Anm. Métraux in Merleau-Ponty 1972: 303). Inbegriff dieser Doppelstruktur ist die Zeiterfahrung als solche. In den Arbeitsnotizen zu *Das Sichtbare und das Unsichtbare* bringt Merleau-Ponty die Figur einer Überkreuzung von Passivität und Aktivität gleichfalls in Beziehung zum Phänomen der Zeit (hier als »Körper des Geistes«). »Wie neuartig unsere Initiativen auch sein mögen, sie entstehen inmitten des Seins, sie sind eingeschaltet in die Zeit, die sich in uns ausbreitet, angelehnt an die Angeln oder Scharniere unseres Lebens, ihr Sinn ist eine ›Richtung‹ – Die Seele denkt immerzu: es ist in ihr eine Zustandseigenschaft, sie kann nicht nicht denken, weil ein Feld eröffnet worden ist, in dem sich immer etwas oder die Abwesenheit von etwas einschreibt. Es geht hier nicht um eine Aktivität der Seele oder um eine Produktion von Gedanken im Plural, ich bin nicht einmal der Urheber jener Höhlung, die in mir durch den Übergang des Gegenwärtigen in die Retention entsteht; und nicht ich bin es, der mich denken lässt, sowenig ich es bin, der mein Herz schlagen lässt.« (1994a: 281). Auch diese Formulierung bezeichnet eine denkerische Kontinuität von der *Phänomenologie der Wahrnehmung* an, wo sich bereits der Bezug auf den Herzschlag im selben Sinnzusammenhang finden lässt: »offenkundig bin ich [...] nicht der Urheber der Zeit, so wenig wie der meines Herzschlages« heißt es da (1966: 485).

Auch Alexandre Métraux weist in seinen Anmerkungen zur Vorlesungszusammenfassung auf eine Stelle hin, die sich bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* findet (Métraux in Merleau-Ponty 1972: 297). Sie zeigt, wie wichtig der Begriff der »Sedimentation« in diesem Zusammenhang ist. Merleau-Ponty benennt das eigentliche Rätsel jedes Gedächtnisprozesses darin, dass es sich sozusagen um eine Leistung ohne Leistungscharakter handelt, darum, einen Horizont für eine Gegenwart zu eröffnen. Die Beispiele sind bewusst trivial und alltäglich: die selbstverständliche Orientierung im Halbdunkel meiner Wohnung, das Gespräch mit dem Freund. In beiden Fällen »bewege« ich mit traumwandlerischer Sicherheit in »erworbenen Welten«, werden zur Selbstverständlichkeit gewordene Bedeutungen buchstäblich greifbar. Sie gehen in die expliziten Bedeutungen und Gewissheiten ein, »ohne dass wir dazu erst der Erinnerung [...] bedürften« (1966: 158). Dieses »Gedächtnis ohne Erinnerung oder Wissen« sieht er nicht nur bei Bewegungen (wie im Beispiel mit der Wohnung) als wirksam an, sondern ebenso in der Kommunikation,

ebenso aber auch in dem »geistigen« Bereich des Wissens. »In gleicher Weise gibt es so etwas wie eine ›Gedankenwelt‹, als eine Sedimentation unserer geistigen Leistungen, die uns gestattet, mit unseren erworbenen Begriffen und Urteilen zu rechnen wie mit daseienden und global gegebenen Dingen, ohne dass wir in jedem Augenblick deren Synthese aufs neue vollziehen müssen (Merleau-Ponty 1966: 158). Das Sedimentierte ist bei alledem nicht einfach eine träge Masse, sondern von den Engagements der Gegenwart mitgetragen, »geweckt« (Husserl), insofern nicht bloß von mir aktiv hervorgerufen. Merleau-Ponty versucht sowohl in den Formulierungen des vorletzten Kapitels der *Phänomenologie der Wahrnehmung* als auch von neuem in den Ausführungen von 1954/5 die eigenartige Qualität der Sedimentation zu fassen. Sie ist für ihn der entscheidende Schlüssel zum Gedächtnis. Ihr Modell liegt bereits im Fluss der Zeiterfahrung der »intentionalité opérante« vor, dem retentionalen Absinken, selbst ein Vorgang, den wir nicht aktiv herbei führen, steuern oder leisten. Dieser Vorgang ist nicht in einem greifbaren Sinn *hergestellt*. »Die Zeit ist es selbst, die sich selber trägt und immer neu hervorbringt« (Merleau-Ponty 1966: 481). Damit stehen »intentionnalité opérante« und »Gedächtnis« im Sinne der Überlegungen von 1954/5 in einer Beziehung vergleichbar dem, wie man heute das Verhältnis von Arbeitsgedächtnis und Langzeitgedächtnis fasst (wodurch zugegeben noch nicht allzu viel geklärt ist).

Bei aller Anknüpfung an die Husserlsche Zeittheorie (»Sie ist ein Anfang«), kritisiert Merleau-Ponty die Vorstellung eines *kontinuierlichen* Absinkens der »Jetztpunkte« in den retentionalen Modus, wie dies Husserls graphisches Schema nahelegt und damit eine kontinuierliche Zeitlinie, auf der die gewesenen, jetzigen und zukünftigen Jetztpunkte gleichsam vollständig aufgereiht sind. An die Stelle dieser Metaphorik tritt die Vorstellung, dass das »Gedächtnis« mit Differenzen arbeite. Das beinhaltet auch die Vorstellung eines diskontinuierlichen Behaltens und Vergessens, bei dem das Vergessen wiederum nur die andere Seite des Behaltens darstellt: »L'oubli n'est pas le contraire de la conservation parce-qu'il conserve vraiment« »*Das Vergessen ist nicht das Gegenteil des Bewahrens, weil es wahrhaft bewahrt*« (Merleau-Ponty 2015: 340); ganz ähnlich die Formulierung: »Durch das Vergessen ist die Vergangenheit gegenwärtig« (zit. von Métraux Anm. zu Merleau-Ponty 1972: 304). Es gibt Ereignisse, deren »historische Einschreibung« wir nicht verhindern können; anderes vergessen wir, auch gegen unseren Willen (2015: 330). Oder (wieder in *Das Sichtbare und das Unsichtbare*): »Es gibt Retentionen, selbst solche, die lange zurückliegen, die nicht vergessen werden. Es gibt kürzlich ›wahrgenommene‹ Fragmente, die verschwinden.« (Merleau-Ponty 1994a: 250).

Das zeigt, dass Merleau-Ponty auf der Suche nach einem Gedächtniskonzept ist, das sich von Husserls Vorstellung der Kontinuität und Linearität eines »Nacheinander der Jetztpunkte« löst und auf ein Moment der Diskontinuität setzt. Dies geschieht dadurch, dass er die Verbindung

zu einem differenztheoretischen Verständnis von Bedeutung/Struktur herstellt. Auch das, Zeit als eigentümliche Differenzzerfahrung, wird im Schluss der *Phänomenologie der Wahrnehmung* antizipiert. Denn schließlich wird der Zeitverlauf dort als eine fortwährende Differenzierungsbewegung des Nicht-Mehr, des Jetzt und des Noch-nicht gefasst: »in jedem Augenblick nimmt das System der Retentionen in sich selber auf, was vorher das System der Protentionen war« (Merleau-Ponty 1966: 476). Es gibt hier keine Synthese, keine Kontinuität, keine ständige Synthetisierung aufeinander folgender Bewusstseinszustände, sondern ein sich verschiebendes Differenzensystem. »Behalten ist ein Halten, aber auf Abstand« (ebd.: 481; »retenir, c'est tenir, mais à distance«). Ich erinnere an die bereits oben zitierte, durch die Zeit(igung) ermöglichte auf und im Abstand (»distance«) erfolgende Ich-Verwirklichung (ebd.: 486). In die Formulierungen von 1954/5 schiebt sich an die Stelle des 1945 gewählten Begriffes »distance« der Begriff »écart«=Abstand/Abständigkeit/Abweichung. Die Gegenwart ist, sagt Merleau-Ponty, kein »Tableau«, sondern »un écart de mes ancrages« »eine Abweichung/Abstand von meinen Verankerungen«; Merleau-Ponty 2015: 333).

Im Folgenden wird in Fortführung von Überlegungen, die sich bereits in den Notizen zur Vorlesung von 1953 finden, ein enger Bezug zum Thema des Körpers bzw. (unter Einbeziehung von Motiven Paul Schilders) des Körperschemas hergestellt. Eine Gegenwart erfahren heißt für Merleau-Ponty eine »einzigartige Position im Index des Seins zur Welt einzunehmen« »un présent est une certaine position unique de l'index de l'être au monde«, 2015: 334, vgl. 1972: 81; Übers. jmk) Der Körper ist unser Medium zur Welt, nur, weil er auch Gedächtnis ist, weil das Gedächtnis etwas am Körper ist, das operative Körperschema selbst, in jeder Bewegung wirksam, ist – vergleichbar dem durch diese schon immer erschlossenen Raum – zugleich eine zeitliche Perspektive. »La présence du temps est charnelle comme celle de l'espace« »Die Präsenz der Zeit ist fleischlich wie die des Raumes« (Merleau-Ponty 2015: 335. »Die Vergangenheit«, heißt es in einer von Métraux publizierten weiteren Mitschrift »ist im gegenwärtigen ›Ich kann‹ eingeschlossen. [...] Die Zeit liest sich am Körper ab, denn die Zeit verkörpert sich in ihm, schlägt sich dort nieder: der Körper erscheint als Zeitlichkeit, Sedimentation, Verzeitlichung, als eine körperliche Vermittlung zwischen mir und der Vergangenheit.« (in Merleau-Ponty 1972: 304).

Jedem in der Gegenwart wirksamen »ich kann« des Körpers ist also eine (nicht-thematische, nicht-ausdrückliche) zeitliche Perspektive inhärent, eine Mit-Präsenz des vergangenen Körpers am gegenwärtigen (»du corps passé au corps présent«, 2015: 336), die zugleich die Implikation eines Möglichen des aktuellen Körpers darstellt. »Le passé de mon corps lui est présent comme son avenir [...], i.e. par une certaine absence ou distance infranchissable entre ce possible et l'actuel. C'est une puissance

de mon corps déjà employée.« »Die Vergangenheit meines Körpers ist ihm präsent wie seine Zukunft [...], d.h. durch eine bestimmte unüberschreitbare Abwesenheit oder Distanz zwischen dem Möglichen und Aktuellen. Das ist eine schon einmal zur Anwendung gekommene Fähigkeit meines Körpers« (2015: 335; Übers. jmk). Dieses Gedächtnis, für die sich die Bezeichnung non-deklarativ geradezu aufdrängt, erscheint primär als gelebte Wirklichkeit = Wirksamkeit der Vergangenheit in einer Gegenwart, eine sedimentierte Typik des Weltzugangs. Das Gedächtnis, die Wirksamkeit der Vergangenheit in der Gegenwart hat für Merleau-Ponty die Qualität einer körperlichen Haltung angesichts eines gegenwärtigen Ereignisses. Ich nehme ein Ereignis wahr, »la guerre, la personne aimée [...] – c'est une certaine posture de mon corps social« »der Krieg, die geliebte Person [...] – das ist eine bestimmte Haltung meines sozialen Körpers« (2015: 333, Übers. jmk).

Dieses an den Körper gebundene Gedächtnis (und es gibt für Merleau-Ponty offenbar kein anderes) realisiert sich als »Typik«, nicht als Chronologie. Es ist qualitativ, existentiell – es hat die »Atmosphäre der Generalität« (»atmosphère de généralité«), ist mit der Vergangenheit durch eine »généralité structurale« verknüpft, ist letztlich fundiert in der dem Körper entsprechenden realisierten Praxis (2015: 337). Auf diese Weise schließt Merleau-Ponty Gedächtnis und Körper kurz. Bereits in der Vorlesung von 1953 formulierte er im Kontext seiner Theorie der Bewegung, deren Wahrnehmung bzw. Vollzug er ihrerseits als Grundmodell der Sedimentation fasst: »Mon corps non seulement comme corps actuel mais comme corps possible, comme ›machine à vivre‹, comme machine à faire du temps« »Mein Körper nicht als aktueller Körper, sondern auch als möglicher Körper, als ›Lebensmaschine‹ wie als Zeitmaschine« (2011: 189). Oder: »mon corps n'est pas seulement un appareil à réaliser des ancrages dans l'espace. Il est aussi appareil à réaliser des ancrages dans le temps ... Nous sommes (Caudel) des horloges, de machines à marquer le temps.« »mein Körper ist nicht nur ein Apparat, um die Verankerungen im Raum zu verwirklichen... Wir sind (Caudel) Uhren, Maschinen, um die Zeit in Erscheinung treten zu lassen« (2011: 190, Übers. jmk).⁵ Das greift er ein Jahr später in einer ähnlichen Formulierung im Zusammenhang der Explikation seiner Gedächtniskonzeption wieder auf: »Le corps [est] appareil non seulement à percevoir l'espace mais encore le temps« »Der Körper [ist] nicht nur ein Apparat um den Raum wahrzunehmen, sondern auch die Zeit« (2015: 337). Maßgebliche Denkfigur ist in diesem Zusammenhang immer Heads Vergleich des

- 5 In diesem Zusammenhang zitiert Merleau-Ponty erstmals (?) den Ausspruch Claudels wörtlich, der auch an zwei Stellen von *Le visible et l'invisible* wieder erscheint: »Le corps: ce qui répond à la question: ›Quelle heure est-il?‹ et ›Où suis-je?‹« (2015: 338; vgl. 1994 a: 140, 161).

dynamischen Körperschemas mit einem Taximeter (2015: 368), das den zeitlichen Verlauf immer schon in einen bestimmten »Stand« (von Pence und Schilling) gebracht hat. »Le temps se lit dans le schéma corporel transformé en une certaine répartition des forces« »Die Zeit liest sich im transformierten Körperschema als eine bestimmte Umschichtung der Kräfte« (2015: 338). Zugleich scheint er diese als dispositionale Haltung inkarnierte Zeit als die Voraussetzung dafür zu betrachten, einer *gemessenen* Zeit Bedeutung zu geben (2015: 368) bzw. den »Wert« unserer konstruierten Vorstellungen, ausdrücklichen Erinnerungen an die Vergangenheit zu bemessen (Merleau-Ponty 1972: 80 f.). Und zugleich ist hier der eigentliche Ansatzpunkt für eine strukturelle Wendung des Körperkonzepts: »Le corps n'est pas instrument mais organe, i.e., le temps est en lui incorporé, sédimenté et cela, par sa généralité qui fait qu'il n'est pas seulement une masse de données *einmalig*, mais une structure spatio-temporale.« »Der Körper ist kein Instrument, sondern Organ, d.h. die Zeit ist in ihm inkorporiert, sedimentiert und das macht durch seine Generalität aus, dass er nicht einfach nur eine Masse einmaliger Gegebenheiten ist, sondern eine spatio-temporale Struktur.« (2015: 338, Übers. jmk).

Exkurs: Variabilität und Konstanz von Fertigkeiten – Formulierungen von N.A. Bernstein

Das Ineinander von »Einmaligkeit« und »Generalität« hat für den Bereich der Fertigkeiten der sowjetische Bewegungsphysiologe Nicolai Alexandrowitsch Bernstein, der als Begründer der modernen Bewegungswissenschaften gilt, bereits früh empirisch erforscht.⁶ An Beispielen wie dem Hammerschlag oder dem Klavieranschlag konnte er zeigen, dass auf der einen Seite keine einzelne Aktivität der anderen exakt entspricht, auf der anderen Seite sich aber selbst mit mathematischen Mitteln nur äußerst komplex fassbare übergeordnete Muster lokalisieren lassen. Er schreibt: »Der Mensch führt wiederholte Fertigkeitsbewegungen aus. Er kann zum Beispiel Dutzende von Seiten vollschreiben, Hunderte von Malen seine Unterschrift leisten, mit der Feder auf Papier schreiben oder mit Kreide an der Wandtafel, er kann (wie Versuche ergeben haben) mit den Füßen oder mit dem Mund schreiben, doch wir werden dabei kein einziges Paar kongruenter Schriftzüge finden. In all diesen Fällen bleibt jedoch der individuelle Charakter der Schriftzüge erhalten. Die Sparkasse zahlt das Geld ohne Schwierigkeiten aus, obwohl die Unterschrift

6 Den Hinweis auf Bernstein verdanke ich natürlich Alexandre Métraux. Großen Dank an ihn!

des Betreffenden ganz offensichtlich weder mit dem bei der Sparkasse hinterlegten Unterschriftsmuster noch mit seinen Wiederholungen vollständig übereinstimmt. Chronozyklogramme aller möglichen zyklischen Bewegungen bestätigen dies in Bezug auf die Bewegungsbahnen der einzelnen Zyklen. Unsere intuitive Wahrnehmung hat, ohne dass sie durch eine exakte Formulierung gestützt würde, analog zur Handschrift solche Begriffe wie Gangart, Anschlag (auf dem Klavier), Klangfarbe (der Stimme), Aussprache oder Sprechweise usw. geschaffen. All diesen Fällen ist folgendes gemeinsam: Wesentliche Übereinstimmung (d.h. Gleichheit) in einem Teil der Merkmale bei Fehlen einer vollständigen Identität und Variabilität in einem anderen, gewöhnlich dem metrischen Teil der Merkmale.« (Bernstein 1975: 210).

Dem korrespondieren auf der Wahrnehmungsseite entsprechende Fähigkeiten. Psychologen, so führt der Physiologe süffisant aus, hätten den ersteren Aspekt als »Verallgemeinerung« bezeichnet, allerdings seien dadurch weder die Mechanismen diese Vorgänge erklärt, noch deren Funktionsprinzipien (die er natürlich im Gehirn sucht). Bernstein konnte in seinen eigenen Untersuchungen der Strukturanalyse der Bewegungsakte und ihrer Koordination eindrucksvoll dieses Ineinander von metrischer Variabilität unter Aufrechterhaltung einer generellen Struktur empirisch belegen. Er sieht die Bewegungsakte nach dem »Typ eines hierarchischen vielschichtigen Systems von Regelungs- und Korrekturringen aufgebaut, die sich auf die verschiedensten Ebene des Zentralnervensystems verteilen, entsprechend den jeweils ins Spiel kommenden vielfältigen sensorischen und motorischen Anforderungen.« (Bernstein 1975: 212). Einfache Lokalisierungshypothesen verbieten sich insofern von selbst. Er schreibt: »Die Notwendigkeit dieser Vielschichtigkeit ergibt sich daraus, dass unsere vielgliedrigen Bewegungsorgane über eine sehr große Anzahl von Freiheitsgraden verfügen, sowie aus der riesigen Anzahl von motorischen Einheiten, die aktiv an der Sicherung der Körperhaltung und der Ausführung der erforderlichen Körperbewegung beteiligt sind. Hinzuzufügen sind noch die hierher gehörigen Tatsachen der elastischen Dehnbarkeit der Muskeln und der komplizierten Reaktionsdynamik der Bewegungsorgane sowie die Gesamtheit jener nicht vom Organismus beherrschten und daher unvorhersehbaren äußeren Widerstände« (ebd.).

*

Die spezifische Pointe der von Merleau-Ponty angedeuteten Gedächtnistheorie wäre darin zu sehen, dass er diese von Bernstein für die Fertigkeiten heraus gearbeiteten phänomenologischen Charakteristika auf Dispositionen schlechthin überträgt und »Gedächtnis« von daher versteht. Das beinhaltet zugleich, dass »Gedächtnis« zwei Seiten hat:

- den Aspekt der Bildung und Bewahrung von Dispositionen über die Zeit hinweg; die moderne Gedächtnisforschung spricht hier von Langzeitgedächtnis
- einen gegenwartsbezogenen, operativen Aspekt, der mit dem zusammenfällt, was Merleau-Ponty als »intentionnalité opérante« bezeichnet; die Gedächtnisforschung spricht hier überwiegend von Arbeits- bzw. Kurzzeitgedächtnis.

Beides muss in jedem Augenblick miteinander in einer operativen zeitlichen Perspektive vermittelt sein. Das alles sind freilich, ob in der Sprache des Philosophen oder der aktuellen Gedächtnisforschung, nur Versuche, im Einzelnen noch wenig verstandene Phänomene zu markieren.

Merleau-Ponty legt keine taxonomisch oder begrifflich stringente Gedächtnistheorie vor. Bei dem Text von 1954/5 handelt es sich um die einzige längere Passage, in denen er diese Überlegungen überhaupt unter Bezugnahme auf die Kategorie »Gedächtnis« entwickelt. Man darf nicht vergessen, dass es sich dabei um nur teilweise autorisierte Mitschriften von Dritten handelt. Sie lassen zwar Akzentuierungen und Prämissen für eine mögliche Gedächtnistheorie deutlich werden. Aber vieles bleibt ungereimt und es ist im Nachhinein nicht zu entscheiden, ob das an der Qualität der Mitschriften oder dem improvisierten Charakter von Merleaus Überlegungen liegt. Vermutlich hat er aber selbst gesehen, dass seine zeit- und intentionalitätstheoretischen Prämissen seit 1945 auf eine Gedächtnistheorie abzielen bzw. eine Positionierung in dieser Richtung erfordern. Genauso wahrscheinlich ist aber, dass er ein zwiespältiges Verhältnis zu Versuchen der Bildung einer Taxonomie unterschiedlicher Gedächtnisformen aufrechterhält. Einerseits unterscheidet er, in Parallelisierung zur Unterscheidung von »intentionnalité opérantes« und »intentionnalité des actes« zwischen Gedächtnis als Sedimentierung und Gedächtnis als »ausdrücklicher Erinnerung« (Merleau-Ponty 1972: 81). Zugleich will er aber auch darauf hinaus, dass die erste Form zugleich die zweite fundiert. Das alles bleibt Postulat, Arbeitshypothese – wie das genau funktionieren soll, bleibt letztlich unausgeführt. So hält die Vorlesungszusammenfassung lediglich fest: »Das Problem des Gedächtnisses bleibt beim toten Punkt, wenn man zwischen einem bewahrenden und einem konstruierenden Gedächtnis schwankt.« (ebd.: 80). Es bleibt unklar, gegen welche Konzeption *genau* das abzielt. Es hätte in diesem Zusammenhang immerhin nahe gelegen, sich mit Bergsons Gedächtnistaxonomie auseinander zu setzen, auch, weil dessen Konzeption des Bewegungsgedächtnisses nahe an vielen Überlegungen Merleau-Pontys liegt. Aber dessen Unterscheidung von automatischem Bewegungsgedächtnis und vorstellendem, bildhaften Erinnerungsgedächtnis spielt eigentlich genau genommen nicht in der Dimension »Bewahren-Konstruieren«. Es kommt jedenfalls nach der Vorlesung 1954/5 zu keiner

weiteren Klärung dieser Fragen, schon weil »Gedächtnis« außerhalb dieser Aufzeichnungen in keinem Text Merleau-Pontys mehr in einer längeren Passage thematisch wird.

Deutlich dürfte aber der deutliche Zusammenhang zwischen seiner Fassung des Gedächtnisproblems und der Strukturalisierung seines Denkens in den 1950er-Jahren geworden sein. Die Art und Weise, wie sich für ihn Zeit im Körper niederschlägt, kondensiert, ist gleichbedeutend mit der Ausbildung einer Generalität, die über die »Speicherung« eines einzelnen Ereignisses o. dgl. im Sinne einer Dispositionalität hinaus weist, eine Typik entfaltet. Hier geht es um Schemata, um Strukturen und diese stehen wiederum in Zusammenhang mit dem Institutionsbegriff, den Merleau-Ponty im gleichen Semester ausgehend vom Stiftungsbegriff Husserls exponiert. »Institution [signifie] établissement dans une expérience [...] par rapport auxquelles toute une série d'autres expériences auront sens et feront une suite, une histoire.« »*Institution [bedeutet] Einrichtung in einer Erfahrung [...] durch die eine ganze Serie anderer Erfahrungen Sinn haben wird und eine Folge, eine Geschichte bilden wird.*« (Merleau-Ponty 2015: 50; Übers. jmk). »Institution« in diesem Sinne kann für Merleau-Ponty eine soziale Institution im üblichen Sinne sein (etwa so, wie Berger-Luckmann diesen Begriff einführen). Aber es kann sich um jedes sinnhafte Kontinuieren in der Zeit handeln – um ein Gefühl, ein Kunstwerk, ein Wissen, ein bestimmtes soziohistorisches oder stilistisches Muster. »Instituieren–Institution« bildet für Merleau-Ponty ein Gegensatzpaar zu »konstituieren–Konstitution«. »Le temps est le modèle même de l'institution: passivité-activité, il continue, parce qu'il a été institué, il fuse, il ne peut pas cesser d'être, il est total parce qu'il est partiel, il est un champ.« »*Die Zeit ist sogar das Modell (je) der Institution: Passivität-Aktivität, es geht weiter, weil es eingerichtet ist, es breitet sich aus, es kann nicht aufhören zu sein, es ist total, weil es partiell ist, es ist ein Feld.*« (Merleau-Ponty 2015: 47; Übers. jmk). Während »konstituieren« die Setzung, die Produktion eines konsistenten Produkts durch einen Akt, auf einen Schlag meint, beinhaltet »instituieren« das Sich-Einlassen auf Sinnkonstellationen, die nicht fertig und durchsichtig sind, sondern angewiesen und offen sind für Um- und Ausdeutungen, Anknüpfungen, Differenzierungen und Rekontextualisierungen (Kastl 2018: 830 ff.). Das trifft auf körperliche Fertigkeiten (aus den oben von Bernstein beschriebenen Gründen) wie auf symbolische Sachverhalte gleichermaßen zu.

Erinnerung hat ganz offensichtlich eine dieser struktural-non-deklarativen Dimension von Gedächtnis nachgeordnete, abgeleitete, sekundäre Dimension. Das Verhältnis beider wird nirgends wirklich präzisiert. Immerhin könnte man festhalten, dass diese Position insofern wieder zu Befunden der interdisziplinären Gedächtnisforschung passt. Diese hat ja ebenfalls gezeigt, wie hochgradig lückenhaft, punktuell, offen für

Täuschungen und Selbsttäuschungen, wie umdeutungsfähig und konstruktionsbedürftig alles das ist, was wir als unser Gedächtnis im Sinne eines Zusammenhangs von Erinnerungen bezeichnen (z.B. Kühnel/Markowitsch 2009, Welzer 2002). Das alles sind Anhaltspunkte für das, was für Merleau-Ponty an dem Komplex wichtig ist, es sind anregende Intuitionen. Aber zugleich ist unübersehbar: Das ist noch keine kohärente Theorie des Gedächtnisses und auch keine kohärente Forschung. Die Konzepte verschwimmen ineinander, wie sehr oft bei Merleau-Ponty. Oft ist nicht deutlich, gegen was er eigentlich argumentiert, wichtige thematische Aspekte bleiben ganz ausgeklammert. Die Primordialität, der behauptete fundierende Charakter der Sedimentation wird eher postuliert als dargelegt, eine bündige Analyse oder auch nur exemplarische Beschreibung, wie man von da aus zu den deklarativen Gedächtnisformen, Wissen und Erinnerung gelangen könnte, findet sich nirgends. Aber das heißt nur: hier ist Raum für Forschung.

Exkurs: Bergsons und Merleau-Pontys Gedächtnistheorie

Ich möchte trotz oder wegen dieser Schwierigkeiten einen Exkurs zu Bergsons Gedächtniskonzept anschließen und dabei auf einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufmerksam machen. Bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* thematisiert Merleau-Ponty der Sache nach etwas, was man heute unter »non-deklarativen Gedächtnisleistungen« verstehen würde, ohne dass er dort den Begriff »Gedächtnis« verwenden würde. Das ändert sich, wie eben dargestellt, in der Vorlesung von 1954/5. Dort knüpft er an die Analysen der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, stellt sie ausdrücklich in einen gedächtnistheoretischen Rahmen (ergänzt um das mittlerweile diakritisch weiter entwickelte Konzept des Körperschemas). Damit bestätigt Merleau-Ponty, wie immer ungereimt die Mitschriften und Arbeitsnotizen auch bleiben, deren gedächtnistheoretische Relevanz. Aber es ist nicht so, dass die Anwendung und Ausweitung des Gedächtnisbegriffs auf non-deklarative Phänomene erst eine Erfindung Merleau-Pontys oder der Psychologie und Neurowissenschaft der 1980er-Jahre gewesen wäre. Es gab Vorläufer und einer dieser Vorläufer musste Merleau-Ponty geläufig sein, weil er sich – gerade in seiner Vorlesung von 1953 – ausführlich mit diesem Werk, allerdings nicht vorrangig mit dem darin enthaltenen Gedächtnisbegriff, auseinander gesetzt hat. Ich meine Henri Bergsons Schrift *Materie und Gedächtnis*.

Bergsons Gedächtnisbegriff in diesem Zusammenhang ins Spiel zu bringen, ist auch noch aus einem anderen Grund interessant. Man könnte

nämlich sagen, auf gewisse Weise trifft für Bergsons Theorie das zu, was man in der gängigen Rezeption Merleau-Ponty zuschreibt, nämlich so etwas wie eine eigenständige »körperliche Intentionalität« anzunehmen. Bergson fällt das leichter, weil er sich im Gegensatz zu Merleau-Ponty ausdrücklich zu einer *dualistischen* Position bekennt. Zugleich bekennt er sich zur Vorstellung einer Multiplizität von Bewusstseinsformen oder »Ebenen« (Bergson 2015: 13). Der Körper ist für Bergson ein Handlungszentrum. Er kommt auf der Ebene der Handlungen ins Spiel und das heißt für Bergson: der möglichen motorischen Aktivitäten (Bewegungen) und der Wahrnehmungen zugleich, die er als eine Art »Frage«, »Anregung« von motorischer Aktivität betrachtet, und zugleich der Materie als solcher annähert (vgl. Bergson 2015: 47 ff.; 71 ff.). Körper sind für Bergson »nur Durchgangsorte für die Bewegungen [...], welche, in Form von Reizen aufgenommen, in Form von reflexmäßiger oder willensgesteuerter Handlung weitergegeben werden.« (Bergson 2015: 82). Vorstellungen gehören allein dem Bereich des Bewusstseins an. Von diesem Ausgangspunkt her geht Bergson das Problem der Vergangenheit (des »Wiedererkennens der Bilder«) an. Die Vergangenheit, so formuliert er, lebe in zwei verschiedenen Formen fort »1. in den motorischen Mechanismen; 2. in unabhängigen Erinnerungen« (Bergson 2015: 87). Wiedererkennen kann sich demzufolge direkt in der Handlung selbst ereignen, in Form eines »automatischen Einsatzes eines für die Umstände geeigneten Mechanismus«, durch den sich eine bestimmte Bewegung wiederholt; oder durch das Hervorrufen eines Erinnerungsbildes, einer Vorstellung bzw. Repräsentation von einem einmaligen unwiederholbaren Ereignis meines Lebens.

Als Beispiel für diese unterschiedlichen Formen führt Bergson den Unterschied zwischen einer auswändig gelernten Lektion und der Erinnerung an eine bestimmte Lektüre ein. Das Auswändiglernen eines Textes vollzieht sich über Wiederholungen, der Text wird immer wieder von Neuem durchgelesen und wiederholt, »mit jedem neuen Lesen vollzieht sich ein Fortschritt; die Wörter verbinden sich immer besser miteinander; zu guter Letzt strukturieren sie sich zu einem organischen Ganzen.« (Bergson 2015: 89). Die »Wiederholung derselben Anstrengung« führt wie jede gewohnte Übung des Körpers zur Speicherung in einem »Mechanismus«, der »als ganzer von einem Initialimpuls angestoßen wird«, zugleich aber »in einem geschlossenen System automatischer Bewegungen, die einander in derselben Ordnung folgen und dieselbe in Anspruch nehmen« (ebd. 90). Im Unterschied dazu besitzt, so Bergson, die Erinnerung an diese oder jene besondere Lektüre, kein Merkmal der Gewohnheit, sondern es handelt sich eben um eine Repräsentation, eine Vorstellung von etwas Einmaligem. Bei ihrem Erwerb hat sie sich »auf den ersten Schlag ins Gedächtnis eingepägt, da die anderen Lektüren per definitionem andere Erinnerungen ausmachen. Es ist wie ein Ereignis meines Lebens: Es ist sein Wesen, ein Datum zu tragen und sich folglich nicht

wiederholen zu können.« (Bergson 2015: 90). Damit bestimmt Bergson in nach wie vor gültiger Form die Funktionsweise des heute so genannten »episodischen« bzw. »autobiographischen« Gedächtnisses. Ähnlich wie Husserl sieht Bergson das hervorstechende Merkmal von Erinnerungen in einem Modus des »Wahrnehmung-gewesen-Seins« (Husserl 1980: 414), der übrigens auch dann vorliegt, wenn es sich nur um vermeintliche Erinnerungen, also um »Erinnerungstäuschungen« handelt, Erinnerungen haben immer einen wirklichen oder vermeintlichen Authentizitätsindex.

Davon ausgehend sagt Bergson, könne man sich zwei »theoretisch voneinander unabhängige Gedächtnisse vorstellen«. Das eine, sozusagen ein Erinnerungsgedächtnis, ist für Bergson das Gedächtnis im herkömmlichen Sinne, das »wahre Gedächtnis« (ebd.: 191). Es ist koextensiv mit dem Bewusstsein, es bedient sich bildlicher Vorstellungen, Repräsentationen, es bezieht sich explizit auf die Vergangenheit als Vergangenheit, speichert Ereignisse des Lebens, lässt »jeder Tatsache, jeder Geste ihren Platz und ihr Datum« (ebd.: 92). Das andere Gedächtnis dagegen bezieht sich nicht aus sich heraus auf die Vergangenheit, sondern bewegt sich »in einer unaufhörlich von neuem beginnenden Gegenwart« (ebd.: 191 f.), es wiederholt; es ist eine Handlungsdisposition. Es lohnt sich Bergsons genaue Beschreibung der Funktionsweise dieses »Bewegungsgedächtnisses« zu zitieren, weil damit der enge Konnex zu den Phänomenen deutlich wird, für die sich Merleau-Ponty (und übrigens auch Pierre Bourdieu) gleichfalls interessiert:

»Alle Wahrnehmung setzt sich zu einer im Entstehen begriffenen Handlung fort; und während sich die einmal wahrgenommenen Bilder nacheinander in diesem Gedächtnis festsetzen und aneinanderreihen, modifizieren die Bewegungen, durch die sie weitergeführt wurden, den Organismus und erschaffen im Körper neue Handlungsdispositionen. So bildet sich eine Erfahrung ganz anderer Ordnung, die sich im Körper niederschlägt, eine Reihe vollständig generierter Mechanismen, mit immer zahlreicheren und vielfältigeren Reaktionen auf die äußeren Reize, mit vorgefertigten Erwidern auf eine unaufhörlich wachsende Anzahl möglicher Anfragen. Wir werden uns dieser Mechanismen in dem Moment bewusst, in dem sie zum Einsatz kommen, und dieses Bewusstsein einer gesamten Vergangenheit von Anstrengungen, die in der Gegenwart gespeichert ist, ist durchaus immer noch Gedächtnis, jedoch ein von dem ersten <das mit Erinnerungsbildern arbeitet, jmk> zutiefst verschiedenes Gedächtnis, immer auf die Handlung gespannt, in der Gegenwart sitzend und allein die Zukunft im Blick. Von der Vergangenheit hat es nur die intelligent koordinierten Bewegungen zurückbehalten, die deren akkumulierte Anstrengungen darstellen; es findet diese vergangenen Anstrengungen nicht in Erinnerungsbildern wieder, sondern in der strengen Ordnung und dem systematischen

Charakter, mit denen die aktuellen Bewegungen sich vollziehen. Eigentlich stellt es uns unsere Vergangenheit nicht mehr vor, sondern vollzieht sie erneut; und wenn es noch den Namen Gedächtnis verdient, dann nicht, weil es frühere Bilder bewahrt, sondern, weil es deren nützlichen Effekt sich bis in den gegenwärtigen Moment hinein erstrecken lässt. Von diesen beiden Gedächtnissen, von denen das eine bildlich vorstellt und das andere wiederholt, kann das zweite das erste vertreten und oft sogar dessen Illusion erwecken.« (Bergson 2015: 92 f.).

Diese Formulierungen Bergson überraschen. Bergson nimmt bis in die Einzelformulierungen hinein Aspekte der heute wichtigen Differenzierung deklarativer von non-deklarativen Gedächtnisleistungen vorweg. Ja, er verwendet fast schon dieselben Vokabeln (vgl. z.B. Tulving 2000). Dass Merleau-Ponty sich in seiner Analyse der Gewohnheit *nicht* auf diese und benachbarte Formulierungen Bergsons bezieht, ist ebenfalls erstaunlich – sowohl wegen der großen sachlichen Nähe wie der sich zugleich aufdrängenden Differenz der Standpunkte. Mindestens so erstaunlich ist, dass sich auch Merleau-Pontys »soziologischer Erbe« (Wacquant), nämlich Bourdieu, nicht die Mühe macht, diese Bergsonstelle zu nennen. Dies, obwohl er ebenfalls fast wörtlich Formulierungen Bergsons »wiederholt« (! und damit selbst diesen Gedächtnistyp im Sinne Bergsons geradezu vorführt), wenn er ausführt, der Habitus sei inkorporierte Geschichte, »Präsenz der Vergangenheit, die ihn erzeugt hat« und zugleich »Vorwegnahme der Zukunft« (1993: 22, 105), aus der »Exposition« entstandene »Disposition«, (1997: 174, 180). Bourdieu formuliert: »Der Körper stellt sich nicht vor, was er spielt, er ruft sich nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis, sondern agiert die Vergangenheit aus, die damit als solche aufgehoben wird, erlebt sie wieder.« (Bourdieu 1993: 135). In der Fußnote vermerkt er: »Man könnte hier Bergson mit seinem Werk *Materie und Gedächtnis* zitieren«, ohne offenbar zu registrieren, dass er das soeben getan hat.

Was Merleau-Ponty betrifft, so liegen sowohl die konstruktiven wie die kritischen Ansatzpunkte gegenüber Bergson auf der Hand. Gemeinsam ist beiden, den Körper, seine Motorik, den Zusammenhang von Wahrnehmung und Bewegung als Agens einer »eigenständigen«, »vielleicht ursprünglichen« »Praktognosie« anzusehen, die nicht den »Durchgang durch ›Vorstellungen‹ nehmen« muss oder sich einer »objektivierenden« oder »Symbolfunktion« unterordnen muss« (Merleau-Ponty 1966: 170). Damit werden das Körperschema bzw. die Körperschemata, die »Fähigkeit der motorischen Differenzierung des dynamischen Körperschemas« sowohl als operatives Geschehen wie als dispositionales (und insofern in Bergsons Sinne als Gedächtnis-) Phänomen in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. Merleau-Ponty verzichtet in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* darauf, diesen Aspekt zu explizieren und zu benennen, obwohl seine zeittheoretische Ausrichtung das im

Grunde nahelegt. Ich habe dafür keine Erklärung, außer etwa der Befürchtung, damit in eine zu große Nähe zu dem Bergsonschen Konzept bzw. den Bergsonschen Konzepten zu geraten und damit identifiziert zu werden. Dass Merleau-Ponty dies nicht wollte, könnte möglicherweise an anderen Differenzen zu Bergson liegen.

Der »große« Dualismus Bergsons und der »kleine« Dualismus Merleau-Pontys

Zum einen argumentiert Bergson im Unterschied zu Merleau-Ponty von vorne herein *erklärtermaßen* dualistisch. Er behauptet die *Realität des Geistes und die Realität der Materie* (2015: 3). Auch Bergson möchte zwar »Beziehungen«, Wechselwirkungen, Mischphänomene zwischen Bewusstsein und der Körper, Geist und Materie, Bewegung und Erinnerung (Vorstellung) in den Blick bekommen, aber auf der Grundlage einer voran gegangenen konzeptuellen Trennung (Bergson 2015: 103 f.). In der Tat kann Bergson interessante Aspekte solcher Beziehungen zwischen »Bewegungsgedächtnis« und »Vorstellungsgedächtnis« sichtbar machen. So sagt er zum Beispiel, das erste könne das zweite »vertreten«, dessen Illusion erwecken, das motorische Schema eines Wissens oder eines sprachlichen Ausdrucks könne an die Stelle desselben treten. Bergson analysiert ein zueinander komplementäres, abgestimmtes Zusammenwirken der beiden Gedächtnisformen, wenn er etwa davon spricht, dass die sensomotorischen Apparate den Erinnerungen ermöglichen, eine Gestalt anzunehmen, von ihnen »Wärme <zu> borgen«, Leben verliehen zu bekommen (Bergson 2015: 193) oder wenn er die Interdependenz der beiden Gedächtnisformen in der artikulierten Sprache thematisiert (Bergson 2015: 135; 139). Auch wenn man die dualistische Ausgangsvoraussetzung nicht mitmachen möchte, ist das eine anregende Konzeption, die ich in den folgenden Kapiteln aufgreife, ebenso wie Bergsons in diesem Zusammenhang geäußerten Hinweis auf die motorischen Aspekte des Sprechens und Sprachverstehen. Bergson spricht insbesondere vom motorischen Schema eines Wortes (Bergson 2015: 138). Es geht so gesehen bei Sprache nicht nur, wie Saussure nahe legt, um die Assoziation eines Klanges von Lauten mit einer Bedeutungsvorstellung (als Erinnerung oder Wissen). »Sich ein Ohr für die Elemente einer (neuen) Sprache zu bilden«, sagt Bergson, beinhalte »die motorischen Tendenzen der Stimmuskeln mit den Eindrücken des Ohres zu koordinieren« (Bergson 2015: 139). Das liegt sehr nahe an Merleau-Pontys bereits referierten Ideen der beim Sprechen und in der Sprache wirksamen Körperschemata.

Solche Konvergenzen werde ich in den folgenden beiden Kapiteln nochmals vertiefen, wenn es etwa um Merleau-Pontys zentrale These

der Vorlesung von 1953 einer Homologie von Bewegung und Satzverstehen gehen wird. Der Unterschied liegt sicher darin, dass Merleau-Pontys Ansatz und Verfahren auf gewisse Weise gegenläufig zu Bergsons »Denk-Bewegung« ist. Merleau-Ponty argumentiert vorweg dezidiert anti-dualistisch, die »Einheit«, »Verflechtung«, »Mischung« von Körper und Seele/Geist ist bei ihm Ausgangspunkt. Er setzt die Phänomene, bei denen Bergson am Schluss ankommt, als Voraussetzung an den Anfang und behauptet von vorne herein – im Gegensatz zu Bergson – eine *Abkünftigkeit* der vorstellenden, imaginativen Intentionalität, ohne dies allerdings präzise zu entwickeln. Wir haben – vor allem im Hinblick auf das Spätwerk – gesehen, dass seine Argumentation ihn aber am *Ende* in eine quasi-dualistische Perspektive zurückführt. Ich habe das im Metalog bereits als »bescheidenen«, »kleinen« Dualismus, als Anwendung der Cartesianischen Differenz bezeichnet. Wir erfahren nur etwas (sind »sensible« im Sinne von empfindungsfähig), weil wir Dinge unter Dingen sind (u.a. auch Materie, wie Bergson sagen würde); zugleich erfahren wir nur etwas, weil wir eben *nicht* nur Dinge unter Dingen sind.

Das alles ist ironisch: Der Anti-Dualist sieht im *Ergebnis* eine nicht mehr reduzierbare wie immer schwach verstandene Dualität; der Dualist im Ergebnis eine wie immer schwach verstandene Einheit und Verflechtung. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es ein besseres Indiz für die Triftigkeit einer »Ambiguität« des Körpers gibt.

Ausblick: Bergson, Merleau-Ponty und die aktuelle Gedächtnisforschung

Im Ergebnis geht Merleau-Pontys Position letztlich natürlich über Bergson hinaus. Bergson bettet die Gegenüberstellung verschiedener Gedächtnisarten in einen »großen« Dualismus ein. Das hindert ihn nicht daran, zu durchaus tragfähigen Einsichten des Zusammenwirkens von Bewegung, Motorik und Vorstellung zu gelangen. Merleau-Ponty überspringt von vorne herein die Gegenüberstellung von »Körpergedächtnis« und »geistigem« Gedächtnis. Er folgt dem Anspruch, dass die Ebene der »Bewegung«, die er mit der Konzeption der »fungierenden Intentionalität« vermischt, eine Fundierungsschicht für alles weitere darstellt. Genau so argumentiert er im Ergebnis auch in der *Gedächtnis*-Vorlesung von 1954/5. Darin folgen ihm Teile der heutigen »enaktivistischen« und Embodiment-Ansätze in den Kognitionswissenschaften. Allerdings ist das dort wie hier eher Programmatik geblieben, denn eine theoretisch oder empirisch wirklich entfaltete Perspektive.

Nicht zuletzt deshalb, weil nach wie vor wesentliche konzeptuelle und empirische Zwischenstücke fehlen, insbesondere in Bezug auf eine

überzeugende Sprach- und Symboltheorie. Genau an diesem Punkt hatte Merleau-Ponty ja in seiner Vorlesung von 1953 und in der Gesamtplanung seiner Aktivität am Collège de France (dazu die *Kandidaturschrift* und das *Inédit* aus dem Jahr 1951/2 in Merleau-Ponty 2000a: 9 ff.; 36 ff.) angesetzt. Letztendlich blieb dieser Plan ein Torso; das Manuskript *Prosa der Welt* bricht ab. Deshalb wird es im Folgenden darum gehen, diese Arbeit bis zu dem Punkt nachzuverfolgen, an dem Merleau-Pontys Versuch, diese Lücken zu schließen, letztlich abbricht. Ich glaube aber, dass es nützlich ist, sich diesen Punkt zu verdeutlichen, weil er zugleich einen Ausgangspunkt für neuerliche konzeptuelle, vor allem aber empirische Bemühungen abgeben könnte.

Für beides scheint es wichtig, Merleau-Ponty eingestandene und uneingestandene Beziehungen zu Bergsons Verständnis von Gedächtnis in den Blick zu nehmen. Davon hängt auch ab, welche potentiellen Anschlussmöglichkeiten, aber auch Grenzen es in Richtung der modernen Gedächtniskonzepte geben kann. Zugleich könnte eine Betrachtung des Verhältnisses beider Autoren durchaus wechselseitig Lücken und Schwachpunkte ans Licht bringen. Bergson hat alles in allem sicher eine stärker konturierte Taxonomie und analysiert zugleich die Beziehungen dessen, was er Bewegungs- und Vorstellungsgedächtnis nennt, konkreter. Merleau-Pontys Verhältnis von Sedimentierung und Erinnerung bleibt demgegenüber unbestimmt, wie auch, wie wir gesehen haben, der Gedächtnisbegriff insgesamt. Umgekehrt könnte man wiederum sagen, die Trennschärfe von Bergsons Unterscheidung beruhe auf Übertreibungen und Zuspitzungen. Das betrifft insbesondere die idealisierende Beschreibung des Vorstellungsgedächtnisses. In Wirklichkeit sind unsere Erinnerungen weit entfernt von der bei Bergson geradezu filmisch gedachten Bewahrung von Bildern. Wie wir sowohl aus der Gedächtnis- wie aus der Biografieforschung wissen, wie wir im Übrigen auch jederzeit einer phänomenologischen Selbstbefragung entnehmen können, bilden unsere Erinnerungen durchaus keinen kontinuierlichen Zusammenhang, sie sind ganz im Gegenteil lückenhaft, selektiv, wenig verlässlich, offen für Umdeutungen und Manipulationen, durch und durch auf ständige (Re-)Konstruktion angewiesen. Kontinuierliche Erinnerungen müssen, wenn sie empirisch vorkommen, als Pathologie betrachtet werden, als ein Mangel an Struktur. Davon betroffene Menschen leiden darunter, wie etwa belegte Fälle von sogenannter Hypermnesie zeigen (vgl. z.B. Lurija 1991, Price 2008).

Ähnlich idealisiert ist die Vorstellung, das Bewegungsgedächtnis beruhe ausschließlich auf Automatismen und Wiederholungen. Es ist gerade ein entscheidender Aspekt der Merleau-Pontyschen Theorie auf den Fertigkeitencharakter auch von Gewohnheiten hingewiesen zu haben. Sie sind durchaus nicht Wiederholungen, sondern zugleich immer Modulationen, Transformationen von Strukturen, mit prinzipiell unbegrenzten

Innovationspotentialen. Wir werden sehen, dass Merleau-Ponty dieses Modell einer dynamischen Struktur in seine Sprachtheorie hinein trägt, aber dort auch wiederum auf eigentümliche Weise übertreibt, diesen Gedanken in ein Konzept münden lässt, das an Heideggers Denunziation des »Man« erinnert. Sprechen wird dann geradezu zu einer künstlerischen Tätigkeit, das einen »wirklichen Dialog« mit dem Anderen initiiert, während der Alltagssprachgebrauch, der sich angeblich weitgehend in den Bahnen konventioneller, institutierter Semantiken bewegt, nur ein uneigentliches Verstehen zuwege bringt (vgl. dazu die Diskussion in Merleau-Ponty 2000a: 33 ff.). Möglicherweise unterschätzt hier wiederum Merleau-Ponty das Moment von Wiederholung, Standardisierung, Kopierbarkeit in sozialen Interaktionen, aber zugleich auch das damit verbundene Moment der steten Produktion von wie immer minimalen Abweichungen, etwa so, wie es im Bereich der Genetik ständig zu kleinen Reproduktionsfehlern, und damit Mutationen kommt. Aber das muss hier nicht geklärt werden. Ich wollte nur sagen: eine kritische Konfrontation beider Konzepte könnte nützlich sein, um Übertreibungen und Unschärfen auf beiden Seiten kenntlich zu machen und zugleich die phänomenologischen Gewinne beider Positionen nicht auf der Strecke zu lassen.

So sehr phänomenologische Bedenken gegenüber einer Verdinglichung des Gedächtnisbegriff und insbesondere einer Verdinglichung einer Gedächtnistaxonomie im Auge behalten werden müssen, so sehr halte ich es doch auch für nützlich, die taxonomische Perspektive einstweilen beizubehalten – als Mittel der Strukturierung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung – auf halbem Weg zwischen Beschreibungen und einer noch ausstehenden Theorie/Konzeption des »Gedächtnisses« bzw. der »Zeit«. Die taxonomische Perspektive Erinnerung, Wissen und non-deklarative Strukturen (Fertigkeiten, Assoziationen, Können) zu unterscheiden, aber zugleich ihre Verwandtschaft zu sehen, ersetzt, wie das bei Taxonomien immer so ist, einstweilen eine ausgesprochene Theorie. Sie macht immerhin auf den Zusammenhang dieser Phänomene aufmerksam, ihre gemeinsame Funktion gerade für das hier im Zentrum stehende Thema der sozialen Struktur und sie gestattet es eine differenzierte Typologie der »Wechselwirkungen« und Zusammenhänge auszubuchstabieren: Wissen über Wissen, Erinnerungen über Erinnerungen, Fertigkeit des Fertigkeitenerwerbs; und wechselseitig: Fertigkeiten des Wissens; Wissen über Fertigkeiten, Wissen über Erinnerungen (Dritter); Erinnerungen an Wissen; Fertigkeiten der Erinnerung; Erinnerung an Fertigkeiten. Diese Ebene gibt es bei Merleau-Ponty nicht explizit.

Dennoch ist eine solche taxonomische Perspektive auch in der Auseinandersetzung mit Merleau-Ponty nützlich. Sie erlaubt, das, was bei ihm thematisch ist, einzuordnen und mit Themen in Beziehung zu setzen, die andere Autoren behandeln und das wiederum ermöglicht systematische

Gewinne für die Soziologische Theorie. Ganz offensichtlich legt Merleau-Ponty einen starken Akzent auf Phänomene, die heute als non-deklaratives Gedächtnis bezeichnet werden und auf die Berührungspunkte dieser Phänomene zu einer Theorie der Sprache. Bei Halbwachs etwa (mit seiner durchaus an Bergson anschließenden Theorie des Gedächtnisses), stehen sowohl Fragen der Wechselwirkung von Kommunikation und individuellem Gedächtnis im Vordergrund, als auch Fragen der sozialen Rahmung von Erinnerungen. Schützs Generalthema ist nicht nur, aber vorrangig, »Wissen«, damit aber das, was man heute als semantisches Gedächtnis bezeichnet. Es ist keine Frage, dass alle diese Themen gleichermaßen wichtig sind und – wie ich hoffe noch zu zeigen – insbesondere für ein gehaltvolles Verständnis sozialer Struktur unentbehrlich. Eine wie immer vorläufige taxonomische Perspektive erlaubt fürs erste, die Verwandtschaft und Komplementarität dieser und anderer Autoren und Konzepte zu identifizieren und herauszuarbeiten, was an diesen komplementäre, und was im Widerspruch zueinander stehende, indifferente und evtl. innovative Aspekte sind.

2. Saussure und die Paradoxien des Zenon

Die seit den 1950er-Jahren einsetzende strukturtheoretische Umakzentuierung der Konzeption des Körpers beinhaltet zugleich eine ontologische Dimension. Das klingt bereits in Titel und Einstieg des in diesem Zusammenhang entscheidenden Vorlesungsskripts von 1953 an: *Le monde sensible et le monde de l'expression*. Nicht mehr auf der *Wahrnehmung* als intentionaler Leistung, als Form des »originär gebenden« Bewusstseins (Husserl), liegt der Akzent, sondern auf der »Welt des Sensiblen« und der »Welt des Ausdrucks«. Allerdings bedeutet diese Unterlaufung der konstitutionstheoretischen Dimension nicht die Eliminierung von »Bewusstsein« und »Geist«. Es gehe, so ist gleich am Anfang der *Notes préparatoire* zu lesen, um den Übergang zu einer »théorie concrète de l'esprit« »einer konkreten Theorie des Geistes« und einer »rédefinition de la conscience« »Redefinition des Bewusstseins« (Merleau-Ponty 2011: 45), einen »neuen Typus der Analyse«. Sie sei nicht nur auf den Körper und die Wahrnehmung, sondern auch auf das Begriffsvermögen anzuwenden und geeignet, die Vielgestaltigkeit (»polymorphisme«) von Bewusstsein sichtbar zu machen (Merleau-Ponty 2011: 173).¹ Phänomenologie, heißt es weiter, habe aus sich heraus ontologische Konsequenzen, »dans notre manière de percevoir est impliqué tout ce que nous sommes« »in unserer Art und Weise wahrzunehmen ist das, was wir sind, enthalten« (Merleau-Ponty 2011: 46; Übers. jmk). Zugleich gelte aber: »la position de l'être dans la perception même est paradoxale« »die Position des Seins in der Wahrnehmung ist selbst paradox« (ebd.: 47) – später wird Merleau-Ponty von *indirekter* Ontologie sprechen (Saint Aubert 2006).

Im Zentrum der Vorlesung steht der Aufweis des Zusammenhangs von Wahrnehmung (Impression) und Ausdruck (Expression). Das entscheidende Bindeglied dafür bildet das Phänomen der »Bewegung«, da Ausführung und Wahrnehmung von Bewegung nicht voneinander zu trennen sind. Merleau-Ponty wird in dieser Vorlesung erstmals Gestaltwahrnehmung auf Bewegung beziehen – Gestalt (und damit Struktur) ist selbst Kondensation einer Bewegung, erscheint als »gefrorene Bewegung«: »le monde sensible est mouvement gelé, cristallisé, mais conservé dans l'épaisseur du Gestalthafte« »Die Welt des Sensiblen ist gefrorene, kristallisierte Bewegung, aufbewahrt in der Dichte des Gestalthaften« (Merleau-Ponty 1997: 329). Dass, wie schon die Analyse des Falles Schneider ergab, Wahrnehmung und Motorik nicht zu

1 Das erinnert an die Figur des »wilden Denkens« (Merleau-Ponty 1994a: 29), die Lévi-Strauss als Titel seines dem Andenken Merleau-Pontys gewidmeten Buches übernimmt (Lévi-Strauss 1981).

trennen sind, mündet nun in eine These des »seinsenthüllenden« Charakters der Bewegung. Ausdrucksverhalten ist immer eine Form der Bewegung, muss als Bewegung wahrgenommen (Impression), verstanden bzw. ausgeführt werden (Expression). Für seine Wahrnehmung ist die Ausführung, also eine motorische Dimension entscheidend und umgekehrt für die Ausführung eine Wahrnehmung. Außerdem vollzieht Merleau-Ponty den Übergang zur Ausdruckstheorie mit der konsequenten Integration einer differenztheoretischen Perspektive, die er einer eigenständigen, aber zugleich in der Zeit liegenden Lektüre des *Cours linguistique générale* von Ferdinand Saussure entnimmt. Der bisherige gestalttheoretische Strukturbegriff wird differenztheoretisch ebenso *um- wie fortgeschrieben*. Die genannten Aspekte tragen sich wechselseitig: Bewegung ist »seinsenthüllend«, zugleich – wie zu zeigen sein wird – differentiell. Sein ist dicht und differentiell zugleich, deshalb kann Ontologie nur als indirekte Ontologie realisiert werden. Differentialität ist nur als zeitliche Differenzierungsbewegung. Und insgesamt betrifft und verändert jedes einzelne Element dieses kategorialen Tripels wiederum den Begriff des »Körperschemas«. Zunehmend wichtig wird dabei die der Kategorie des »écart«, des bedeutungsgenerierenden Abstands, der »Lücke« zwischen den Durchlaufpunkten einer Bewegung, der Differenz zwischen sprachlichen Elementen, von Figur und Hintergrund, des Jetzt zum Vorher und Nachher.

Merleau-Ponty als Strukturalist

Vorweg ist es hilfreich, sich an die Herkunft des neu auftauchenden Elementes des »Diakritischen« zu erinnern. Merleau-Ponty rezipiert hier die Sprachtheorie des *Cours de linguistique générale* und dessen zentrales Diktum, in der Sprache gäbe es nichts als Differenzen (Unterschiede). Nun ist die Saussure-Rezeption ohne Zweifel der entscheidende Initialisierungsimpuls für das, was man heute als »Strukturalismus« bezeichnet. Ob Claude Lévi-Strauss in der Ethnologie, Jacques Lacan in der Psychoanalyse, Roman Jakobson und Jan Mukarowsky in Linguistik/Literaturwissenschaft – sie alle erarbeiten für ihr Fachgebiet eine spezifische Auslegung und Anwendung des *Cours*. Man könnte sagen, genau das macht Merleau-Ponty in den 1950er Jahren für seine Themen ebenfalls. Es wäre eine eigene Untersuchung herauszufinden, wieso Merleau-Ponty eigentlich *nicht* zusammen mit Lévi-Strauss und Lacan als Gründerfigur des französischen Strukturalismus der ersten Generation verbucht wird. Mit beiden ist er freundschaftlich und fachlich verbunden. Merleau-Ponty ist Teil, wenn nicht sogar geheime Integrationsfigur des ersten Pariser »strukturalistischen Milieus«. Merleau-Ponty und Lévi-Strauss, beide

1908 geboren, lernen sich 1929 zum ersten Mal kennen (Lefort 2010: 36), sehen sich aber – wegen des Exils Lévi-Strauss' in den USA – erst wieder im Winter 1944/5, auf Initiative Merleaus, der von Lévi-Strauss' Eindrücken aus den USA erfahren will (Lefort 2010: 38). Spätestens seit 1948 kommt es zu einer Intensivierung des Austausches und einer engen Freundschaft (ebd.: 37). Merleau-Ponty war maßgeblich daran beteiligt, dass Lévi-Strauss 1959 ins Collège de France auf einen für ihn geschaffenen Lehrstuhl für Soziale Anthropologie berufen wurde. Sein Artikel *De Mauss à Lévi-Strauss* muss in diesem Kontext gesehen werden. Lévi-Strauss hat ihm posthum sein Buch *Das wilde Denken* gewidmet und – ebenso wie Lacan – nach dem Tod Merleau-Pontys einen berührenden Nachruf verfasst.

Mit dem sieben Jahre älteren Jacques Lacan war Merleau spätestens seit den 1940er Jahren eng befreundet. 1951 verbrachten die beiden mit ihren Familien gemeinsame Ferien bei Arcachon (Lefort 2010: 66). Dass sich das nicht nur auf privater Ebene auswirkte, sondern auch zu einer regen sachlichen Auseinandersetzung führte, ist vielen wechselseitigen Zitationen und durchaus auch kritischen Auseinandersetzungen zu entnehmen. Sie nahmen gemeinsam an wissenschaftlichen Veranstaltungen teil, z.B. 1956 an einer von Lévi-Strauss (Lefort 2010: 83) und 1957 an einer von Lacan organisierten Konferenz. Von den dreien hatte sich sicher Lévi Strauss am frühesten mit Saussure auseinander gesetzt und dazu Merleau-Ponty inspiriert, aber eben auch Jacques Lacan, für den – nach eigenem Bekunden – Lévi-Strauss' 1949 erschienener Aufsatz *Die Wirksamkeit der Symbole* eine wichtige Rolle für die Ausarbeitung seines Begriffstripels des Imaginären, Symbolischen und Realen spielte. Dieser Aufsatz wiederum war Raymond de Saussure gewidmet, Psychoanalytiker und Sohn Ferdinand de Saussures. Dieser gewinnt in den Schriften Lacans spätestens seit 1953, dem Jahr des Berichts auf dem Kongress in Rom *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse* (Lacan 1986a: 71–170) seine große Bedeutung, explizit in dem Artikel *Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud* (Lacan 1986b: 15–60).

Das ist nun eben das Jahr, in dem Merleau-Ponty die Konsequenzen der Übertragung der Saussureschen Diakritizität ausführlich in seiner Vorlesung *Le monde sensible et le monde de l'expression* entwickelt. Der schrittweise Weg dahin lässt sich anhand der veröffentlichten Aufsätze gut nachverfolgen. Merleau-Ponty musste Saussure bereits in den Vierzigerjahren gelesen haben. Eine erste ausführlichere Erwähnung erfolgt in dem 1947 veröffentlichten Aufsatz *Das Metaphysische im Menschen* (Merleau-Ponty 2000b: 116 ff.). Die Auseinandersetzung mit Saussure und Jakobson zieht sich durch die Vorlesungen zur Kinderpsychologie an der Sorbonne (1949–1952), es bleibt da zunächst bei der Erörterung von Fragen des Spracherwerbs. Dabei nimmt Merleau-Ponty allerdings

charakteristische Umregistrierungen vor. Im Kontext seiner Kandidatur zum Collège de France entstandenen und unvollendeten Manuskript *Die Prosa der Welt* sowie der sogenannten *Kandidaturschrift*, finden sich ebenfalls Bezugnahmen auf Saussure und das Motiv der Diakritizität. In letzterer klingt erstmals das Motiv an, Wahrnehmung und Bewegung selbst als diakritisch strukturierte Phänomene zu sehen (Merleau-Ponty 1973: 5) bzw. mimische und gestische Ausdrucksbewegungen wie sprachliches Handeln als diakritisch zu betrachten (ebd. 8). 1952 erscheinen zwei ausdrucks- bzw. sprachtheoretische Aufsätze, die auf Saussure verweisen (Über die Phänomenologie der Sprache, *Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens*, in Merleau-Ponty 2007). Besonders im zweiten Aufsatz bildet die Auseinandersetzung mit Saussure den Ausgangspunkt und das zentrale Thema. Das für die Vorlesung von 1953 wichtige Motiv der Bewegung (samt der Auseinandersetzung mit den Paradoxien des Zenon) wird eingeführt und die Tragfähigkeit eines sozusagen phänomenologisch transformierten Konzepts des Diakritischen wird in der Übertragung auf die Malerei erprobt. Dabei übt Merleau-Ponty durchaus auch Kritik, etwa an Tendenzen der Überschätzung der Systematizität der »langue« oder an der zu statischen Gegenüberstellung von »langue« und »parole« und damit zugleich an der von Synchronizität und Diachronizität.

Möglicherweise liegt gerade in den Aufsätzen aus jener Zeit für Bertram das Motiv, Merleau-Ponty als »neostrukturalistischen Autor« zu bezeichnen (Bertram/Lauer/Liptow/Seel 2008: 182 ff.). Darüber kann man diskutieren. Unabhängig davon werfen diese Umstände nochmals ein deutliches Licht auf die Einseitigkeit der derzeitigen Rezeption Merleau-Pontys in der Soziologie. Für die Konstanzer Tagung und den Gratthoff/Sprondel-Band von 1976 bildete der eigentümliche Zwischenstatus Merleau-Pontys als »strukturealistischer Phänomenologe« oder als »phänomenologischer Strukturalist« geradezu den Ausgangspunkt des Interesses: es sollte zugleich auch eine produktive Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus ermöglicht werden. Festzuhalten ist: auch Merleau-Ponty steht als Pate der ersten Generation an der Wiege des »Strukturalismus« und er hat darüber hinaus auch auf die französischen Strukturalisten zweiter Generation sowie die sogenannten Poststrukturalisten und damit noch auf die Kritik am Strukturalismus einen erheblichen Einfluss ausgeübt.

Saussure, Gedächtnis und Differenz

Es ist für das Verständnis von Merleau-Pontys Adaption wichtig, sich einige Aspekte der Saussureschen Konzeption des Diakritischen in Erinnerung zu rufen. Sein *Cours de linguistique générale* gehört zu den

seltenen Fällen eines wissenschaftlichen Werks, das einen wirklichen Paradigmenwechsel ausgelöst hat, von dem aber streng genommen keine Zeile aus der *Feder* des Autors stammt. Das Werk wurde ausschließlich über Mitschriften von Schülern bzw. Studierenden (re)konstruiert und amalgamiert. Der für die strukturalistische Bewegung entscheidende Punkt liegt in der Auffassung von Sprache als einem System differentieller Strukturen, man müsste genau genommen sagen: (Kombinationen von) Strukturen differentieller Strukturen. Sprachliche Zeichen, als Gesamt von Signifikant und Signifikat, sind als solche arbiträr. Die Laut- oder Buchstabenfolge »Baum« (Signifikant) hat keine innere Beziehung oder Ähnlichkeit mit dem Konzept »Baum« noch mit einem realen Exemplar Baum, auf das man hinzeigen kann. Die Bedeutung eines Zeichens (also eine bestimmte Beziehung von Lautmaterial und Konzept) resultiert aus dem systemischen Zusammenhang mit anderen Zeichen, von denen es sich unterscheidet.² Dabei gilt: in der Sprache gibt es nur negative Einheiten in dem Sinne, dass die Unterschiede nicht vorgegeben sind, sondern durch das System der Sprache generiert werden: »Gleichgültig ob man das Signifikat oder Signifikanten nimmt, die Sprache enthält weder Ideen noch Laute, die der Sprache gegenüber präexistent wären, sondern nur inhaltliche und lautliche Unterschiede, die sich aus diesem System ergeben.« (Saussure 2014: 145/fr. 128, Übersetzung geändert, kursiv jmk).³ Saussure formuliert in diesem Zusammenhang eine für Merleau-Ponty entscheidende Vorstellung. Die Leistungen der Sprache, diese selbst, ihre Struktur, stellen sich an der Kontaktstelle zweier Medien (oder »Elemente«) her. Unser Denken sei, so Saussure, jenseits

- 2 »Der Beweis hierfür ist die Tatsache, dass der Wert einer Einheit modifiziert werden kann, ohne dass man seine Bedeutung oder seine Lautgestalt verändert, sondern einzig deshalb, weil irgendeine andere benachbarte Einheit eine Umgestaltung erfahren hat.« (Saussure 2014: 145)
- 3 »Alles, was bisher gesagt wurde, läuft darauf hinaus, dass es in der Sprache nur Unterschiede gibt. Mehr noch: Ein Unterschied setzt normalerweise positiv [definierte] Terme voraus, zwischen denen er sich konstituiert; aber in der Sprache gibt es nur Unterschiede ohne positive Einheiten. Gleichgültig, ob man das Signifikat oder den Signifikanten nimmt, die Sprache enthält weder Ideen noch Laute, die hinsichtlich des sprachlichen Systems vorgeben wären, sondern nur lautliche und inhaltliche Unterschiede, die sich aus diesem System ergeben.« »Tout ce qui précède revient à dire que dans la langue il n'y a que des différences. Bien plus: une différence suppose en général des termes positifs entre lesquels elle s'établit; mais dans la langue il n'y a que des différences sans termes positifs. Qu'on prenne le signifié ou le signifiant, la langue ne comporte ni des idées ni des sons qui préexisteraient au système linguistique, mais seulement des différences conceptuelles et des différences phoniques issues de ce système.« (Saussure 2014: 145; franz. 1915: 128 f.)

der Verwendung von Sprache eine »amorphe und ungegliederte Masse«, eine »Nebelwolke, in der nichts notwendigerweise abgegrenzt ist«, ohne Zeichen seien wir unfähig »zwei Ideen klar und dauerhaft voneinander zu unterscheiden«. Dasselbe gälte aber auch für das Element der Laute: »Die Lautsubstanz ist keineswegs stabiler und solider, sie ist keine Gußform, deren Ausgestaltung das Denken gezwungenermaßen übernehmen müßte, sondern eine plastische Masse, die ihrerseits in isolierbare Teile gegliedert werden kann und so die Signifikanten liefert, die das Denken benötigt.« Man hat also auf der einen Seite »nebulöse Ideen« und auf der anderen Seite »nicht weniger unorganisierte Laute« (alle Zitate Saussure 2014: 138).

Die Vorstellung ist dabei nicht, das die Sprache ein materielles lautliches Ausdrucksmittel für die Wiedergabe der für sich fertigen Ideen bereitstellt, sondern »als Mittler zwischen dem Denken und dem Lautbereich zu dienen, und zwar dergestalt, daß ihre Verbindung gezwungenermaßen zur gegenseitigen Abgrenzung von Einheiten führt« (Saussure 2014: 139). Es geht weder um eine »Materialisierung von Gedanken« noch um eine »Spiritualisierung der Lautungen«, sondern um »die irgendwie geheimnisvolle Erscheinung, daß der Bereich ›Denken-Lautung‹ Untergliederungen impliziert und die Sprache ihre Einheiten gewinnt, indem sie sich zwischen zwei amorphen Massen konstituiert.« (Saussure 2014: 139). Saussure vergleicht das mit dem Phänomen, dass sich im Kontakt von Luft mit Wasser Wellenstrukturen ausformen. Dass diese Metaphorik keine und schon gar keine genetische »Erklärung« der Sprache bietet, gibt er selbst durch das Attribut »geheimnisvoll« zu. Sie enthält aber eine Reihe phänomenologisch einleuchtender Aspekte und sagt letztlich aus, dass Differentialität, Diakritizität Grenz-, Oberflächenphänomene sind. Wo diese aneinander angrenzen, bilden sich Strukturen. Das ist für Merleau-Ponty deshalb wichtig, weil er bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* immer wieder die strukturgenetische und – morphologische Bedeutung intersensorischer Relationen heraus gestellt hatte, aus denen überhaupt erst die Möglichkeit resultierte, dass im Falle von Störungen der Wahrnehmung ein Sinn für den anderen »einspringen« kann (wie etwa im bereits vorgestellten Fall Schneider etwa: die Propriozeption für das Sehen).

Wenn man Merleau-Ponty in dieser Hinsicht konsequent und progressiv liest, deutet sich hier eine, wie Alloa (2017: 97) es formuliert, neuartige »Dia-Phänomenologie« an. Sie ist von dem Grundgedanken Saussures inspiriert, dass Strukturen an den Grenzstellen von Medien entstehen. Im Fall des Sprechens und der Sprache sind ungleich komplexere Verflechtungen und Korrelationen sensorischer Register als die der Laute wirksam: die Propriozeption der Sprechmotorik, das »motorische Schema« sprachlicher Einheiten (Bergson 2015: 138), die visuelle Komponente des Laut»bildes«, ggf. das Schriftbild – all das erzeugt in

seinem Zusammenspiel ein komplexes Geflecht an Redundanzen, Wechselwirkungen und Korrelationen, die möglicherweise erst in ihrem Zusammenwirken Strukturen katalysieren, Differenzsysteme, wo zunächst nur Kontinuitäten und Übergänge wahrnehmbar sind.

Hinzu kommt eine zeitliche Dimension. Sprache ist für Saussure eminent mit Zeit, damit aber dem Gedächtnis der Sprecher verknüpft, und zwar in doppelter Hinsicht. Zum einen beruht Sprache auf einer linearen Verknüpfung differentieller Teile und Terme, ihr Gebrauch impliziert selbst eine Zeitreihe und sukzessive Ordnung, ist *syntagmatisch*. Das findet in der Zeit statt und das erfordert Gedächtnis auf Seiten der Sprecher wie derjenigen, die seine Äußerungen mitvollziehen. Einen Satz verstehe ich nur, wenn ich den Anfang und das Ende und die einzelnen in ihm versammelten Terme aufeinander beziehen kann. Zugleich gewinnen aber die einzelnen Terme nur Bedeutung durch ihre strukturellen Beziehungen/Differenzen zu verwandten oder unterschiedlichen Termen, die in der Situation möglich gewesen wären, aber eben syntagmatisch *nicht* realisiert wurden. »In der Sprache beruht alles auf Differenzen, aber ebenso sehr auch auf Gruppierungen.« »Dans la langue, tout revient à des différences, mais tout revient aussi à des groupements.« (Saussure 2014: 151; franz. 1915: 138). Damit spielt Saussure auf zwei komplementäre Dimensionen der Sprache an:⁴ Sprache ist syntagmatisch, d.h. sie bildet eine lineare »Kette« (chaîne/Linie) von kombinierten Differenzen in der Zeit, eine spezifische Abfolge von Wörtern (Laute, Wörter, Sätze usw.), es können nicht gleichzeitig zwei Elemente ausgesprochen werden, man muss eines auswählen (Saussures 2014: 147). »Diese Kombinationen, deren Grundlage die (lineare) Ausdehnung ist, können Syntagmen genannt werden. Das Syntagma besteht also immer aus zwei oder mehr aufeinander folgenden Einheiten. Im Syntagma gewinnt ein Term seinen Wert nur aufgrund der Position zu dem, was vorangeht oder folgt, oder zu beiden.« (Saussure 2014: 147)⁵ Dies ist nur möglich, weil Sprache zugleich eine vertikale paradigmatische

- 4 Schon hier der Hinweis, dass Roman Jakobson diese beiden Begriffe ins Zentrum seiner Poetik stellt. Er leitet davon die poetologischen Kategorien der Metapher (»ein Wort anstelle eines anderen« --> Paradigma, Ersetzen) und Metonymie (»ein Wort gibt das nächste« --> Syntagma, Kontiguität) als grundlegende Mechanismen der Sprache ab. Lacan bringt diese dann wiederum mit den beiden grundlegenden Mechanismen des Unbewussten: Verschiebung und Verdichtung zusammen, wie Freud sie in seiner Traumdeutung entfaltet hatte. Daraus folgt dann der legendäre Satz: Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache.
- 5 Nicht zu verwechseln mit dem grammatischen Begriff »Syntax«, der nur einen Sonderfall dessen bezeichnet, was Saussure hier unter »Syntagma« versteht. Es geht dabei einfach um eine geordnete Verbindung sprachlicher Elemente in der Zeit, egal, ob es sich dabei um Laute, Worte, Wortgruppen

Dimension hat. Zu jedem in einer spezifischen syntagmatischen Kombination gewählten Term gibt es Reihungen, Konstellationen, »Gruppierungen« ähnlicher Terme, die mit dem gewählten Term »assoziiert« sind, weil sie etwas mit ihm gemeinsam haben, zugleich aber zu ihm in einem Verhältnis mehr oder weniger spezifischer Differenz stehen. Das reicht von Ausdrücken, die man hätte *auch* verwenden können (aber faktisch nicht verwendet hat) bis zu Ausdrücken, die, hätte man sie verwendet, »etwas ganz anderes« zum Ausdruck bringen würden.⁶ Das betrifft die phonetische, morphologische (die Wortbildung betreffende), grammatische, semantische, syntaktische und sinnlogische Ebene gleichermaßen.

Saussure führt als Beispiel ein Schaubild an zum Term »enseignement«. Von ihm zweigen Assoziationsreihen ab wie: »enseigner, enseignons, etc. etc.; apprentissage, education, etc. etc.; changement, armement etc. etc. clément, justement etc. etc.« Dazu erläutert er: »Man sieht, dass diese Gruppierungen Gruppierungen von ganz anderer Art sind als die vorhergehenden (die syntagmatischen, jmk). Sie gründen nicht auf der linearen Ausdehnung. Ihr Sitz ist im Hirn; sie sind Teil dieses inneren Schatzes, der bei jedem Individuum das Sprachsystem bildet. Wir wollen sie assoziative Beziehungen nennen.« (Saussure 2014: 147). Erst durch diese beiden Dimensionen zusammen entsteht sprachliche Bedeutung. Die syntagmatische Beziehung ist eine Beziehung »in präsentia«, sie bezeichnet die in einer Situation wirksame Aktualisierung von Sprache und beruht auf Termen, die sich in der tatsächlichen Sequenz gesprochener Sprache einstellt. Man könnte allerdings gerade in Bezug auf die Syntagmatik sagen: diese »Präsenz« ist relativ. Denn jede Verknüpfung noch so kurzer sprachlicher Elemente spielt genau genommen in der Zeit und erfordert (Kurzzeit-)Gedächtnis, zeitliche Intentionalität der Sprecher, insofern Anfang, Verlauf und Abschluss eines Satzes in eine zeitliche Gesamt-Spanne – non-thematisch, in einer passiven Synthesis, retentional/protentional – hinein genommen werden müssen. Das wird, wie wir sehen werden, ein zentrales Argument in der Vorlesung von 1953/4 sein.

Die paradigmatische Dimension, also die »assoziative Beziehung« stellt Saussure von vorne herein in einen Zusammenhang mit dem *Gedächtnis* der Sprecher. Ein Term ist nur ein Term und hat Bedeutung durch die »Präsenz in absentia« anderer Terme in einer virtuellen Gedächtnisreihe (Saussure 2014: 147). Auch in den Folgeseiten bekräftigt

(Attribute + Substantive usw.), Satzglieder, ganze Sätze, Diskurselemente usw. handelt.

- 6 Ich mache nur am Rande darauf aufmerksam, dass in der qualitativen Sozialforschung die sogenannte »Objektive Hermeneutik« diesen Umstand zum methodischen Prinzip erhoben hat, insofern sie die Hermeneuten dazu verpflichtet, die Bedeutung eines gegebenen Syntagmas immer auch vor dem Hintergrund der spezifischen Differenz zu den in einer gegebenen Situation ebenfalls denkbaren, aber nicht selektierten Ausdrücken zu konstruieren.

Saussure immer wieder die Bedeutung des Gedächtnis für diese paradigmatische Seite, zum Beispiel: »Unser Gedächtnis hält alle mehr oder weniger komplexen Typen von Syntagmen vor, gleichgültig, welcher Art oder Ausdehnung sie auch sein mögen, und im Moment ihrer Anwendung greifen wir auf die assoziativen Gruppen zurück, um unsere Wahl zu treffen. Wenn jemand *marchons!* sagt, *denkt er unbewusst* an die verschiedenen Assoziationsgruppen, an deren Schnittstelle sich das Syntagma *marchons!* befindet.« (Saussure 2014: 152; Hervorhebung jmk). Diese Stelle ist von entscheidender Bedeutung für Merleau-Pontys Integration des strukturalistischen Differenzbegriffs in seine Ausdruckstheorie. Sie zeigt deutlich, dass er hier nicht einfach einer Mode folgt, sondern eine innere Korrespondenz zu den phänomenologischen Analysen der Zeiterfahrung, der passiven Synthesis und damit des Gedächtnisses vorliegt. Die paradigmatische Dimension ist bei Saussure die entscheidende Bedingung dafür, dass eine Differenz bedeutungsgenerierend ist. Entscheidend ist dabei der eigentümliche Status des abwesenden Terms. Er muss auf gewisse Weise anwesend sein, aber als Hintergrund, als Sediment. Saussure sagt bezeichnenderweise: wir denken *unbewusst* an die abwesenden Terme bzw. Assoziationsgruppen. Wären diese Assoziationsgruppe im Vollzug des Sprechens thematisch, ebenso präsent wie der faktisch selegierte Term – dann wäre Sprechen ebenso unmöglich, wie die Zeiterfahrung, wenn Retentionen als explizite Erinnerungen präsent wären. Dieser eigentümliche Status abwesender Anwesenheit, nicht-präsenter Präsenz verbindet die entscheidende Denkfigur Saussures also mit der phänomenologischen Theorie der Zeiterfahrung und des (non-deklarativen) Gedächtnisses. Dass für Saussure das Gedächtnis der Sprecher damit eine unverzichtbare Grundlage für Sprache ist, ja, dass das im Grunde den gesamten differenztheoretischen Ansatz trägt, hat Saussure noch klar so gesehen, auch wenn manche (Post-) Strukturalisten diesen Aspekt unterschlagen haben.

Folgt man Saussures Überlegungen, wird deutlich, dass er den Differenzbegriff letztlich zeit-, ja gedächtnistheoretisch unterlegt. Man könnte sagen, das gelte vor allem für die »parole«, die gesprochene Sprache, nicht aber für die Sprache im Sinne von »langue«, als System. Freilich lässt sich diese Abstraktion nur halten, wenn man vom Bewusstsein (und damit dem Gedächtnis) wiederum des strukturalistischen Sprachforschers absieht und das wissenschaftliche Subjekt als freischwebenden Kosmotheoros überall und nirgendwo ansiedelt. Es charakterisiert den Zugriff des »Strukturalisten« Merleau-Ponty, dass er dies genau nicht tut, sondern auch notfalls Saussure gegen Saussure ausspielt.

Bewegung und Differenz

»Allmählich gewann ich den Eindruck, dass es [...] erforderlich war, das Ordnungsprinzip [...], das die Praktiken zugleich unbewusst und systematisch zu lenken imstande war, in den inkorporierten Dispositionen bzw. im Schema der Körperbewegungen zu suchen. Mich hatte [...] verblüfft, dass die Transformationsregeln, die den Wechsel vom äußern zum innern Raum des Hauses ermöglichen, auf Körperbewegungen wie beispielsweise die Kehrtwendung zurückgeführt werden können.« (Bourdieu 1993: 24).

Interessant ist nun, wie es zu einer Verknüpfung des Themas mit dem der Bewegung kommt. Merleau-Ponty bezieht sich explizit auf Saussure in vielen veröffentlichten Arbeiten aus dieser Zeit, beispielsweise 1952 in den Aufsätzen Über die Phänomenologie der Sprache und *Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens*, Sartre (!) gewidmet. Letzterer beginnt wie folgt: »Bei Saussure haben wir gelernt, dass die einzelnen Zeichen für sich genommen nichts bedeuten, dass jedes von ihnen weniger einen Sinn ausdrückt, als dass es einen Sinnabstand zwischen sich selbst und den anderen Zeichen angibt. Da man von diesen dasselbe sagen kann, besteht die Sprache also aus Unterschieden ohne Ausdrücke, oder genauer, die Ausdrücke der Sprache werden erst durch die zwischen ihnen auftauchenden Unterschiede hervor gebracht.« (Merleau-Ponty 2007: 53). Merleau-Ponty skizziert dann einen Einwand des Alltagsverstands: wenn weder der Ausdruck A noch B eine Bedeutung hätten, sei nicht erklärlich, wie es zwischen ihnen einen Bedeutungseffekt geben könne. Dazu macht Merleau-Ponty nun eine interessante Feststellung. Der Einwand, Sprache könne keine Bedeutung haben, wenn sie nur auf differentielle Zeichen mit negativem Wert beruhe, weise eine Analogie zu den Paradoxien des Zenons auf. Dieser wollte bekanntlich den Beweis führen, dass es keine Bewegung gäbe. Beide Argumentationen werden zwar von vorne herein durch die Wirklichkeit von Bedeutung und Bewegung entkräftet. Philosophen und Mathematiker haben sich aber über Jahrtausende immer wieder damit abgemüht – denn die eigentlich philosophische Bedeutung dieses Problems liegt darin, *auf welche Weise* man es als Scheinproblem erkennt.

Zenon hatte in seinem sogenannten »Teilungsparadox« behauptet, Bewegung existiere nicht. Ein Läufer müsse ja, bevor er eine bestimmte Strecke zurücklege, zunächst die Hälfte dieser Strecke zurücklegen, zuvor aber die Hälfte der Hälfte und wiederum zuvor die Hälfte der Hälfte der Hälfte usf.. Da für jede dieser im Prinzip unendlichen Aufteilungen der Strecke auch eine bestimmte positive Zeit nötig ist, um sie zu

überwinden, benötige der Läufer auch eine unendliche Zeit für das Zurücklegen einer Strecke. Er komme also niemals dazu, sie zu überwinden. In ähnlicher Weise argumentiert Zenon im sogenannten »Achilles-Paradox«, nach dem Achill (der »Schnellfüßige«) eine Schildkröte mit Vorsprung niemals einholen könne. Unterstellt wird dabei, dass die prinzipielle Unendlichkeit bzw. Unabschließbarkeit möglicher Unterteilungen der Strecke, man könnte auch sagen: der Bestimmung von Streckendifferenzen dazu führt, dass diese niemals zurückgelegt werden können. Zenon teilt eine – was er unterschlägt – letztlich vorgegebene, endliche Strecke imaginär in unendlich viele endliche Strecken auf und zeigt damit unabsichtlich selbst, dass eine Summe aus unendlich vielen endlichen Summanden sehr wohl einen endlichen Wert haben kann. So argumentieren in der Tendenz moderne mathematische Auflösungen des Zenon-Paradoxes und unterscheiden zwischen unendlichen (=nicht-konvergenten) Folgen und konvergenten Folgen, die von vorne herein über ein endliches Konvergenzkriterium verfügen, nämlich eben die Länge des Abstands zwischen Achill und der Schildkröte, den dieser in einer bestimmten Zeit zurücklegen muss, um die Schildkröte einzuholen.

Dass eine Bewegung von ihrem Endpunkt her zur Bewegung wird, war in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* immer wieder ein implizites und explizites Thema. Eine Bewegung wird von daher »verstanden« (sowohl im Rückblick wie in der Antizipation des Ziels). Ich erinnere in diesem Zusammenhang daran, dass für Merleau-Ponty die Geste, die auf einen Zielpunkt hin entworfen ist, als Paradigma für die Einheit der zeitlichen Ekstasen und umgekehrt verwendet wird (»Die Zeit ist die einzigartige Bewegung, die in all ihren Teilen ganz sich selbst entspricht, so wie eine Geste die sämtlichen Muskelkontraktionen umfasst, die zu ihrem Vollzuge notwendig sind.« (Merleau-Ponty 1966: 476). Die Geste der Hand, die selbstverständlich zum Glas greift, oder des Organisten, der eine Orgel erkundet, sind bereits vorgängig durch ein Geflecht passiver zeitlicher Synthesen integriert und verfügen darin sozusagen über ihr immanentes Konvergenzkriterium.

Allerdings kommt nun eine elementarer ansetzende Argumentation hinzu. Die Bewegung selbst und die Wahrnehmung, das Verstehen, der Nachvollzug der Bewegung bekommt eine diakritische Dimension. Sie besteht gleichsam aus »Termen«, die gleich einer sprachlichen Formulierung dadurch Bedeutung haben, dass sie in Differenz zueinander stehen, voneinander »abständig« sind (ecart), Unterschiede beinhalten. »Bewegung ist stroboskopisch« formuliert Merleau-Ponty im Rückgriff auf neurologische und psychologische Befunde (Merleau-Ponty 2011: 96). Diese These könnte sich darauf berufen, dass sich auf der Retina des Auges nur sukzessive Aktivierungen distinkter Regionen abzeichnen können, aber kein kontinuierlicher Fluss. Außerdem lässt sich in verschiedenen Argumenten zu sogenannten Scheinbewegungen zeigen, dass das sukzessive

Aufblenden gleicher Formen, zum Beispiel eines Kreises, in verschiedenen Quadranten einer Fläche ab einer bestimmten Geschwindigkeit zur Wahrnehmung der Bewegung eines einzelnen Objektes führt. Es entstehen also Bewegungswahrnehmungen, wo eigentlich kein bewegtes Objekt ist. Das Daumenkino und natürlich der Film beruhen auf diesem Prinzip. Daraus folgt für Merleau-Ponty, dass Bewegung gleichsam von ihrer Natur her eine diakritische Dimension habe (*»le mouvement réel a propriétés distinctes«* Merleau-Ponty 2011: 96). Dass es sich bei den stroboskopischen Versuchen um Scheinbewegungen handelt, ist dabei nicht entscheidend und für Merleau-Ponty übrigens auch kein Hinweis auf einen bloß »subjektiven« Charakter von Bewegung. Diese Versuche geben vielmehr Aufschluss über eine grundlegende Beschaffenheit von Bewegung (Wahrnehmung) als solcher – unabhängig davon, ob es sich um die Bewegungen nicht mobiler Objekte, die Wahrnehmung der Eigenbewegung (bei der die Dinge fix scheinen, aber ich selbst mobil) oder die Bewegung von Dingen, Tieren oder anderen Menschen handelt. In keinem Fall haben wir es mit einer kontinuierlichen Verschiebung der Netzhautbilder, die je nach Distanz zu mir größer oder kleiner ist, zu tun: »von dieser Geometrie sehe ich ab, und phänomenal gegeben ist mir nicht ein Bündel derartiger Verschiebungen oder Nicht-Verschiebungen, sondern die Differenz zwischen dem, was sich in dieser und jener anderen Distanz abspielt, das Integral der Differenzen.« (1994a: 291). Das hat eine körperliche Dimension, weil eine Bewegung wahrnehmen oder ausführen einen Bezugspunkt, eben die Einheit eines gegebenen Körper als »Nullpunkt aller Orientierungen« (Husserl 1952: 158), als selbst der Bewegung fähige Einheit und damit zugleich: seine zeitliche Dimension, sein Gedächtnis voraussetzt.

Akinetopsie

Interessanterweise scheint die klinische Erfahrung Merleau-Pontys Intuition einer stroboskopischen Dimension von Bewegungswahrnehmung in der Existenz eines sehr seltenen klinischen Syndroms zu bestätigen. Es geht um die sogenannte Akinetopsie. Davon betroffene Menschen können weder bewegte Objekte wahrnehmen noch sich bewegte Objekte vorstellen. Stattdessen sehen sie »Serien von Standbildern statt kontinuierlicher Bewegungsabläufe« (Jähnke 2017: 229). So berichten Karnath/Thier über eine Frau, die einen Verlust jedweder Wahrnehmung visueller Bewegung erleidet, obwohl ihre Sehleistungen (Sehschärfe, Farbsehen, Erkennen und Lokalisation unbewegter Objekte) völlig unberührt waren. »Wenn sie z.B. Kaffee in eine Tasse goß, erschien ihr die Flüssigkeit wie gefroren – regelmäßig brachte sie die Tasse zum Überlaufen, da sie das Steigen der Flüssigkeit nicht wahrnehmen konnte. Im Beisein anderer

fühlte sie sich unsicher, da Personen unvermittelt an anderer Stelle auftauchten, als sie vorher waren: Die Bewegung der Person war ihr entgangen.« (Karnath/Thier 2012: 56 f.). »Im Alltag geht Akinetopsie mit einer erheblichen Beeinträchtigung einher, die vor allem die Koordination von Bewegungsabläufen wie das Eingießen von Flüssigkeiten oder das Greifen von Gegenständen stark erschwert. Außerdem haben Patienten Probleme bei der Kommunikation, da sie Lippenbewegungen und Gesichtsausdrücke nicht wahrnehmen.«⁷

Bei der Akinetopsie ist die Bewegung nur mehr gegeben als eine Reihe unverbundener Punkte. Das – sowie Befunde aus Tierexperimenten – bestätigt grundsätzlich die Annahme, dass es sich bei dem Sehen von Bewegung um eine »eigenständige visuelle Dimension« handelt, die nicht einfach eine »Repräsentation physikalischer Bewegung« ist (Karnath/Thier 2012: 54). Ob das aber, wie Merleau-Ponty nahe zu legen scheint, entscheidend mit einer Projektion meiner körperlichen Kontinuität auf das bewegte Objekt zu tun hat, oder – nicht auch?/eher? mit komplexen Fragen der zeitlichen Integration, der Richtungsdetektion ist sehr fraglich. Entscheidend ist klinisch, dass die Bewegung eines Objekts oder eine Eigenbewegung nicht fälschlich als Bewegung des Hintergrundes bzw. der Umwelt interpretiert wird. Welche Rolle spielt dabei die (Wahrnehmung der) Bewegungen der Augenmotorik oder des Kopfes? (vgl. Karnath/Thier 2012: 54–63).

Unabhängig von der Klärung dieser sehr komplexen Probleme kann man auf einer rein phänomenologischen Ebene dem Argument Merleau-Pontys folgen, eine Bewegung »verstehen«, hieße über ein Konvergenzkriterium verfügen, ihre Richtung, ihr Ziel zu antizipieren, und zugleich ihren »Fluß«, ihren Kontinuitätscharakter wahrnehmen zu können. Worin sich die Bedeutung der Bewegung zeigt, was mein Verstehen der Bewegung dokumentiert, ist also zunächst schlicht die Wahrnehmung eines kontinuierlichen Flusses als solchem. Das ist analog zum Hören einer Melodie als Gesamtkonfiguration der einzelnen Töne oder zum Verstehen eines gesprochenen oder geschriebenen Satzes als Konstellation der Worte, aus denen er gebildet ist.

Der Ausdruckscharakter von Bewegungen

Das »Verstehen« der Bewegung beinhaltet zugleich eine kontinuierliche »figurale Kontur«, die sich in der Zeit entfaltet. Diese Kontur ist nicht nur eine Funktion der Ortsdifferenzen, sondern auch weiterer Aspekte, die die Bewegung modulieren können – dazu gehören die Beschaffenheit

7 nach Berlit *Klinische Neurologie*, zit. in <https://de.wikipedia.org/wiki/Akinetopsie>; abgerufen am 31.7.2019.

des Sich-Bewegenden selbst, aber auch seiner Umgebung, des Worins der Bewegung bzw. des Bezugspunkts der Bewegung. Die Bewegung insgesamt ist eine Resultante vieler Einzelelemente und insofern: ausdrucksvoll. Solche differentiellen Elemente können Tempo, Rhythmus, Koordinierung mit anderen bewegten Elementen, aber auch intersensorische Korrelationen (z.B. akustische Differenzen), Modi der Abfolge («Kadenz ihrer Sukzession») u.a. sein: »Tatsächliche Bewegung, d.h. Ortsveränderung, stammt aus der Organisation des Feldes – durch diese allein lässt sich die Bewegung begreifen.« (Merleau-Ponty 1973: 55). In den von Merleau-Ponty ausführlich besprochenen Experimenten des belgischen Psychologen Albert Michottes wurden beispielsweise durch die bloße Modulation des Tempos, des Rhythmus und des Richtungswechsels der horizontalen Bewegung zweier Farbstreifen in einem schmalen Sehschlitz komplexe Bewegungstypiken und deren interne Kausalität wahrgenommen, z.B. des »Fortstoßens«, »Abholens«, »Schiebens«. Durch die bloße Projektion von Strichen in einer bestimmten rhythmischen Phasenfolge kann der Eindruck eines sich bewegenden Lebewesens, etwa einer Raupe, entstehen.

In einem anderen Experiment (Zietz/Werner 1928) verändert der Rhythmus von begleitenden Klopf- bzw. Trommelgeräuschen den figuralen Eindruck der (Schein-)Bewegung eines Pfeils. Der Rhythmus lässt beispielsweise die (Schein-)Bewegung eines Pfeils je nach dynamischer und rhythmischer Charakteristik zitternd, flackernd, klarer/schärfer, kleiner/größer erscheinen, lässt sie rotierend wirken u.a.. Das plötzliche Fortfliegen eines Vogels hat eine andere Bewegungstypik als die Bewegung eines Wurfgeschosses. Die Bewegungen eines Menschen verraten das Gewicht der Last in seinem Korb usw. (vgl. Weizsäcker 1973: 23 f.). Bewegung hat so immer ein »figurales Moment«, sie ist das »Werden einer Figur« aus einer Gesamtkonstellation einer Situation. Damit sind wir wieder bei dem zentralen Bezugsproblem Gurwitschs und Merleau-Ponty – der Konstanzhypothese. Was für Merleau-Ponty für räumliche Gestalten gilt, überträgt er nun auf die zeitliche Gestalttypik von Bewegungen.

Merleau-Ponty erweitert dabei wie nebenbei den Begriff der Bewegungswahrnehmung auch auf akustische Gegebenheiten, wenn er das Beispiel des »Tons eines Blasinstrumentes« anfügt: »Es trägt das Anzeichen des Geblasenseins und des organischen Rhythmus des Luftstoßes in sich« (Merleau-Ponty 1973: 55). In dieselbe Richtung führen die Hinweise auf die Experimente der deutschen Psychologen Zietz/Werner, die zeigen, wie eine »akustische Bewegung« die visuelle Wahrnehmung einer Bewegung modulieren kann (2011: 112). Dieser Ausdruck einer »akustischen Bewegung« ist durchaus keine Metapher. Alles, was hörbar ist, ist immer das Ergebnis einer Bewegung von etwas oder jemandem, die wiederum ein Medium in Bewegung versetzt.

Beim Menschen erfordert die Produktion von Tönen und Lauten immer eine Betätigung von Muskeln, damit motorischen Organen (und ihren neuronalen Entsprechungen). Gerade die Sprechmotorik beim Menschen gehört zu den subtilsten Formen der Betätigung und Koordination von Muskelgruppen, wie jeder Logopäde weiß. Sie ist als motorische Betätigung sogar teilweise über Gesichtsmimik, Kehlkopfbewegung, Bewegung von Brustkorb und Zwerchfell, Gesamttonus des Körpers visuell sichtbar. Das stellt bekanntlich für gehörlose oder schwerhörige Menschen eine wichtige Verständnishilfe dar. Auch die Produktion des von Merleau-Ponty als Beispiel bemühten Tons des Blasinstruments erfordert eine komplexe Muskeltätigkeit, motorische (Koordinations-) Muster, die sich auch im Klang niederschlagen. Der Dichte, Kraft und Zentriertheit des Oboentons und der Leichtigkeit, Offenheit und Gelöstheit des Tons einer Querflöte hört man den Unterschied der motorischen Produktion an: hoher Anblasdruck, höhere Spannung des Zwerchfells und der Rumpfmuskulatur, um das Rohr geschlossene Lippenmuskulatur, größere Kontraktion der Gesichtsmuskeln bei der Oboe vs. vergleichsweise geöffnete, flexibler eingesetzte Lippen- und Gesichtsmuskulatur und eine größere Leichtigkeit der Interaktion zwischen den beteiligten Muskelgruppen des Rumpfes und des Zwerchfells bei der Querflöte. Dem entspricht z.B. ein gespannteres, aber expressiveres, »innigeres« Ausdruckspotential vs. ein schwebendes, gelöstes, aber ausdrucksneutraleres bei der Flöte. Zudem gibt es auch so etwas wie eine innermusikalische »Gestikulation« (Gruhn 2014: 71 ff.).

Merleau-Ponty hält jedenfalls insgesamt fest: »Die Bewegung [...] ist im Netz der Gegenstände und Eigenschaften eingeschrieben, sie wirkt wie eine Enthüllung des Seins jener Gegenstände und Eigenschaften. [...] Die Ortsveränderung ist lediglich das Endziel oder die bloße Hülle dieses Schauspiels.« (Merleau-Ponty 1973: 55). Bei Zietz/Werner, den zwei deutschen Psychologen, auf die er sich in diesem Zusammenhang beruft, steht dazu: »Bewegung [ist] eben nicht bloß eine räumliche Veränderung eines identischen Etwas [...], sondern weit mehr: eine gerichtete Dynamik (>Dorthin«, >Hinüber«, >Drauflos« usw.), die in Bezug auf Zeit und Raum reinlich expliziert, d.h. bestimmt und entfaltet sein kann, im allgemeinen aber Raum und Zeit implizit enthält, d.h. eingehüllt in die besonderen Qualitäten des Bewegens, wie ›schweben‹, ›rollen‹, ›fließen‹, ›schießen‹. [...] Man geht irre [...] wenn man annimmt, das die Bewegungsanschauung ausschließlich im optischen Feld abrollt [...] die Bewegung [ist] ihrem Wesen nach eine dynamisch gerichtete Veränderung eines Gegenstandes [...], die sich unter besonderen Umständen und Bedingungen in Form der optischen Bewegung entfaltet, die aber in ihrem allgemeinen Charakter nach sich in verschiedenen Schichten und sinnlichen Sphären des Subjekts wiederholen kann. [...] Das ungebrochene totale Bewegungserlebnis wird sich gerade darin als ein totales aufweisen

lassen, dass [...] das optische Feld im Ganzen des Geschehens wohl führend sein kann, dass aber doch diese dynamische Gerichtetheit sich adäquat in anderen, beispielsweise körperlich-motorischen Schichten, auslebt.« (Zietz/Werner 1928: 227 f.).

Die Bewegung ergibt als »Integral von Differenzen«, ihre Kontur aus der Gesamtkonstellation der Ortsunterschiede, aber eben auch anderer differentieller Aspekte, die in die spezifische Bewegungskontur eingehen. Darin liegt für Merleau-Ponty eine in der Struktur einer elementaren Körper-Welt-Relation angelegte »natürliche Sprache« (*langage* oder *expression naturel(le)*, Merleau-Ponty 2011: 162 ff., 203, 205, 207; 1973: 57), ein paradox formuliert: *natürliches symbolisches Bewusstsein*. »Perception du mouvement = conscience symbolique« »Wahrnehmung der Bewegung=symbolisches Bewusstsein.« notiert er lapidar (ebd. 2011: 199). Die Differenzlogik ist für Merleau-Ponty somit bereits in der Beschaffenheit der Körper-Welt-Relation verankert.

Diese Verknüpfung von Differenzlogik und Bewegungsverstehen führt insgesamt zu einem gegenüber der *Phänomenologie der Wahrnehmung* erheblichen Umbau der Konzeptstrukturen. Was Merleau-Ponty dabei endgültig aufgibt, ist die »romantische« Fassung des Körpersubjekts zugunsten eines Körper und Welt umgreifenden Differenzierungsgeschehens, dem, wie er zunehmend formulieren wird, selbst ein irreduzibles Moment der »Generalität« zukommt. Genauso wichtig ist aber, was er beibehält und im Sinne der »neuen« Ideen integriert und neu deutet. Das ist etwa die Vorstellung der fungierenden Intentionalität, der zentralen Stellung der phänomenologischen Zeittheorie. Dies ist aber auch die Idee von Struktur als Relation von Figur und Hintergrund. Diese wird nun von Merleau-Ponty selbst differenz- und zeittheoretisch aufgelöst. Figuren sind ebenso Effekte komplexer Konstellationen von Differenzen wie sie sich ihrerseits in Differenzrelationen einfügen. Der »Hintergrund« wird dabei zum »Zwischenraum«, dem »Abstand« (*écart*) zwischen den differentiellen Termen, der eine ebenso fundierende Rolle spielt für die Bedeutung wie die Differenz der differentiellen Terme (also der manifesten »Figuren«) spielt. Er beinhaltet das auf eigentümlich Weise an- und abwesende Nicht-Aktuelle, Sedimentierte, undeutlich Mit-Gegebenen oder das spezifische Leere der Konfiguration, die Distanz zu den anderen Termen, durch die/das hindurch und vor dem sich eine Figur als aktualisierter Term überhaupt abzeichnen kann.

Bewegung wird, noch mehr als schon in den Schriften der 1940er-Jahre zur komplementären Seite der Wahrnehmung: »Es ist die Aisthesis selbst, die schon kinetisch ist«, formuliert Stefan Kristensen (Kristensen 2017: 28). Im gleichen Zug wie Merleau-Ponty die Figur-Hintergrund-Relation einer diakritischen Deutung zuführt, wird diese zugleich als eine kondensierte Bewegung verstanden. Ich verstehe sie, wenn ich sie verfolgen, ihre Kontur »nach-zeichnen« kann. Komplementär zu

der Figuralität, dem Gestaltcharakter der Bewegung formuliert Merleau-Ponty ein Postulat einer Kinetik der Figur, der Gestalt, die Idee: »...toute appréhension de figure sur fond est mouvement possible [...] mouvement fait partie des propriétés ·figurales« – c'est comme la figure elle-même qu'il réalise une ségrégation spatiotemporelle – Mouvement devenir d'une figure« »*Alles Erfassen von Gestalt (figure) auf einem Hintergrund (fond) ist mögliche Bewegung [...] Bewegung ist Teil der gestalthaften (figuralen) Eigenschaften – das ist so, weil die Gestalt (figure) selbst eine räumlich-zeitliche Segregation realisiert – Bewegung als Werden einer Gestalt (figure).*« (Merleau-Ponty 2011: 95). Ein immer wieder von Merleau-Ponty bemühtes einfaches Beispiel ist die schlichte Wahrnehmung einer Kreisfigur. Das Figurale daran ist nicht die sich aus einer geometrischen Definition ergebende Konstruktionsanweisung, sondern quasi eine sensomotorische Qualität: dem Schwung der Kurve folgen, die an jeder Stelle wieder in sich zurück leitet, ein bestimmter Krümmungsmodus, eine beständige Abweichung (écart!) einer Bewegung in ihrer Richtung in jedem Moment (ebd.: 50, 56). Diese differentielle Logik ist auch einem Kind zugänglich ist, als Folge von Bewegungsimpulsen, Kontur, Strichführung, Drehbewegung, die in sich selbst zurückkehrt, als Zeichen- oder Zeigebewegung mit den Fingern. Die davon abgeleitete geometrische Figur ist ein sekundäres Produkt. »Für uns hat jeder Kreis einen Mittelpunkt. Für ein Kind ist das nicht so.« (Merleau-Ponty 2000: 214). Man könnte aber hinzufügen: über den Umstand, dass der im Kreis kondensierte Bewegungsimpuls auch dem Kind zugänglich ist, vielleicht über Erfahrungen wie die des Herumwirbelns in der Luft, gehalten von einem Erwachsenen oder der Fahrt im Karussell, ist es irgendwann offen gegenüber dem Angebot, diese Bewegung mit einem Zirkel einzufangen und sukzessive zu verstehen, dass der »Kreis die durch die Drehung einer Strecke um ein und denselben Punkt erzeugte Figur« ist. »Die Struktur geht schwanger mit der Bedeutung, die die Wissenschaft heraus arbeitet.« (Merleau-Ponty 2000: 215). Man könnte auch paraphrasieren, die Struktur (als Bewegungsgestalt) gehe schwanger mit dem *Konzept* – und auf die etymologische Pointe hinweisen, dass »conceptio« im Lateinischen sowohl »Schwangerschaft« wie auch »Abfassung, Zusammenfassung, Erfassung« bedeuten kann.

Die Idee, die Wahrnehmung sogar abstrakter Figuren wie Kreis, Rechteck, Linie mit motorischen Strukturen zu verknüpfen, ist übrigens keine Erfindung Merleau-Pontys oder der Gestaltpsychologie. Sie findet sich bereits in Kants Kritik der reinen Vernunft und zwar in dem zeittheoretisch und philosophiegeschichtlich über Heideggers Kant-Interpretation bedeutsam gewordenen Abschnitt über den Schematismus des Verstandes: »Wir können uns,« schreibt Kant da, »keine Linie denken, ohne sie in Gedanken zu *ziehen*, keinen Zirkel denken, ohne ihn zu beschreiben <gemeint: ist eine Kreisbewegung auszuführen, jmk>.« (Kant 1990: 150;

Br 54). Selbst im Kern der Kantschen Erkenntnistheorie findet sich so ein motorisches, kinetisches Prinzip als Ausgangspunkt der Schemabildung. Das ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil das Schemakapitel eine zugleich zeittheoretische wie erkenntnistheoretische Scharnierfunktion hat – es vermittelt zwischen Sinnlichkeit und Verstand und überbrückt damit die Abgründe der idealistischen Doktrin.⁸

Bewegung und Körper – Bewegung als universales ontologisches »Medium«

Damit deutet sich ein weiterer Schritt in der Argumentation an. Nämlich die Beantwortung der Frage »que doit être le sujet capable de percevoir le mouvement ainsi compris?« »was muss also das Subjekt sein, das in der Lage ist die so verstandene Bewegung wahrzunehmen?« (Merleau-Ponty 2011: 95; Übers. jmk). Die Antwort ist denkbar einfach. Das Verstehen der Bewegung und damit die Auflösung des Zenonschen Paradoxes setzt nicht ein synthetisierendes *transzendentes* Ego, ebenso wenig ein romantisches Ich der »durée« wie bei Bergson voraus. Sie setzt schlicht einen selbst der Bewegung fähigen Körper voraus, der ohne jede Vermittlung bereits über ein praktisches und faktisches Konvergenzkriterium verfügt (en chair et en os), insofern er – eingebunden in eine bestimmte (soziale!) Praxis – über die differentiellen Teile der Bewegung hinweg ungeteilt bleibt. Damit ein unmittelbares Sehen von Bewegung möglich ist, sagt Merleau-Ponty, brauche es einen dritten Term zwischen der im Paradox des Zenons aufgeworfenen Vorstellung von immer weiter geteilten Zeit- und Raumintervallen und der »indivision« der resultierenden Bewegung. Diesen dritten Term, das »gemeinsame Maß« (»commune mesure«, ebd.: 91) sozusagen den Hintergrund, den Zwischenraum der auftretenden Bewegungsfigur liefert, sagt Merleau-Ponty, der Körper selbst. Er ist selbst bewegt/sich-bewegendes Ding und erfährt sich deshalb sowohl in der Eigenbewegung wie in der Wahrnehmung von Bewegung via Körperschema als Kontinuität: »Il est à la fois mobile dans l'espace »réel« et perçu de l'intérieur dans l'indivision de son mouvement.« »Er ist zugleich im »reellen« Raum beweglich und von innen her in der Unteilbarkeit seiner Bewegung wahrnehmbar.« (ebd.: 91). Bewegung kann nur durch Bewegung, durch einen Körper verstanden werden, der sich in Bewegung als kontinuierlich erfahren kann, der sich

8 Auch hier zeigt sich in anderer Semantik: Merleau-Ponty antizipiert (oder begründet mit) ein in praktischem Handeln/Motorik begründetes Verständnis von Konzeptbildung, vgl. dazu Gallese/Lakoff 2005; Johnson/Lakoff 2002.

selbst – sich bewegend – zur Welt in Beziehung setzt, dem in seinem eigenen Bewegungsentwurf eine Mischung (*mélange*) von Äußerem und Innerem, Ich und Welt, Dinghaftigkeit und Prozessualität, von vorher und nachher, von hier und da zugänglich ist. Der Körper (*»à la fois chose et saisi intérieurement«* *»zugleich Ding wie von innen erfasst«*) ist das gemeinsame Maß (*»mesure commune«*), das zwischen der Unteilbarkeit der Bewegungserfahrung und der Teilbarkeit der Welt der Dinge, der Entfernung vermittelt, weil er selbst den Doppelcharakter von Ding und innerer Erfahrung aufweist, die uns bereits in Teil 1 beschäftigt hatte.

Deutlich wird zum einen der Bezug zum Thema des Doppelcharakters des Körpers als Ding und als innere Perspektive (*»Subjekt«*). Er wird in dieser Konzeption von Bewegung operativ. Zugleich wird aus diesen Notizen Merleau-Pontys das Bestreben deutlich, den Begriff *»Subjekt«* aus seiner traditionellen Semantik zu lösen. Das Subjekt der *Wahrnehmung* von Bewegung wird selbst zu einem strukturalen Moment des Geschehens. Die Organisation der Bewegung ergibt sich aus der Gesamtkonstellation des Wahrnehmungsfeldes. Wie bei der Auffassung einer Satzbedeutung kommt der Sinn aus der *Gesamtheit* der Teile, zugleich aber wird dieses Gesamt (*tout*) nur durch die Teile nahegelegt. Nicht zufällig erinnert das an den hermeneutischen Zirkel und nicht zufällig fällt daher das Stichwort einer Lektüre (*lecture*): *»Comparer la perception à une lecture. Les ›signes‹ ou données ›objectives‹ sont enregistrés sur appareil, s'inscrivent dans un ›champ‹ qui est ›en charge‹ et qui leur donne valeur situationnelle, toute perception est modulation d'une situation mais celui qui est situé n'est pas un Je pense.«* *»Die Wahrnehmung vergleichen mit einer Lektüre. Die ›Zeichen‹ oder ›objektiven‹ Gegebenheiten werden aufgenommen, schreiben sich in ein ›geladenes‹ ›Feld‹ ein und geben ihm seine situative Wertigkeit, jede Wahrnehmung ist die Modulation einer Situation, aber der, der da situiert ist, ist kein Ich denke.«* (Merleau-Ponty 2011: 104, Übers. jmk). Eine ähnliche Stelle lautet: *»Perception du mouvement = comme une sorte de lecture, ou les signes n'ont que valeur diacritique pour une intention qui n'est pas visible séparément et qui les traverse, les anime. Champ perceptive et champ linguistique. Le mouvement touche en nous des possibilités motrices-expressives. Et inversement nos possibilités (p.es. le temps) s'incarnent en lui.«* [Randbemerkung: *logique perceptive – taximètre de Head*] *»Wahrnehmung der Bewegung = wie eine Art Lektüre, bei der die Zeichen nur einen diakritischen Wert für eine Intention haben, die nicht separat sichtbar ist und die sie überquert, sie beseelt. Perzeptives Feld und linguistisches Feld. Die Wahrnehmung regt in uns motorisch-expressive Möglichkeiten an. Und umgekehrt, unsere Möglichkeiten (z.B. die Zeit) inkarnieren sich in ihr«* [Randbemerkung: *perceptive Logik – Taximeter von Head*] (ebd.: 196).

Ich komme im folgenden Kapitel auf diese Stellen ausführlich zurück. Hier sei nur betont, dass die Bewegung als Negativ, als inverse

Qualität der Wahrnehmung verstanden wird – im Spätwerk greifen hier bekanntlich die Metaphoriken des Chiasmus, der Verflechtung, der Reversibilität, der Passung (Merleau-Ponty 1994a: 172 f.). Bewegung führt Motorik und Sensorik zusammen, sie ist Motor und »Träger« der »Inkarnation«, als Nachzeichnung des Wahrgenommenen in einer Bewegungsqualität. Damit ist sie entscheidend für das zur Disposition-Werden von Wahrnehmungserfahrungen. In diesen Kontext gehören auch die Überlegungen im Spätwerk zum Zusammenhang von Berühren (als einer Bewegung) und dem Berührbaren und dem Sichtbaren: »... daß jedes Sichtbare aus dem Berührbaren geschnitzt ist, daß jedes taktile Sein gewissermaßen der Sichtbarkeit zugeordnet ist und daß es sich Übergreifen und Überschreiten nicht nur zwischen dem Berührten und dem Berührenden gibt, sondern auch zwischen dem Berührbaren und dem Sichtbaren.« (Merleau-Ponty 1994a: 177 ff.).⁹ In den Arbeitsnotizen zu *Das Sichtbare und das Unsichtbare* findet sich eine weitere zugespitzte Formulierung, die bereits durch die Überlegungen von 1953 hindurch scheint: »Meine Beweglichkeit ist das Mittel, die Beweglichkeit der Dinge auszugleichen, sie dadurch zu umgreifen und zu überblicken. Jede Wahrnehmung ist grundsätzlich Bewegung. Und die Einheit der Welt, die Einheit der Wahrnehmenden sind diese lebendige Einheit sich ausgleichender Verlagerungen.« (ebd.: 292).

Bewegung wird zu einer generalisierten, expressiven, ja ontologischen Währung, die zu allen sensorischen Registern Beziehungen unterhält und zugleich zu einem Brückenkonzept. Sie ist ebenso »universales Ausdrucksmittel« (Merleau-Ponty 1973: 56) wie »révélateur de l'être« »Enthüllung des Seins« (Merleau-Ponty 2011: 100; 173). Das ist eine freilich sehr pathetische Formulierung in einem Kontext, in dem beispielsweise die Rede von Michottes lapidaren Streifen-Impulsen ist oder den Raupenbewegungen seiner stroboskopischen Quadrate. Relationen von Figur und Hintergrund werden aber von Merleau-Ponty nun prinzipiell als kondensierte Bewegungen gefasst und umgekehrt enthüllt jede Bewegung eine Gestalt. Bewegung liefert damit ein Paradigma von Bedeutung durch die gleichzeitige Präsenz von Präsentem und Abwesendem, von zeitlicher Integration unterschiedlicher diakritischer Elemente und der Verweisstruktur. Sinngenese ist selbst bewegt-bewegend, Expression ist auf Seite des eine Expression Vollziehenden ein Bewegungsvorgang (bis hin zum Sprechen als in-Gang-setzen der Sprechmotorik). Wahrnehmung ist nicht ohne Bewegung und umgekehrt Bewegung nicht ohne Wahrnehmung möglich. Bewegung spielt als Konzept in den Vorlesungen die zentrale Schlüsselrolle, auch als Vermittlungsterm zwischen Impression und Expression, beide haben an Bewegung

9 Das erinnert auffallend an Überlegungen im Spätwerk George Herbert Meads zum Verhältnis von Kontakterfahrung und Distanzerfahrung.

teil. Und sie spielt – wie wir noch sehen werden – auch im Übergang zur Sprache, zu den »soziokulturellen Bewegungen« (Sprache, konventionalisiertes Ausdrucksverhalten) eine entscheidende Rolle. Sie ermöglicht und erfordert zugleich eine Identifizierung mit dem, was wir sehen, tasten, hören. Ich muss, um ein bewegtes Objekt wahrzunehmen, die Identität des (Sich-) Bewegenden und die Differenz seiner Zustände zugleich erfahren. Das beinhaltet für Merleau-Ponty eine Art Projektionsverhältnis: Wahrnehmung einer Bewegung beinhaltet eine »Projection de notre motricité, d'une motricité qui relie sujet à espace où il est situé; et cette capacité motrice est la lumière de la perception« »*Projektion unserer Motorik, einer Motorik, die das Subjekt an den Raum zurückbindet, in dem es situiert ist; und diese motorische Fähigkeit ist das Licht der Wahrnehmung*« (Merleau-Ponty 2011: 125, Übers. jmk) »Notre motricité comme fondement de la mobilité des objets« »*Unsere Motorik als Fundierung der Beweglichkeit der Objekte*« (ebd.: 120; vgl. dazu auch das Vorwort von Saint Aubert, 26 ff. sowie Saint Aubert 2013: 48 sowie Kristensen).

Ich muss gestehen, dass für mich diese Passage schwer verständlich, wenn nicht unverständlich ist. Wie so oft bei Merleau-Ponty, gelangt man über das diffuse Gefühl, dass »da etwas dran ist«, schwer hinaus. Leider liefert Merleau-Ponty wenig präzise nachvollziehbare phänomenologische Beschreibungen, wie er sich dieses Projektionsverhältnis vorstellt und wie genau er daraus die grundlegende Rolle von Bewegung als Ausdrucksmedium begründet, den Zusammenhang von Wahrnehmung und Ausdruck, von Impression und Expression. »Il y a perception du mouvement parce qu'il y a entre moi (mon corps, mes champs) et le spectacle un rapport expressif, parce-que chaque attitude est puissance d'une situation et chaque spectacle trace d'une attitude« »*Es gibt Wahrnehmung von Bewegung, weil es zwischen mir (meinem Körper, meinen Feldern) und jedem Anblick einen expressiven Bezug gibt, weil jede Haltung ein situatives Vermögen und jeder Anblick die Spur einer Haltung ist.*« (Merleau-Ponty 2011: 125; Übers. jmk). Unterschieden werden muss hier zwischen zwei Problemebenen. Zum einen: wie kommt es überhaupt zur Wahrnehmung der Kontinuität einer Bewegung? Hierzu wurde oben schon festgehalten, dass es sich hierbei vermutlich um eine sowohl phänomenologische wie neuropsychologisch sehr viel komplexere Frage handelt, als es die von Merleau-Ponty angeführten Aspekte und Andeutungen von Aspekten nahe legen. Die andere Ebene besteht in der Frage, inwiefern Bewegungen und wahrgenommene Bewegungen grundsätzlich selbst Ausdruckscharakter haben, und in welchem Verhältnis das zu sprachlichem Ausdrucksverhalten steht. Sprachliches Verhalten *ist* ja seinerseits selbst immer zugleich Bewegung, nicht im Sinne von Lokomotion, aber im Sinne einer strukturierten sensomotorischen Sequenz.

Meads Wahrnehmungstheorie und Bewegung als universelles Ausdrucksmedium

Der Begriff »Haltung« (attitude) in der eben zitierten Stelle legt es nahe, in diesem Zusammenblick einen Seitenblick auf einen anderen Autor einzubauen, für den die Kategorie der Haltung als generalisierte Handlungsbereitschaft bzw. –Vermögen ebenfalls maßgeblich ist. Ich meine den späten George Herbert Mead. Auch er weist darauf hin, dass jede Wahrnehmung selbst zugleich Bewegung beinhaltet (»Der Prozess des Wahrnehmens ist selbst eine Tätigkeit.«, Mead 1969: 102). Das beinhaltet auch für Mead von vorne herein einen synästhetischen, »intersensorischen« Zugang zu Bewegung. Das »Wesentliche an der Wahrnehmung« ist für ihn »die definitive Beziehung der Distanzerfahrung des Objektes auf die vermittelnde Kontakterfahrung« – eine Beziehung, die letztlich in jeder Handlungspraxis real wird (Mead 1969: 132 f.). Das verbindet auch Mead mit einer Vorstellung der wechselseitigen Artikulation verschiedener sensorischer Register, eben der Kontakt- und Distanzreize bzw. Sinne, insbesondere Sehen und Tasten (Hantieren). Die Propriozeption steht in einem engen Zusammenhang mit der Dingerfahrung, sie ermöglicht eine direkte Widerstandserfahrung in der Manipulation von Dingen, die dann wiederum – in generalisierter Form in deren Distanzwahrnehmung (Sehen) eingehen kann. Auch Mead geht das von der Analyse einer Verschränkung von Körper- und Dingwahrnehmung an, aber zunächst nicht in der Distanz-, sondern in der Kontakterfahrung. Der Organismus identifiziert »beim Greifen und Drücken seine eigene Anstrengung mit der Kontakterfahrung des Dinges« (Mead 1987/2: 227). Mead betont die Wechselseitigkeit dieses Prozesses: »Man löst in sich selbst eine Wirkung aus, die auch vom Inneren des Dinges kommt. [...] Das Objekt des Organismus ruft im Organismus die Einwirkung des Objekts auf den Organismus hervor und wird so mit jeder inneren Natur des Drucks ausgestattet, der das Innere des physischen Dings konstituiert. Das Ding erlangt nur insoweit ein Inneres, als der Organismus in solcher Weise die Haltung des Dings einnimmt. Die Formel für diesen Prozess lautet, dass das Ding den Organismus stimuliert, so zu handeln, wie das Ding auf den Organismus wirkt, und daß die Wirkung des Dings der Widerstand des Organismus gegen den Druck ist, wie er entsteht, wenn ein harter Gegenstand in der Hand festgehalten wird. Der Widerstand des Objekts bleibt kontinuierlich mit der Anstrengung der Hand bestehen.« (Mead 1987/2: 227 f.).

Mead betont im Folgenden, dass es ihm nicht darum gehe, das Ding auf eine innere Qualität zu reduzieren, sondern unterstreicht den buchstäblich kooperativen, ja »sozialen« Charakter des Kontakts mit dem Ding. Das Ding hat in Form eines spezifischen Widerstandskoeffizienten

gegen die Berührungsaktivitäten durchaus eine eigene Qualität. Mead parallelisiert Interaktionen mit Dingen und mit anderen Menschen, insofern er von einer »Einnahme der Haltung des Dings« komplementär zu dem von ihm so genannten »Role-Taking«, der Perspektivenübernahme spricht. Man muss sich buchstäblich in die »Rolle des Dings« (Mead 1938: 110) versetzen, dessen Reaktionen antizipieren, aufnehmen, aufgreifen können, um mit ihm als Ding umzugehen. Das Ding ist ein »physical but co-operative ›other‹«, dem gegenüber ein Individuum »should take the attitude of acting as the physical thing will act« (Mead 1938: 109). Selbstverständlich machen die Dinge das nicht umgekehrt mit mir, dennoch ist es wichtig diese Parallelität zu sehen, um zu verstehen, dass es hier nicht um eine bloße Abhängigkeit der Dinge von meiner Aktivität geht, sondern umgekehrt diese auch von der »Aktivität« der Dinge abhängt. Das Individuum projiziert dabei in Meads Auffassung weniger seine eigene Anstrengung in das Innere des Dinges, sondern der Widerstand des Dinges ermöglicht dem Individuum erst, »sich durch die Einwirkung anderer Dinge auf es selbst als Ding zu erfahren« (ebd.: 228). Erst als Sekundäreffekt entsteht gleichsam eine Identifizierung der eigenen Anstrengung: »Das Kind muss diese seine Anstrengung im Inneren der Dinge ansiedeln, bevor es in der Lage ist, die Anstrengung als seine eigene zu erfahren«. Strukturell sind der Widerstand des Dinges und die Anstrengung, Aktion und Reaktion einerseits »gleichwertig« (Mead 1987/2: 229). Andererseits verdankt sich der innere Charakter des Dings (und das nähert diese Sichtweise wieder der Projektionsthese Merleau-Pontys) »in der Tat dem Organismus«.

»Gleichwohl«, fährt Mead fort, »entsteht die Eigenschaft des Inwendigseins erst mit dem Auftreten des Organismus als Objekt, wozu die Abgrenzung der Oberflächen und der Erfahrung des Organismus gehören, die innerhalb seiner begrenzten Oberflächen liegen.« (Mead 1987/2: 229). Das erinnert an die im ersten Teil zitierten Formulierungen des späten Merleau-Ponty zum »Chair«, in denen er vom Körper als »Ding unter Dingen« spricht und dies genau am Phänomen der Berührung festmacht (1994a: 180 f.).¹⁰ Meads etwas deutlichere Formulierung würde die der Kategorie der »Projektion« inhärente Gefahr einer egologischen Position etwas ausbremsen. Die auch für Merleau-Ponty wichtige ontologische Integrität des Dinges bleibt gewahrt, ohne dass die apophantische Funktion der Aktivitäten des Körpers abgestritten würde.¹¹

10 Besonders interessant ist, dass auch Mead ausführlich auf eine Analyse der Erfahrung der Hände eingeht, die sich wechselseitig drücken und dies mit der Kontakterfahrung mit den Dingen vergleicht – das lässt einen Vergleich der beiden Autoren noch anregender erscheinen (Mead 1987: 239 ff.).

11 In diesem Zusammenhang muss auch nochmals an die im ersten Teil angestellten Überlegungen zur Entmetaphorisierung des Chair-Konzeptes erinnert werden, insbesondere die evolutionstheoretischen Argumentationen

Auch Mead postuliert in diesem Zusammenhang ein Prinzip der Generalität von Wahrnehmung (und damit zugleich der wahrnehmenden und wahrgenommenen Körper): »Das Individuum nimmt das Ding wahr, welches die anderen wahrnehmen. Das Ding und die Wahrnehmung haben beide diesen Allgemeinheitscharakter.« (Mead 1969: 130).

Stefan Kristensen weist darauf hin, dass auch für Merleau-Ponty die Idee eines praktischen Dialogs mit den Dingen, eine Gemeinsamkeit zwischen der Wahrnehmung der Dinge und der anderer Menschen, maßgeblich ist (Kristensen 2010: 99). Insofern aber empirisch der Umgang mit Dingen immer auch eingebettet ist in eine soziale Praxis – das ist nun wiederum ein sehr meadaffiner Gedanke – geht in die Ding-Wahrnehmung selbst, ihren Widerstandskoeffizienten (der eine relationale Funktion des Dings und des Umgangs mit ihm zugleich ist) immer ein soziokultureller Aspekt ein. Es kommen sozusagen bestimmte oder unbestimmte »menschliche« Andere zum Tragen. »Ainsi«, schreibt Kristensen und formuliert damit zugleich ein pragmatistisches Paradigma, »la perception »naturelle« est déjà en un sens »culturelle« dans la mesure où la dimension praxique de la chose prime sur la dimension théorique.« »Auf diese Weise befindet sich die »natürliche« Wahrnehmung bereits innerhalb einer »kulturellen« Bedeutung im Maße wie die praxische Dimension der Sache der theoretischen zuvorkommt.« (Kristensen 2010: 99; Übers. jmk). Das bedeutet, dass die Wahrnehmungserfahrung weder bloß sozial »konstruiert« ist, noch dass es eine Erfahrung von Dingen an sich gibt (Kristensen: ebd.). Für Merleau-Ponty wie für Mead ist vielmehr die beschriebene Relation selbst *wirklich*, es gibt eine, wie Mead es ausgedrückt hat, »Objektivität der Perspektive« als solcher.

Ein wichtiges Element von Meads Wahrnehmungstheorie besteht also darin, dass antizipierte propriozeptive Erfahrungen der Dinge in deren Distanzerfahrung (also etwa das Sehen) eingehen. Die Wirklichkeit des Distanz-Dings ist mit der Erfahrung bzw. vorthematischen Erwartung assoziiert – wie es wäre, wenn ich mit ihm in Kontakt käme. Ist erst einmal die Erfahrung initiiert, »sich durch seine Einwirkung auf ein Objekt selbst dazu zu stimulieren, auf sich in der Weise eines Objekts zu reagieren«, so greift diese Fähigkeit, so Mead, auch auf die Distanzerfahrung über. Es ermöglicht uns »gewissermaßen anstelle des entfernten Objekts handeln zu können und so für seine eigene spätere Reaktion vorbereitet zu sein. Wo die Wirkung anderer Dinge auf uns in gewissem Maße mit

Norbert Elias', aber auch Arendts Überlegungen zum »Wert der Oberfläche«. Ein evolutionstheoretischer Rahmen ist für den Pragmatismus Dewey-scher und Meadscher Prägung ohnedies eine grundlegende Theorieprämisse, die Oberfläche spielt, wie das o.a. Zitat zeigt eine ganz ähnliche doppelte Rolle wie bei Merleau-Ponty, sie schafft als Ort, an dem der propriozeptive Widerstand erfahren wird, im Zusammenspiel mit den anderen sensorischen Registern buchstäblich die Kontur der Dinge.

unseren eigene Reaktionen identisch ist, so dass uns der Beginn unserer Wirkung auf sie dazu stimulieren kann, in unserem Organismus eine verzögerte Reaktion auszulösen, die uns in ihre Haltungen versetzt, da können sie für uns zu der gleichen Zeit Objekte werden, zu der wir für uns selbst Objekte werden, da wir auf unsere eigene spätere Handlung vom Standpunkt des anderen aus zugehen.« (Mead 1987/2: 241)

Mit all diesen Überlegungen ist noch nicht Merleau-Pontys These der Rolle der »Projektion« unseres Bewegungsvermögens für die Wahrnehmung von *Bewegungen* plausibel gemacht. Allerdings könnte Meads Konstruktion der Relation von Distanz- und antizipierter, ggf. generalisierter Kontaktwahrnehmung hier eine Spur weisen. Dabei wären zwei Punkte anzuführen. Zum einen Meads Grundgedanke, dass selbst in jeder ausschließlich von Distanzsinnen vermittelte Wahrnehmung eine »projizierte«, implizite propriozeptive Qualität mitschwingt (1). Zum anderen die grundlegende bedeutungsgenerative Dimension der Nähe/Distanz-Relation und ihrer Überbrückung zwischen mir und potentiellen (dinglichen oder sozialen) Objekten. Die Bedeutung des nur Sichtbaren, Entfernten hat für Mead immer etwas mit einer wie immer diffusen Antizipation der Erfahrungsqualität der Kontakterfahrung zu tun, was also wäre, wenn ich mich dem entfernten Objekt annähern würde oder dieses sich mir (2).

Distanzwahrnehmung und Propriozeption (1)

Bewegungen können eine Bedeutung, einen bestimmten Habitus, Stil dadurch erhalten, dass mit ihrem bloßen Anblick (»spectacle«) bestimmte Kontakt-Qualitäten assoziiert werden. Dafür sind die Experimente von Michotte, die Merleau-Ponty in der Vorlesung von 1953 immer wieder zitiert, ein hervorragendes Beispiel. Allein durch die Art und Weise, wie sich zwei Linien optisch aufeinander zu- und wieder weg bewegen, vermittelt das unmittelbar die Bedeutung einer kausalen Einwirkung, nämlich – je nach Geschwindigkeit und Bewegungsrichtung der beiden Linien – »Schieben«, »Abholen«, »Wegstoßen« u.a.. Ganz offensichtlich beinhaltet hier die visuelle Wahrnehmung eine Art intersensorische Korrelationsmatrix. Wir nehmen, Meadsch gesprochen, die Perspektive der gezeigten »Dinge« ein (hier: nur Striche!) und assoziieren mit deren Bewegung auf Kontakt beruhende propriozeptive Qualitäten: eben der Ausübung von Druck und Zug, von Schwere oder Leichtigkeit, von kontinuierlicher oder diskontinuierlicher, kurzer Berührung. Auch in weiteren von Merleau-Ponty zitierten Wahrnehmungsexperimenten bzw. Texten (etwa von Zietz/Werner, Weizsäcker, Buijtendijk) kommt eine auf diese Weise begründete expressive Dimension von Bewegung ins Spiel.

Selbst das Verhalten von Objekten, zu denen keine reale Affinität besteht, mit denen i.d.R. keine Kontakterfahrungen bestehen, deren Bewegungen wir nicht selbst ausführen könnten, erhalten auf diese Weise einen gleichsam »propriozeptiven« Valenz: Flugstile verschiedener Vögel etwa, die – je nachdem – »leicht« oder »schwerfällig« wirken, unruhig oder gleichmäßig. Wir sehen den Bewegungen eines Schwans beim Start unmittelbar die Mühe an, die er hat, um sich gegen die Schwerkraft zu behaupten, etwa im Unterschied zu einem Sperling oder auch einem Graureiher.

Für die »Projektion« dieser propriozeptiven Valeurs spielt es – wegen der völligen Entsprechung von Actio und Reactio, auf die sowohl Mead wie Merleau-Ponty bei ihrer Analyse von Berührungserfahrungen hinweisen – keine Rolle, ob wir dabei eine Übernahme der »Perspektive des Dinges« unterstellen oder eine Assoziation der Manipulation des Dinges durch uns selbst. Auch sind diese Projektionen aus demselben Grund nicht als Übertragungen bloß subjektiver Zustände zu verstehen. Natürlich können wir uns im Einzelfall immer täuschen, zum Beispiel, wenn Schwere nur simuliert wird, etwa in den Bewegungen eines geschickten Pantomimen. Das, was wir in der Propriozeption erfahren, ist zwar innerlich, aber zugleich ein Aspekt der Generalität des Körpers, aller Körper (unter Einschluss der rein physikalischen Körper), die der Erfahrung bzw. Wirkung der Schwerkraft unterworfen sind.

Das geht aber noch weiter. Beispielsweise können Bewegungen unruhig, unsicher oder wacklig erscheinen – diesen Bewegungen merkt man die Anstrengung und Mühe an, die Einheit und Gerichtetheit einer Bewegung aufrecht zu erhalten. Das hat eine propriozeptive Qualität der ständigen Ausbalancierung des Verhältnisses der Körperteile, der Muskulatur und ihres Tonus'. Eine Bewegung hat diesbezüglich einen völlig anderen Wert, ja, eine andere Bedeutung, je nachdem, ob sie kontinuierlich geradeaus gerichtet, kontinuierlich eine Kurve oder eine Kreisbewegung beschreibt oder aber abrupte, »eckige« Richtungsänderungen beinhaltet, wie z.B. der Hakenschlag eines Hasens. Das sind drei sehr unterschiedliche Formen propriozeptiver Erfahrung, der Ausbalancierung und zeitlichen Artikulation von Tonusveränderungen in der gesamten Muskulatur. Wir sehen dies Bewegungen an, auch wenn es sich um unbelebte Dinge handelt. Allein in dieser Assoziation von visuellem Anblick und propriozeptiver Qualität besteht bereits eine expressive Qualität. Gemeint ist damit nicht die Zuschreibung einer Aussageabsicht, sondern eine nicht-thematische, gleichwohl erfahrene Paarung/Assoziation von etwas Präsentem mit etwas (noch) nicht (mehr) Präsentem, letztlich: »passive Synthesis« einer signifikativen Differenz. In dieser sensomotorischen expressiven Dimension liegt zugleich die Grundlage für dezidierte, symbolische Bedeutungszuschreibungen: beispielsweise der Flug des »stolzen Adlers« oder des »munteren Sperlings«. Auch Merleau-Pontys Versuch, selbst statische Figuren wie Kreise, Rechtecke o.ä. letztlich

»kinetisch«/»kinesiologisch« zu fundieren, wäre hier von Belang. Das Brückenargument lautet, dass diese ihre Expressivität erhalten durch die Assoziation mit einer Bewegung des »Nachzeichnens« ihrer Kontur und damit dem Bezug zu einem Aspekt unseres dynamischen Körperschemas.

Merleau-Ponty erwähnt in der Vorlesung das Beispiel des Kreises als eines bestimmten konstant bleibenden, kontinuierlichen »Kurvenmodus«: »changer de direction à chaque instant avec toujours même écart« »die Richtung in jedem Moment mit immer der gleichen Abweichung verändern« (Merleau-Ponty 2011: 56; Übers. jmk). Er hätte sich in diesem Zusammenhang wie gesagt auf Kant berufen können, der postuliert, dass das Schema eines Kreises nicht von der Vorstellung nicht zu trennen sei, dass wir einen Kreis »beschreiben«, eine Kreisbewegung ausführen. Bereits hier taucht eine signifikative Differenz (écart) auf, allein in der nicht-thematischen Verweisung der visuellen Figur auf die propriozeptive Qualität seiner Nachzeichnung. Im diesem Brückenschlag zwischen zwei Sensorien liegt deren sozusagen primäre, elementare expressive Qualität. An die damit verbundenen spezifischen Konstellationen von Spannung/Entspannung, sozusagen die tonischen Muster, können weitere voraussetzungsvollere, soziokulturelle Bedeutungsdimensionen andocken. Diese sind zwar grundsätzlich arbiträr, aber sie können, wie z.B. ikonische Zeichen, analoge Vorgaben aufnehmen. Abrupte Richtungsänderungen implizieren diskontinuierliche Tonusveränderungen und erhöhte Aufmerksamkeit. Das legt eine »Wahlverwandtschaft« eckiger Ornamente z.B. zur Symbolisierung expansiv-extensiver, mit Impulswechseln, auf Angriff und Abgrenzung zieler Sachverhalte nahe. Beispielsweise variieren kulturelle Semantiken, die an Kreisfiguren andocken und solche, die sich beispielsweise Vielecken bedienen, nicht beliebig. Es gibt natürlich auch hier ein hohes Maß an konventioneller Variabilität, aber die Arbitrarität des Zeichens ist gegenüber rein sprachlichen Signifikanten eingeschränkt, es kommt eine analoge Qualität zum Tragen. Die heilige Dreifaltigkeit in ihrer paradoxen Einheit in der Vielheit, Kontinuität in der Diskontinuität lässt sich nicht nur wegen der Dreizahl mit einem Dreieck besser visualisieren als mit einem Kreis, der eher für rein kontinuierliche, einheitliche Erfahrungswerte (des In-sich-Ruhens, der in sich selbst mündenden Bewegung, der Ganzheit usw.) heran gezogen wird. Und das hat eben mit der »motorischen« Dimension, dem Bezug zum eher kontinuierlichen und gleichbleibenden Tonus und Körperschema des einen »Kreis beschreiben« zu tun. Wellen oder Halbbögen haben eine völlig andere ornamentale Wirkung als Zick-Zack-Linien mit ihrer diskontinuierlichen und abrupten Richtungsveränderung. Der Sachverhalt lässt sich noch bis in die politische Semantik von Symbolen verfolgen. Man vergleiche etwa die Ikonographie der aktuellen Inklusions- und Diversitätsbewegung(en) mit ihrer Ornamentik von Regenbögen, Wellen, schwebenden Inklusionskreisen und einer

sehr oft abgerundeten Typographie der Buchstaben mit der Ikonographie rechtsextremer Ideologien mit ihren Hakenkreuzen, Vielecken, segmentierten Kreisausschnitten, Pfeilen, Linien und ihrer »zackigen« Typographie (Extrembeispiel: die Gestaltung der Buchstaben »SS« als eine Art Doppelblitz). Selbst ein Ikon wie das Hakenkreuz, das als sog. »Swastika« durchaus einen historischen und grafischen Bezug zu einer Kreisbewegung unterhält, bezieht seine Eignung für den NS-Diskurs nicht zuletzt daraus, dass es diesen Kreis in Segmente unterteilt, ihn gleichsam diskontinuuiert und mit abrupten und zugleich geradlinigen extremen Richtungsveränderungen des Bewegungsimpulses auflädt. Man sieht dem Hakenkreuz gleichsam bereits eine ziemlich universal verständliche Bewegung des Marschierens militärischer Verbände an.

Nähe, Distanz, Bewegung/Lokomotion und Ausdruck (2)

Auch Meads zweiter Punkt ist die Feststellung, dass aus der Distanz wahrgenommene Objekte je nachdem ein »Versprechen« oder eine Drohung beinhalten: »Unser körperliches Verhalten erfordert Bewegungen in Richtung auf entfernte Objekte oder von ihnen fort und veranlasst uns, diese Dinge zu handhaben, wenn wir mit ihnen in Kontakt geraten. Sofern dies so ist, nehmen wir alle Dinge unterm Aspekt von Distanzempfindungen wahr. Farben, Töne oder Gerüche verweisen uns auf harte oder weiche, große oder kleine Gegenstände« (Mead 1987/1: 233). Auch bei Mead spielt, wie bei Merleau-Ponty, Synästhesie eine wichtige Rolle – wahrgenommene Objekte entwickeln an den Grenzen, an der Schnittfläche sensorischer Register Struktur und Bedeutung, so wie dies Saussure für die Sprache festhält.

Der Hinweis Meads auf die wichtige Rolle des Sich-Entfernens und Annäherns in Bezug auf Objekte (man müsste hinzufügen: und auch der Objekte in Bezug auf uns) für die Bedeutungs-genese beinhaltet einen weiteren Aspekt. Es geht um Bedeutung im Sinne einer *konativen*, emotionalen Dimension. Der amerikanische Psychologe Joseph de Rivera hat in den 1970er-Jahren eine Theorie und Taxonomie der Emotionen bzw. Affekte entworfen, der jeweils spezifische Kombinationen von Modi/Werte von Bewegungen (passiv/aktiv – gewünscht/unerwünscht – Kontraktion/Extension¹² – wegstoßen/heranziehen) eines Subjekts und seiner Objekte basal zugrunde liegen (vgl. im einzelnen de Rivera 1977: Kap. 2 / 38 ff.). Beispielsweise ist das basale Bewegungsmuster für Wut das aktive

12 Das ist übrigens extrem nahe an Schmitzs Enge/Weite-Dimension, ohne dass dieser de Rivera belegt, vielleicht auch nicht kennt.

Wegstoßen/Wegbewegen/Neutralisieren eines Objekts aus dem Kontaktbereich des Subjekts. Das beinhaltet eine motorisch extensive Qualität. Den Gegentypus dazu stellt die Furcht dar, sie beinhaltet eine kontraktive Qualität und eine aktive Bewegung vom Objekt weg. Dem korrespondieren wiederum zwei Kontrasttypen, die die Verringerung der Distanz zum Objekt implizieren: die der aktiven, extensiven Annäherung (»zum Objekt hin«) = Emotionen der Liebe, des Interesses, der Zuwendung; und die der passiven, kontraktiven Annäherung (»zum Selbst hin«) = Emotionen des Begehrens, des Wunsches. Dieses Grundschema wird von De Rivera um eine Reihe weiterer wichtiger Modalitäten und Erfahrungsqualitäten angereichert. Er gelangt so zu einer differenzierten Typologie ausgehend von Bewegungsmodalitäten. Der deutsche Psychoanalytiker Rainer Krause knüpft an diese Typologie an. Er ergänzt sie um die Dimension Körper-Inneres/Körper-Äußeres (endomorph/exomorph) und die Kombination mit einer, wie er sagt, »Wunschstruktur«: »So kann Freude als Wunsch, dem Objekt dadurch näher zu kommen, dass die Distanz zwischen dem Objekt und dem Selbst durch eine Lokomotion des Selbst zum Objekt verringert wird, charakterisiert werden. [...] Trauer repräsentiert den Wunsch, das Objekt näher dem Selbst zu bringen, ohne dass das Selbst die Lokomotion ausführt und unter der Bedingung, dass das Objekt entfernt ist. Sie setzt mentale Repräsentanzen voraus. Furcht reflektiert den Wunsch, die Distanz zwischen dem Objekt und dem Selbst zu vergrößern durch eine Lokomotion des Selbst weg vom Objekt, wohingegen Wut eine Lokomotion des Objektes weg vom Selbst herbeiführen soll, indem sich das Objekt entfernt. Ekel ist der Wunsch, die Distanz zwischen dem Objekt und dem Selbst zu vergrößern, unter der Voraussetzung, dass das Objekt bereits im Selbst zu lokalisieren ist.« (Krause 1988: 80 f.).¹³ In de Riveras Typologie würde dem zuletzt genannten Affekt eine Kombination der Merkmale »vom Selbst weg« + »kontraktiv« entsprechen (im Unterschied zu Wut, die ebenfalls eine Bewegung vom Selbst weg beinhaltet, aber mit einem extensiven Muster). Treffen die Überlegungen von de Rivera und Krause im Grundsatz zu, müsste man zudem sagen, dass diese affektiven/emotionalen Strukturkonstellationen mit bestimmten Typen von Körperschemata systematisch korrelieren.

Es geht hier nicht um die Frage, wie sehr die Überlegungen von de Rivera oder Krause im Einzelnen überzeugen. Im Zusammenhang mit Merleau-Pontys und Meads Thesen geht es mir hier allein um die Feststellung, dass Affekte bzw. Emotionen grundsätzlich kinetische Implikationen haben und deshalb Bewegungen emotionale bzw. affektive

13 Vgl. auch die Tabelle in Krause 1988: 81, wo z.B. Ekel schematisch einem »hinaus aus mir« entspricht, Wut einem »du weg von mir«, Angst einem »ich weg von dir«, Trauer einem »du zurück zu mir«.

Bedeutungswerte aufweisen können – und zwar relativ kontext- und situationsübergreifend. Deren Logik ist der Generalität der Körper schon inhärent. Zugleich ist sie offen für prinzipiell nicht abschließbare weitere Differenzierungen, Modulationen und Transformationen durch spezifische soziokulturelle »Kodes«.

In diesen Zusammenhang lassen sich auch weitere Alltagserfahrungen im Zusammenhang mit Bewegungsqualitäten stellen, die bei de Rivera/Krause gar nicht auftauchen. Dazu gehört ganz sicher der wichtige Komplex nicht-lokomotiver bzw. nicht-gerichteter, sondern kontinuierlich-zyklischer Bewegungen und deren Ausdrucksqualitäten. Zu denken wäre in diesem Zusammenhang etwa an die interozeptiven bzw. propriozeptiven Aspekte von Atembewegungen, Herzschlag/Puls, aber auch Formen der erotischen oder quasi-erotischen Reizung: vom Wiegen, Schaukeln, Streicheln, Lecken bis hin zu Koitusbewegungen. Diese mit elementaren Erfahrungen »leiblichen Spürens« (Schmitz) verbundenen Bewegungen haben gemeinsam die Wiederholung der immer gleichen Bewegung. Diese hat eine bestimmte Frequenz oder ein bestimmtes Metrum, das aber variiert und moduliert werden kann. Sie kann zum Beispiel in unterschiedlichem Tempo erfolgen, beschleunigt oder verlangsamt werden, tiefer oder flacher, mit größerer oder geringerer Intensität, erfolgen, gesteigert oder abgeschwächt werden. Solche zyklischen Bewegungen können, selbst in ihrer propriozeptiven Qualität, aber auch visuell und akustisch, sowohl am eigenen Körper wie dem der Anderen erfahren werden. Dazu gehören Situationen, in denen sich Menschen buchstäblich und in übertragenem Sinne »nahe sind« wie etwa gemeinsames Ruhen/Schlafen, in der intrauterinen Erfahrung (sowohl der Mutter wie des Kindes), in der Sexualität. Dazu gehören aber auch Situationen der direkten »körperlichen Auseinandersetzung«, des physischen Kampfes oder sogar Situationen in Arbeit oder Sport, in denen es zu einer erheblichen Körpernähe kommt. Solche zyklischen Bewegungen haben – je nach Tempo, Metrum, damit verbundener Anstrengung – zugleich einen spezifischen emotional-expressiven Wert. In langsamem Tempo etwa haben sie eine Qualität der Ruhe und Beruhigung. Als solche spielen sie eine große Rolle etwa in Meditations- und Selbstberuhigungstechniken. Sie gewinnen an Intensität durch (Tempo-)Steigerungen und können je nach dem, wie diese erfolgen, mit Unruhe, Anstrengung, mit Genussintensivierung bis zur Ekstase, etwa im sexuellen Orgasmus, aber auch in der Gewalterfahrung assoziiert werden.

Repetitive Bewegungen können aber zugleich auch indifferente Begleiterscheinungen der Lokomotion sein, zum Beispiel beim Gehen oder Schwimmen und erhalten dann einen bestimmten Ausdruckswert durch ihre Flussqualität (»flow«). Man kann flüssig, gehemmt, unruhig, nervös, schwankend, energisch, zielgerichtet, usw. ... gehen, schwimmen, krabbeln, hüpfen, radfahren. Außerdem kommt es zu solchen repetitiven

oder zyklischen Bewegungen in Arbeit, Sport oder Kunst, die dann ebenfalls solche Valenzen annehmen können, und insofern auch mehr oder weniger gut aufeinander eingespielt oder abgestimmt wirken können. Dazu gehören etwa Abläufe wie das Sägen mit einer Zweimannschrotsäge, das Einholen eines Taus, koordiniertes Laufen, Gehen, Marschieren, Klatschen oder Radfahren in der Gruppe, gemeinsames Rudern usw. Das berührt alles den Bereich der Erfahrung zyklischer Bewegungen. Diese können, wie gesagt, sowohl eine propriozeptive wie eine visuelle, akustische usw. Seite haben. Sie können einsam erfahren werden, aber auch mit Anderen geteilt, an Anderen gespürt oder sogar gemeinsam hervor gebracht werden können. Zu verweisen wäre hier des Weiteren auf die sehr wichtige soziale Bedeutung eines (gemeinsamen) Rhythmus' für die Integration von Interaktionen und Interaktionsritualen in Gruppen, für die Generierung einer sozial geteilten emotionalen Stimmung/Energie in einer Gruppe, also Zusammenhängen, die in Randall Collins Theorie eine zentrale Rolle spielen (Collins 2012: 115 ff., 2004: 108 ff.).

Bewegungen haben – auch auf dieser Grundlage – des Weiteren immer schon generalisierte Bedeutungen durch eine Merkmalsdimension der Kontinuität/Diskontinuität zu dem sie einbettenden (motorischen oder/und perzeptiven Geschehen): auf welche Weise sie beginnen, in welchem Verhältnis sie zu dem stehen, was vorher war, ob sie sich aus einer Vorgängerbewegung quasi unmerklich heraus entwickeln oder ob sie plötzlich und unerwartet eintreten. Beispielsweise hat die langsame Annäherung einer Ringelnatter oder Hauskatze, eine völlig andere Valenz, als wenn ich plötzlich – sagen wir – mit einer zustoßenden Schlange oder dem Biss oder Tatzenschlag einer Katze konfrontiert werde.

*

Die eben skizzierten Dimensionen und möglichen Merkmale von Bewegungen waren nur Beispiele dafür, dass und wie Bewegungen relativ universelle, jedenfalls umgehend generalisierbare Bedeutungsdimensionen aufweisen können. Sie hängen mit dem Umstand zusammen, dass sie von vorne herein intersensorische Relationen artikulieren. Ein bestimmter sichtbarer Bewegungsgestus hat unmittelbar eine bestimmte propriozeptive Qualität. Sie können an relativ generalisierte Körpererfahrungen bzw. Körper/Umwelt-Verhältnisse andocken, Selbst/Objekt-Verhältnisse mit unterschiedlicher Valenz werden von allen Menschen in nahezu allen Lebenssituationen erfahren. Sie können elementare Mechanismen der zeitlichen Erwartungsbildung beinhalten (Kontinuität vs. Diskontinuität, Habitualisierung an ein sich wiederholendes Muster, »Mitgehen« mit einem Muster). Diese Merkmale und Dimensionen von Bewegungen können zu einer generalisierten Expressivitätsdimension ausgebaut werden, insofern sie von der Generalisierung einmal eingespielter wechselseitiger

intersensorischen Artikulationen profitieren. Distanzreize auch zuvor nie gesehener Bewegungen in der Umwelt haben dann bereits einen virtuellen propriozeptiven (und ggf.: emotionalen/affektiven) Valeur – und genau das bestimmt, dass sie relativ unmittelbar eine Bedeutung aufweisen. Man kann das als »Projektion« bezeichnen, aber es ist – wie auch bei Bedeutungsrelationen und symbolischen Valenzen, die durch Sprache zustande kommen – eine Projektion, deren Anfang nicht »innen« liegt, sondern die sich immer schon auf die Erfahrung einer Innen/Außen-Relation und deren Generalisierung stützen kann, die zum Teil mit universellen physikalischen Relationen, zum Teil mit universellen biologischen (Organismus-Umwelt-)Beziehungen zusammen hängen.

Gerade Fälle oder Erfahrungsbereiche, in denen symbolisch-sprachlich konventionalisierte Expressionssysteme zunächst einmal entfallen oder nur rudimentär oder abgeschwächt vorausgesetzt oder angewendet werden können, zeigen deutlich diese universelle Bedeutungsdimension von Bewegungen, an die relativ voraussetzungslos angeknüpft werden kann. In der Kommunikation zwischen Menschen, die nicht oder nur eingeschränkt auf eine gemeinsame Sprache zurückgreifen können, spielen alle genannten Dimensionen von Bewegung (und noch viele mehr) eine gesteigerte Rolle. Dies liegt nicht nur daran, dass man hier relativ verlässliche Bedeutungen einer quasi-»natürlichen« Sprache zurückgreifen kann. Der Wert von Bewegungen liegt darin, dass sie einerseits niemals völlig beliebig sind. So wird man zur Demonstration friedlicher Absichten kaum auf extrem diskontinuierliche und disruptive Bewegungsmuster zurückgreifen, wohl aber, wenn man die unbekannten Eindringlinge abschrecken und verjagen möchte. Andererseits sind sie aber viel offener und unbestimmter als beispielsweise sprachliche Äußerungen. Diese Kombination von Nicht-Beliebigkeit und relativer Bedeutungsoffenheit ermöglicht aber umstandslos und aus jeder beliebigen Situation heraus ein interaktives Sich-Einspielen oder auch »Aushandeln« von Ausdruckshandlungen und Bedeutungen. Beispielsweise dürften Zeigegesten universell verständlich sein, wohlgemerkt unter Menschen, bei Tieren kommt es darauf an. Sie stellen den Musterfall einer eher diskontinuierlich-disruptiven Bewegung dar, erwecken insofern spontan Aufmerksamkeit, geteilte Aufmerksamkeit in Tomasellos Sinn, wirken für sich genommen aber nicht gefährlich, weil sie Abstand zu dem Gezeigten wahren und sich eines sehr isolierten kleinen Körperteils (des Fingers) bedienen. Worauf man zeigt, ist aber maximal kontextabhängig und situationsspezifisch. Man kann über Bewegungen deshalb sehr schnell Konventionen, gleichsam den Ansatz einer eigenen Sprache entwickeln – gerade weil sie die Anknüpfung an etwas Gemeinsames/Generelles ermöglichen, zugleich aber hinreichend offen sind für situative Spezifizierungen (die dann ihrerseits wieder generalisierbar sind, gleichsam eine Instituierungsdynamik begründen).

Die menschliche Ontogenese ist ein unerschöpfliches Reservoir von Beispielen für die Bedeutung von Bewegungen für menschliche Beziehungen und soziale Sinngenesen. Kinder reagieren, die alltägliche Erfahrung zeigt es ebenso wie die Säuglingsforschung, sehr frühzeitig auf in der Umwelt wahrnehmbare Bewegungen. Bewegungen sind das erste Medium, um mit Säuglingen zu kommunizieren. Sie sind sowohl durch zyklisch-kontinuierliche wie durch diskontinuierliche Bewegungen unmittelbar »ansprechbar«. Ihre Stimmung und Affektlage ist durch solche Bewegungen Anderer und zunehmend durch entsprechende Eigenbewegungen modulierbar. Beispiele hierfür sind sowohl die traditionellen Beruhigungstechniken im Umgang mit Säuglingen, aber auch für das, mit was man sie – je nach Dosierung der disruptiv-diskontinuierlichen Merkmale – unweigerlich »erschrecken«, »aufwecken«, aber eben auch »anregen«, »aktivieren« kann. Die ersten Spielzeuge und Gegenstände, die man Säuglingen zukommen lässt, beinhalten fantasievolle Möglichkeiten solcher elementarer Bewegungsdifferenzen und ihrer Provokation durch Andere und den Säugling selbst. Zugleich koppeln sie in der Regel intersensorische Reizmuster: das Klangmobile kombiniert visuelle mit akustischen Mustern, eine Rassel verbindet beispielsweise eine Bewegung, und das heißt bereits mindestens ein bestimmtes (Körper-)Schema propriozeptiver und visueller Relationen, mit einem akustischen Muster. Zugleich kann die Betätigung der Rassel in einen interaktiven Ablauf eingebaut werden und von daher weitere Bedeutungszuweisungen erfahren, die zunächst einmal über wechselseitige wahrnehmbare Bewegungen erfolgt, die einen dann, je nachdem, zum Lachen bringen, ablenken, be(un)ruhigen.

Für die kindliche Erfahrung schlechthin grundlegend sind des Weiteren Bewegungen, die aus dem Nichts auftauchen, also maximal diskontinuierlich sind, aber als beherrschbar und wiederholbar aufgefasst werden können. Bergson nennt in seinem wunderbaren Essay über das Lachen den Hampelmann (Bergson 2011: 61) und den Springteufel (Bergson 2011: 65). Berühmt geworden ist Sigmund Freuds Schilderung des von ihm sogenannten Fort/Da-Spiels seines Enkels in der Abhandlung »Jenseits des Lustprinzips« (Freud 1960: 127). Er beschreibt darin etwas, was nahezu alle Kinder irgendwann ausbilden: eine unermüdliche Freude daran, Gegenstände zum Verschwinden zu bringen (»Fort!«) und sie sich wieder bringen zu lassen oder auf andere Weise wieder zum Erscheinen zu bringen (»Da!«, z.B. wie bei Freuds Enkel das Wieder-Heranziehen einer zuvor weggeworfenen Holzspule an dem an ihr befestigten Faden). Varianten solcher Spiele sind zum Beispiel, wenn Bezugspersonen unter dem Tisch verschwinden und unvermittelt wieder auftauchen, das Gesicht mit einem Tuch überdeckt wird, das dann blitzschnell weggezogen wird, das Auftauchen und Verschwinden von Kasperlenspielzeugen oder eben auch der von Bergson geschilderte Springteufel,

der nachdem er mühsam in seine Schachtel gestopft wird, schlagartig wieder auftaucht, wenn man den Deckel öffnet (und der vielleicht sogar beim ersten Mal, als das geschah, das Kind gehörig erschreckt hat).

Jacques Lacan hat in solchen Spielen, die von entsprechenden Vokalisierungsen begleitet sind, eine Inszenierung der grundlegenden Logik der Sprache gesehen (vgl. z.B. Lacan 1978: 221 f.). Es wird zunächst auf der Ebene von Wahrnehmung und Motorik eine diskontinuierliche Differenz inszeniert, die in dem plötzlichen Verschwinden oder Wiederauftauchen von Gegenständen oder der Bezugspersonen (später auch des Kindes selbst) beruht. Diese Differenz ist, einmal etabliert, beliebig wiederholbar. Sie ist begleitet von Vokalisierungsen (oh – da, Kuckuck-da-da, fort-da), also Lautdifferenzen, die ihre Bedeutung von den visuellen/propriozeptiven/emotionellen Qualitäten des Geschehens beziehen. Sie können aber schließlich auch von der Bewegung selbst abgelöst werden können und von da aus in eine symbolische Dimension führen, die ab einem schwierig zu bestimmenden Punkt eine propositionale Struktur aufweisen wird. (»Mama/Teddy/... /ist/ fort/da«). Für Lacan haben solche Spiele daher einen paradigmatischen Wert für den Erwerb von Sprache als solcher. Denn alle genannten Merkmale der Bewegung und ihrer lautlichen Entsprechung sind zugleich auch basale Merkmale der Struktur von sprachlicher Zeichen (Verweischarakter, Differentialität, Wiederholbarkeit).

Bewegung und Ausdruck

Bewegungen können somit auf verschiedenen Ebenen ausdrucksvoll sein bzw. die Erfahrung mit Ausdruckswerten ausstatten. Die primäre Ebene ist, wie beschrieben, die direkte innere und äußere Erfahrung und Gestalt von Bewegungen, die einen direkt in ein Geschehen involvieren. Sie implizieren, mit Mead gesprochen, eine Kontakterfahrung und weisen zugleich eine sichtbare oder hörbare Gestalt auf oder spielen von vorne herein in einem interozeptiven Bereich. Eine zweite Ebene besteht in der Übertragung / Projektion / Generalisierung primärer Bewegungserfahrungen auf visuelle Bewegungsmodi distanter Objekte oder Personen. Diese kann dann eine Bedeutung z.B. über die Generalisierung von Korrelationen propriozeptiver Qualitäten mit visuellen erhalten – z.B. als schwerfällig, bedrohlich, leicht/elegant, routiniert, ziellos, steif, anmutig, beruhigend erscheinen. Eine dritte Ebene kann in der Generalisierung, Übersetzung, Korrelation von Bewegungen oder ihren expressiven Merkmalen mit akustischen Charakteren bestehen. Ein Beispiel dafür wäre natürlich die Übertragung von Bewegungsqualitäten wie Kontinuität/Diskontinuität, Zyklizität, Metrum/Tempo/Rhythmus, Steigerung/

Verlangsamung usw. in Musik. Bereits in den 1930er Jahren hat man von einer »mélodie cinesique«, der »kinetischen Melodie« einer Bewegung gesprochen (z.B. Guillaume 1936/1968: 105). Das ist keine Metapher, sondern bezieht sich auf den Umstand, dass es über sensorische Register hinweg relativ präzise Korrelationsbeziehungen gibt, die es gestatten, bestimmte Merkmale und Relationen verschiedener Sinne partiell oder relativ vollständig ineinander zu übersetzen. Dies Übersetzungsleistungen lassen sich gerade in den universal vorkommenden Kulturäußerungen verschiedener Kulturen nachvollziehen und weisen eine verblüffende Homogenität auf, Relationen zwischen Bewegung, Musik, Tanz und Ornamentik, sowohl in konventionalisierter Form wie in spontanen, wilden (d.h. nicht schon kodifizierten und institutionalisierten) Signifikantenverknüpfungen in der individuellen Erfahrung, im Traum oder in der Entstehung von Stilen zwischen Einzelpersonen oder in bestimmten Gruppen. Auch sprachliche Äußerungen weisen diese Korrelationen im Zusammenhang mit ihren gestischen und analogen Dimensionen auf, in denen sie sich sozusagen der Semantik motorischer Bewegungen oder deren Korrelationen mit akustischen, visuellen Aspekten bedienen: in der Redebegleitgestik der Hände, dem Sprech-Rhythmus, z.T. dem Metrum des Sprechens (nicht nur in metrisch gebundenen literarischen Formen wie der Lyrik!), Prosodie und Intonationskurve des Sprechens, harte und weiche Artikulation von Lauten, Lautstärke und Dynamik, Tempo usw..

Musik und Sprache – Sprache und Musik

Besonders interessant bleibt in diesem Zusammenhang der Zusammenhang von Musik und Sprache, die im Rückgriff auf solche Parameter sehr enge Analogien aufweisen und sich auf gewisse Weise wechselseitig stützen können. Es gibt »sprechende Musik« und es gibt eine »musikalische Dimension im Sprechen«. Beispielsweise hat nicht nur Goethe mit seinem vielzitierten Ausspruch über das Streichquartett auf eine grundlegende Eigenschaft eines dann insbesondere von Haydn, Mozart und Beethoven geprägten Stils (der sogenannten Wiener Klassik) hingewiesen, die im Streichquartett nur besonders prägnant zum Ausdruck kommt.¹⁴ Sie besteht in der Phrasenstruktur als wichtigem harmonischem und melodischem Strukturelement der musikalischen Textur. Die Musik der Wiener Klassik zeichnet der dominante Rückgriff auf Elemente aus, die sich in

14 »Man hört vier vernünftige Leute sich unterhalten, glaubt ihren Diskursen etwas abzugewinnen und die Eigentümlichkeiten der Instrumente kennen zu lernen.«, in einem Brief an den Komponisten Carl Friedrich vom 9.11.1829 (Goethe 1908: 139 f.).

einem Atembogen sprechen oder singen lassen. Sie verbindet dabei kleinere Einheiten (Motive) zu größeren Phrasenstrukturen, sowohl die untergeordneten wie die übergeordneten Einheiten können in der Folge neu kombiniert und konstelliert werden. Zusammen mit den anderen musikalischen Parametern kann daher ein Musikstil entstehen, der zum einen vielfältige Bezüge zu Alltagsbewegungen aufweist, in musikalische(r) Bewegung übersetzt/gestaltet. Zugleich lebt diese Musik von der Stilisierung interaktiven Sprechens, das zugleich und intersubjektiv erfahrbar eine innere gleichsam emotional-interozeptive Dimension hat. Im Vergleich dazu stilisiert die romantische Musik des 19. Jahrhunderts, überzeichnend formuliert, zusehends einen musikalischen Fluss, der eher die Stilisierung des Stroms eines inneren Erlebens kennzeichnet.

Das wäre zugleich auch ein Beispiel für die Aufnahme einer Motorik des Sprechens in die Musik. Das umgekehrte – nämlich die musikalische Dimension von Sprechen/Sprache – hat eine noch weitgehendere und omnipräsente Bedeutung. Es gewährleistet nämlich eine Art Vorstadium des sprachlichen Verstehens. Es geht dabei nicht darum zu sagen, dass es sich hierbei um eine Art »natürliche Dimension« von Sprache handelt. Zwar kann das bis zu einem gewissen Grad der Fall sein. Wer Wut artikuliert, wird in der Regel eher auf eine erhöhte Lautstärke, auf Steigerung, auf diskontinuierliche Artikulation setzen. Das erleichtert es zum Beispiel in einer fremden Sprache schon mal bestimmte Aspekte heraus zu hören. Aber erstens ist dies nicht zwingend (man kann sich hier u.U. auch sehr täuschen) und zweitens auch nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend ist vielmehr, dass diese »musikalischen Aspekte« der Sprache, auch wenn sie konventionalisiert werden (wie zum Beispiel die Intonationskurve bei Aussagesätzen), schneller und leichter erlernt werden können und dann schon mal eine Art Vorsortierung des präzisen Inhaltes, eine schrittweise Reduktion der hermeneutischen Komplexität gestatten. Ihre musikalischen Schemata und deren grobe Bedeutung kann man einer fremden Sprache relativ schneller entnehmen, als ihre präzise Semantik und Syntaktik. Wir wissen auch, dass diese Elemente im kindlichen Spracherwerb eine große Rolle spielen. Wir können auch als kompetente Sprecher einer Sprache die Erfahrung machen, dass diese musikalischen Elemente ggf. helfen, inhaltlich oder akustisch schwer verständliche Äußerungen schon mal vorab grob einzuordnen. Sehr oft tauchen übrigens solche prosodischen, rhythmischen, gestischen Aspekte von Sprache auch im Traum oder Halbschlaf auf. Man (tag)träumt irgendwie Äußerungen oder Fragmente davon ohne präzisen Wortlaut und Sinn, die aber gleichwohl eine diffuse Bedeutung aufweisen, etwa so wie Musik immer eine Bedeutung hat, ohne aber eine klare, propositional Kontur anzunehmen.

Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass – bezogen auf konkrete Sprachen – nicht nur elementare Satzformen wie Frage-, Aussage- und

Befehlssätze, sondern auch inhaltlich komplexe syntaktische Elemente wie etwa der konzessive Nebensatz (»obwohl ...«), der temporale oder adversative Nebensatz (»während ...,«), ein Relativsatz, ein Einschub zur Erläuterung oder Ergänzung von etwas oder ein Zitat, ein Zugestehen (»zwar ist es xy, aber ...«), eine Begründung (»weil xy und weil xy, habe ich ...«) bestimmte »musikalische« (z.B. tonhöhenbezogene, rhythmische, artikulatorische, prosodische, tempobezogene, mit Pausen arbeitende) Strukturen aufweisen können (vgl. z.B. Dietrich/Gerwien 2017: 195 ff.; Tomasello 2003 122 ff.). Das alles kann als Ansatzpunkt dienen, wenn Verstehen aus welchen Gründen auch immer erschwert ist und geht vermutlich in schlechthin jede Verstehensleistung unbemerkt und auf non-deklarative Weise ein. Ich weise auf diesen Sachverhalt auch deswegen so ausführlich hin, weil er für das Verständnis des nächsten Kapitels von Bedeutung ist.

Körperschema und Kinetik des Sprechens und der Sprachen

Eine weitere Ebene des Zusammenhangs von Bewegung/Motorik und Sprache liegt schließlich darin, dass Ausdrucksmedien, die eigene expressive Bezugssysteme aufbauen und an die Expressionscharaktere primärer Bewegungen nur noch äußerst frei und stets im Rahmen eigener, relativ autonomer Konventionalisierungen anknüpfen, ihre eigenen kinetischen Systeme aufbauen. Man braucht nur einen Blick in ein Lehrbuch für Sprachentwicklungsstörungen und deren Therapiemöglichkeiten zu werfen (z.B. Kannengieser 2019) zu werfen, um dies unmittelbar einleuchtend zu finden. Sprache ist Inbegriff einer unglaublich raffinierten und differenzierten Kultivierung der Feinmotorik der Sprechorgane. Dazu gehört ein komplexer und vielgestaltiger Apparat von Muskelgruppen, der z.B. so verschiedene Systeme wie Kaumuskeln, Kinnmuskel, Lippen(ring)muskeln, Unterlippensenker, Griffelzungenmuskel, Zungenlängs- und Quermuskeln, Gaumensegelspanner, Stimmritzenmuskulatur und Stimmuskeln, des Weiteren alle an der Atemmotorik beteiligten Muskeln usw. umfasst (vgl. Kannengieser 2019: 24 ff.). Die Koordination dieser komplexen motorischen Organe mit den entsprechenden sensorischen und situativen Aspekten macht Sprache und Sprechen als solche zum Inbegriff einer Fertigkeit, also einem wesentlichen »Bestandteil« des non-deklarativen Gedächtnisses, wie im 1. Kapitel ausgeführt. Dasselbe gilt für Musikausübung in jeder Form, ob vokal oder instrumental spielt dabei keine Rolle. Auch dieser sensomotorische Aspekt soziokulturell strikt konventionalisierter Ausdruckssysteme ist nicht neutral gegenüber der hermeneutischen Dimension des (Sinn-)Verstehens. Es erfordert

eine ganz eigene Kopplung und wechselseitige strukturelle Artikulation unterschiedlicher sensomotorischer Register (Propriozeption, visuelle Dimension der Sprache, sowohl beim Sprechen als auch dann in der Schrift, Lautdimension) mit der Bedeutungsdimension.

Man kann dies auch so ausdrücken, dass schlechterdings jede beim Sprechen relevante Struktur bzw. Disposition ihrer Hervorbringung eine Modulation des Körperschemas beinhaltet bzw. ein konkretes Körperschema erfordert – von der Phonetik einzelner Buchstaben, über die Beherrschung syntaktischer und semantischer Strukturen bis hin zur Beherrschung übergreifender Sprachformen, konkreter semantischer Diskurse, selbstverständlich unter Einschluss parasprachlicher, z.B. prosodischer und dialektaler Muster. Über die Ebene der ersten Generalität schon des »biologischen Körpers« begründet jede empirisch gesprochene Sprache auf diese Weise eine Institution, eine zweite kulturelle Generalität des Körpers, Fortsetzung, Aufbau auf..., Transformation der ersten. Dies ist eine rein analytische Formulierung, denn in Wirklichkeit lässt sich kaum eine solche Trennung durchführen, eine ist ohne die andere nicht denkbar. Ich kann niemals ein Zungenspitzen-R ausführen, wie es in manchen Sprachen und Dialekten erforderlich ist, ohne zugleich eine bestimmte generelle körperliche Struktur des Verhältnisses von Zungenstellung, Luftführung, Vibrationsfrequenz usw. zu realisieren.

Weil aber Sprache und Sprechen so beschaffen sind, ist es immer möglich, die sensomotorischen Anteile zu realisieren, das Sinnverstehen partiell oder vollständig auf sich beruhen zu lassen, zu dispensieren, oder (noch) nicht zu realisieren und sich trotzdem sinnvoll (auch für Andere) an einer Interaktion und Kommunikation zu beteiligen. Dies ist sowohl in hochroutinisierten Kommunikationssituationen wie auch im Fall einer wenig vorstrukturierten, innovativen, experimentellen Kommunikation denkbar. Hier wie dort wissen dann einzelne oder im Grenzfall alle Teilnehmer/innen (noch) nicht, was sie eigentlich genau zum Ausdruck bringen. Trotzdem ist die Kommunikation alleine durch die sensomotorisch-non-deklarative Komponente hinreichend integriert und strukturiert – allein schon wegen der Ausnutzung der reflexionsfreien, zu großer Geschwindigkeit und Kopiertreue fähigen Potentiale non-deklarativen Lernens. »Hinreichend« heißt – ganz im Sinne von Luhmanns Autopoiesis – einfach: es geht irgendwie weiter, man kann buchstäblich etwas miteinander anfangen, und zwar im Doppelsinn dieser Wendung im Deutschen: man kann etwas anfangen, in der Erwartung, dass sich das Verstehen mit der Zeit einstellt. Eine solche Situation arbeitet insbesondere mit den Sinneffekten von Anschlussreaktionen und steht von daher für alle Formen nachträglicher Sinnzuweisung offen. Das dürfte auch ein wichtiges Erklärungsmoment sein bei der Verbreitung sprachlicher Innovationen und Veränderungen oder von Semantemen, von denen man plötzlich feststellt, dass sie die öffentliche Kommunikation prägen, in

Mode gekommen sind, ohne genau zu wissen wie. Oft wird erst hinterher bewusst, was man eigentlich zum Ausdruck bringt, wenn man solche Wendungen aufschnappt und weitergibt.

Alle diese Überlegungen sollen auf mögliche Konkretisierungen dessen hinweisen, was Merleau-Ponty in der Vorlesung von 1953 damit gemeint haben könnte, wenn er Bewegung als ein »universales Ausdrucksmittel« (Merleau-Ponty 1973: 56) fasst. Es ist dabei deutlich geworden, dass es nicht darum geht, eine naturalistische Bedeutungstheorie zu entwickeln. Vielmehr können sich die quasi-natürlichen, schon aus der Generalität des biologischen Körpers resultierenden expressiven Schemata und die aus der Interaktion in einer gegebenen soziokulturellen Situation entwickelten, konventionellen Schemata wechselseitig artikulieren und voneinander profitieren. Dabei sind, wie Merleau-Ponty darlegt, Impression und Expression konstitutiv verschränkt. Die Welt schon der Dinge, der Formen, der Figuren und ihrer realen und virtuellen Bewegungen ist bereits »ausdrucksvoll«. Sie gehen uns, unseren Körper schon immer an, sie »bewegen« mich buchstäblich (und emotional) durch eine Form von Koexistenz. Sie haben allein durch ihre Konfiguration einen Bedeutungswert, legen mir ein spezifisches Verhältnis von Distanz/Nähe, Gefahr/Indifferenz/Attraktivität, Erreichbarkeit oder Unerreichbarkeit nahe. Eindrücke haben einen bestimmten Modus von meinem Körper Besitz zu ergreifen bis hin zur Wahrnehmung verschiedener Farben, die mir einen bestimmten vitalen Rhythmus (»un certain rythme vital«) nahelegen (Merleau-Ponty 2011: 49).

Merleau-Pontys Überlegungen führen in einen offenen und allgemeinen Ausdrucksbegriff, der zwar vor allem das menschliche Ausdruckshandeln umfasst, aber letztlich jede Form der spontanen Sinngenerese umfasst, in denen »etwas als etwas« erscheint. Das heißt aber nun: als strukturierte Abweichung, als Differenz zu ... = in Bewegung. Die phänomenologische Formel wird so mit der Saussuresche von der Differentialität der Zeichen und ihres bedeutungsgenerierenden Potentials verschränkt. Wo ein Abstand (*écart*) zwischen Gegebenheiten entsteht – eine gegebene Kontur auf eine andere verweist, eine sensorische Qualität auf eine andere, die Figur auf ihren Hintergrund, ein Nachher auf ein Vorher, der Ton eines Blasinstrumentes auf seine Erzeugung durch einen Luftstoß (Merleau-Ponty 1973: 55) – da bereits beginnt für Merleau-Ponty die »Welt des Ausdrucks«, ein Spiel »diakritischer und oppositioneller Systeme«, aus dem wir nicht mehr heraus treten können, ohne das »unser Verhältnis zur Welt bald zusammenbrechen würde.« (Merleau-Ponty 1973: 56, zitiert nach Alloa 2012: 47).

Vor diesem Hintergrund der Vorlesung von 1953/4 treten auch die Formulierungen der *Phänomenologie der Wahrnehmung* nochmals in ein neues Licht. Das Wechselspiel der differentiellen Systeme der verschiedenen Sinne, wiederum ihre Differenzen, Korrelationen und Redundanzen

zueinander sind unentbehrlich für die Genese von Struktur, Gestalt, Bedeutungen: »Entsprechungen (corrélations) dieser Art lassen jene Mutation oder Sublimation erkennen, die im Menschsein Motorik in symbolische Gestik, den impliziten Ausdruck in einen greifbaren Ausdruck verwandelt« (Merleau-Ponty 1973: 56). Die Körper, besser gesagt die Körperschemata, spielen so jederzeit die Rolle komplexer, reichhaltiger und offener Korrelationsmatrizes. Auf sie kann jedes Ausdrucksverhalten zurückgreifen. Sie sind in jeder Situation die Grundlage dafür, Bedeutungszusammenhänge zu »instituieren« und das heißt immer: zugleich neu beginnen, fortbestehen und sich wiederholen und transformieren zu lassen. Die sich durchziehenden Konvergenzkriterien jeder Bewegung ergeben sich dabei aus der Einheit der jeweiligen sozialen und individuellen Praxis, mit der sie immer schon in jeder faktischen Realisierung verbunden sind. »L'unité du schéma corporel est celle d'une [...] praxis« »Die Einheit des Körperschemas ist die Einheit einer Praxis«, »la praxis comme constituante« »die Praxis <ist> konstituierend« und zugleich »ouverture à une structure sociale du schéma corporel« »Öffnung zu einer sozialen Struktur des Körperschemas« (Merleau-Ponty 2011: 141, 159, 65; vgl. ebd.: 52 sowie Kristensen 2010: 99). Wenn zutrifft, dass Pierre Bourdieu die Vorlesungen Merleau-Pontys am Collège de France besucht hat, dann hätte er genau in diesen Äußerungen den Ausgangspunkt seines »praxeologischen Ansatzes«, (s)einer Theorie der Praktiken, wie man heute sagt, finden können. Sehr wahrscheinlich hat er das auch.

3. Syntagma und Paradigma

Wir sind nun an einem Knotenpunkt der Gesamtargumentation angelangt. Merleau-Pontys Weg führt von einer *Phänomenologie der Wahrnehmung* zu einer Phänomenologie des Ausdrucks, soll »Impression« und »Expression« miteinander verknüpfen. Der Schlüssel bzw. das Brückenkonzept dafür ist der Begriff der Bewegung. Schon die *Wahrnehmung* von Bewegung, so lautete die zentrale These, setzt voraus sich selbst bewegen zu können. Bewegungen haben eine figurale Kontur, sie sind als werdende Gestalt aufzufassen und umgekehrt: die Gestaltwahrnehmung ist selbst kondensierte Bewegung. Bewegung ist differentiell verfasst. Aber sie gewinnt aus Anfangs-, End- und nicht limitierbaren Differenzpunkten dazwischen, aus der gesamten Konstellation, in der sie stattfindet, den Elementen ihres Stils zugleich eine Kontinuität. Sie beinhaltet Zeiterfahrung, aber im Sinne jener »ursprünglichen Zeit« als »passive Synthesis.« In der Erfassung dieses Stils, dieser Kontinuität, erfassen wir die Bewegung als typische, als Wohin und Woher. Darin liegt ihre Bedeutung.

Ausdrucksverhalten, von gestischer Verständigung bis zu sprachlichem Verhalten, ist, was immer es sonst noch ist, auf jeden Fall immer »Bewegung«, die direkt oder deren Außenseite (z.B. die Laute, die durch die Bewegung erzeugt werden) wahrgenommen und verstanden wird. Bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* hatte Merleau-Ponty das Thema der Sprache und des Ausdrucks mit dem der Bewegung verknüpft. Die wichtigste Veränderung gegenüber diesem Stand liegt in der Adaption der strukturalistischen Sprachkonzeption als eines Differenzsystems. Wir haben gesehen, dass dies rückwirkend auch dazu führt, den Bewegungsbegriff und mit ihm den Wahrnehmungsbegriff selbst als differentielle, diakritische Struktur zu fassen. Gerade darin liegt aber eine Schlüsselidee der Vorlesung von 1953. Sie zieht sich durch das gesamte Skript in Form eher einer Beobachtung denn als theoretisches Postulat. Sie kulminiert in einer entscheidenden Idee, nämlich der Analogie der Wahrnehmung einer Bewegung (als kontinuierlicher und schon immer mit einer bestimmten Bedeutung versehener Kontur) und dem Satzverstehen.¹

Diese Idee taucht an mehreren Stellen des Manuskripts auf, ich möchte die drei Stellen zunächst als Belege zitieren und mich anschließend

- 1 Es handelt sich um eine Art Schlüsselphänomen, das m.E. einen Gutteil der Arbeit mit in Gang setzt, mit der sich Merleau-Ponty von den 1950er Jahren an bis im Grunde an sein Lebensende abmüht. Fast ist man versucht, es mit einer Erzählung Einsteins zu vergleichen. Einstein berichtet, dass ein Ereignis

ausführlich damit auseinandersetzen. Die erste, vorher bereits zitierte Stelle findet sich im Zusammenhang der Frage nach dem Status des Subjekts der Bewegungswahrnehmung:

(1) »Comme dans compréhension d'une phrase la fin réagit sur le début, le sens va du tout aux parties, mais enfin ce tout est suggéré par les parties. Comparer la perception à une lecture. Les ›signes‹ ou données ›objectives‹ sont enregistrés sur appareil, s'inscrivent dans un ›champ‹ qui est ›en charge‹ et qui leur donne valeur situationnelle, toute perception est modulation d'une situation mais celui qui est situé n'est pas un Je pense.«
 »Wie beim Verstehen eines Satzes reagiert das Ende auf den Anfang, der Sinn geht durch alle Teile, aber zugleich wird dieses Ganze durch die Teile hervorgerufen. Die Wahrnehmung vergleichen mit einer Lektüre. Die ›Zeichen‹ oder ›objektiven‹ Gegebenheiten werden aufgenommen, schreiben sich in ein ›geladenes‹ ›Feld‹ ein und geben ihm seine situative Wertigkeit, jede Wahrnehmung ist die Modulation einer Situation, aber das, das da situiert ist, ist kein Ich denke.« (Merleau-Ponty 2011: 104; Übers. jmk).

(2) Auch die zweite, ebenfalls bereits zitierte Stelle greift die Metapher der Lektüre auf: »Perception du mouvement = comme une sorte de lecture, ou les signes n'ont que valeur diacritique pour une intention qui n'est pas visible séparément et qui les traverse, les anime. Champ perceptive et champ linguistique. Le mouvement touche en nous des possibilités motrices-expressives. Et inversement nos possibilités (p. es. le temps) s'incarnent en lui.« [Randbemerkung: logique perceptive – taximètre de Head] »Wahrnehmung der Bewegung = wie eine Art Lektüre, bei der die Zeichen nur einen diakritischen Wert für eine Intention haben, die nicht separat sichtbar ist und die sie überquert, sie beseelt. Perzeptives Feld und linguistisches Feld. Die Wahrnehmung regt in uns motorisch-expressive Möglichkeiten an. Und umgekehrt, unsere Möglichkeiten (z.B. die Zeit) inkarnieren sich in ihr.« [Randbemerkung: perceptive Logik – Taximeter von Head] (Merleau-Ponty 2011: 196; Übers. jmk).

(3) Die dritte und ausführlichste Passage findet sich in den nicht datierten und nicht im Zusammenhang geschriebenen verstreuten

die Ausarbeitung der allgemeinen Relativitätstheorie ausgelöst habe, nämlich die Beobachtung eines von einem Baugerüst stürzenden Arbeiters. Dieses Beispiels bringt Einstein zu der (zutreffenden) Intuition bringt, dass man im freien Fall sein Gewicht nicht spürt. Bemerkenswerterweise geht es auch hier um »Bewegung«, wie ja überhaupt die Allgemeine Relativitätstheorie die Bewegungen von Massen aus den Eigenschaften eines gegebenen Feldes (Raum-Zeitkontinuum) erklären möchte, dessen Struktur (und damit Bewegungsvorgaben) wiederum durch die Gesamtheit dieser Massen selbst folgt. Das ist durchaus eine formale Analogie zu der Verwendung des Feldbegriffs bei Merleau-Ponty, der sich von dem von Koffka ableitet (wo wiederum Einstein und die Physik erwähnt werden), vgl. dazu unten.

Arbeitsnotizen. In ihr verdichten sich alle bislang aufgerufenen Motive nochmals. Ich zitiere sie in aller Ausführlichkeit, weil dieser Text Merleau-Pontys vor allem im deutschen Sprachraum noch wenig bekannt ist und versuche dann mangels einer anderen eine Übertragung ins Deutsche, so gut sie mir möglich ist. Sie lautet wie folgt:

»La perception du mouvement comparable à la compréhension d'une phrase. On ne comprend le début de la phrase que par la fin. On ne voit le mouvement qu' en commençant par son terme. La perception ne le suit pas lieu par lieu. La phrase est une onde qui parcourt le champ linguistique, un pli dans le tissu du langage. Le mouvement (réel aussi bien que stroboscopique) est non transport d'un solide d'un point objectif à un autre, mais entrée en activité successivement de différents points de l'espace sur lequel je suis en circuit. Comme les signes dans le langage les points traversés dans le mouvement n'ont que valeur diacritique, ils ne fonctionnent pas chacun pour leur compte en annonçant un lieu mais seulement en marquant un passage comme les mots de la phrase son la trace d'une intention qui ne fait que transparaître. Le langage est ouverture d'un champ réorganisé, avec d'autres contours, d'autres coordonnées que celles du champ perceptif »naturel«. Par suite: la perception, comme le langage n'est pas affrontement d'un objet. L'objet ne me parle que latéralement, i.e. il m'atteint, non d'en face, mais de côté, en éveillant en moi complicité, sa présence est obsessionnelle parce-qu'elle est exogène et endogène. I.e. il me »solicite« (Valéry). Il se présente toujours à moi comme fragment d'un monde à reconstituer, comme dans la création littéraire, une phrase s'offre à moi comme partie d'une oeuvre à faire. Cela grâce à une sorte d'imprégnation posturale qui fait que j'ai cristallisé sur ce rameau tout un ordre de significations naissantes. Ainsi le langage se construit sur lui-même, circulairement, sur un morceau de lui-même, – comme le monde perçu se construit sur une perspective apparaissant comme un morceau de ... ce monde.« »*Die Wahrnehmung von Bewegung vergleichbar dem Satzverstehen. Man versteht den Anfang eines Satzes nur vom Ende her. Man sieht die Bewegung nur, indem man von ihrem Ende her anfängt. Die Wahrnehmung folgt ihr nicht Stelle für Stelle. Der Satz ist eine Welle, die das sprachliche Feld durchläuft, eine Falte im Gewebe der Sprache. Die Bewegung (gleichermaßen reell wie stroboskopisch) ist kein Transport eines festen Körpers von einem objektivem Punkt zum nächsten, sondern Eintritt in eine Aktivität, die nach und nach von den verschiedenen Raumpunkten, die ich durchlaufe, (ausgeht). Wie die Zeichen in der Sprache haben die in der Bewegung durchquerten Raumpunkte nur einen diakritischen Wert, sie funktionieren nicht so, dass jeder auf eigene Rechnung einen Ort ankündigt, sondern nur, indem sie eine Passage (einen Durchlauf) markieren wie die Worte des Satzes die Spur einer Intention sind, die nichts anderes macht als durchscheinen zu*

lassen. Die Sprache ist Öffnung eines neu gestalteten Feld mit anderen Konturen, anderen Koordinaten wie das des perzeptiven, »natürlichen« Feldes. In der Folge ist Wahrnehmung ebenso wenig wie die Sprache nicht Gegenüberstellung eines Objektes. Das Objekt spricht zu mir nur lateral, das heißt, es erreicht mich nicht von vorne, sondern von der Seite, erweckt in mir eine Komplizenschaft, seine Präsenz ist eine Art von Besessenheit, weil sie ebenso von außen wie von innen her geschieht. Das heißt, es geht mich an/es »beansprucht« mich (Valéry). Es präsentiert sich mir wie ein Fragment der Welt, das es wieder herzustellen gilt, so wie sich mir in einer literarischen Schöpfung ein Satz als Teil eines zu vollendeten Werks anbietet. Dies verdankt sich einer Art Durchdringung der körperlichen Verfassung (Haltung), die bewirkt, dass ich auf diesem Zweig eine ganze Ordnung werdender Bedeutungen auskristallisieren lasse. Auf diese Weise baut sich die Sprache aus sich selbst heraus auf, zirkulär, aus einem Bruchstück ihrer selbst – so wie sich die wahrgenommene Welt aus einer Perspektive aufbaut, die wie ein Bruchstück erscheint ... dieser Welt.« (Merleau-Ponty 2011: 204 f.; Übers. jmk).

*

Die die Bewegung betreffenden Formulierungen sind bereits in den vorangegangenen Abschnitten beleuchtet worden. Sie zeigen mit welcher Konsequenz Merleau-Ponty hier differenztheoretische, gestalttheoretische und zeitphänomenologische Fäden miteinander verwebt. Man könnte auch sagen, er vollzieht eine gestalttheoretische und (zeit-) phänomenologische Interpretation Saussure'scher Konzepte oder umgekehrt: eine differenztheoretische Interpretation gestalttheoretischer und phänomenologischer Konzepte. In diesem Gewebe verändert sich allerdings der Status aller drei konzeptuellen Elemente. Ich gehe bei der folgenden Argumentation schrittweise vor.

Satzverstehen als Fertigkeit – ein Beispiel

Zunächst ist es möglicherweise lehrreich Merleau-Pontys geradezu poetische Formulierung mit einem nüchternen »Beispiel für die Komplexität der syntaktischen Struktur« aus einem Standardwerk der aktuellen Psycholinguistik (Dietrich/Gerwin 2017) zu konfrontieren, um sich seine spezifischen Ansatzpunkte zu vergegenwärtigen. Das Beispiel ist einer australischen Zeitung entnommen. Es lautet auf Deutsch: »Eine Frau, der der Sturm alles genommen hat, hatte zwei Tage vor Beginn der Katastrophe ihre Tochter, die im Süden des Landes wohnte, überredet, zu einem Besuch zu kommen.« (Dietrich/Gerwin 2017: 184). Man kann sich

an diesem Satz zunächst verdeutlichen, was Merleau-Ponty im Auge hat, auch und gerade, weil er derart geschraubt ist, dass möglicherweise das Verstehen für einen Moment ins Stocken kommt. Aber genau das ist das Interessante daran. Sobald man die Konstruktion überblickt, hat man auch auf einen Schlag die komplexen Zeitverhältnisse realisiert, den Anfang einer komplexen Geschichte, vielleicht einer Tragödie, vielleicht einer nochmal gut ausgegangenen Handlung realisiert. Phänomenologisch treffend ist sicher die Feststellung, dass die Satzbedeutung sich vom Ende her aufbaut, wenngleich bei dieser komplexen Konstruktion auch deutlich ist, dass es gleichsam »Zwischenstationen« geben kann, für die dann allerdings wiederum das gleiche gilt. Entscheidend ist so oder so, dass der Satz und jeder seiner Teile eine gewisse Zeitspanne beinhalten, in der zeitlich geordnete und damit auseinanderliegende Elemente »zugleich« präsent sein müssen, um den Sinn erst zu ermöglichen. So ist zumindest die Bedeutung bis zum ersten Relativsatz für die meisten Menschen überschaubar. Immerhin realisiert sie sich in einer Sequenz von acht abgesetzten Termen und wird »auf einen Blick« oder wenn man den Satz gesprochen hört: »in einem Zug« realisiert. Die differentiellen Elemente treten im Vollzug der Satzbedeutung ebenso wenig hervor, wie die konkreten Durchgangsorte einer Bewegung im Bewegungssehen. Da ist diese Frau, von der – in einer nicht näher bestimmten Gegenwart – gesagt wird, der Sturm habe ihr alles genommen. Schon das weckt unbestimmte Bilder, Rückblenden, Implikationen und retentionale Horizonte. Der Sturm muss schlimm gewesen sein, Häuser müssen eingestürzt sein, die Frau steht ohne alles da, vielleicht haben Nachbarn sie aufgenommen, oder die Feuerwehr hat sie gerettet. Die protentionalen Horizonte sind alleine schon in sprachlich-syntaktisch-formaler Hinsicht mit gegeben: es muss eine Verbalphrase folgen. Aber auch in inhaltlicher Hinsicht. Es ist ziemlich klar, dass die Frau wegen der Zeitperspektive des Relativsatzes nach dem Sturm noch am Leben ist. Sie erscheint als Satzsubjekt. Sie kann im Folgenden sowohl Subjekt eines Handelns wie auch Erleidens sein, sowohl in der Zeit vor, wie in der Zeit nach dem Sturm. Durch das »hatte« (im Unterschied zu z.B. »war«) ist umgehend klar, dass eine Aktivkonstruktion folgt, die sich auf die Zeit vor dem Geschehen des ersten Relativsatzes bezieht. Dies wird bestätigt und konkretisiert durch den präpositionalen Einschub »zwei Tage vor Beginn der Katastrophe« (durch die zugleich der Sturm nochmals dramatischer qualifiziert wird). Es folgt noch vor dem zwingend erwarteten Partizip ein direktes Objekt, nämlich die Tochter, von der sogleich gesagt wird, dass sie im Süden des Landes wohne. Damit ist zugleich klar, dass sie es nicht mehr tut – was die Antizipation weckt, dass sie möglicherweise im Sturm umgekommen ist oder dass der Sturm auch im Süden des Landes wütete und dort deren Wohnung vernichtet hat?) benachrichtigt? verständigt? gebeten? nein: überredet, zu was? zu Hause zu bleiben? ihr etwas zu

schicken? ihr einen Gefallen zu tun? nein: zu einem Besuch zu kommen. Das Erstaunliche ist, dass der Satz, der im Deutschen nochmals besonders »verschachtelt« wirkt, dennoch, nachdem man das Satzgeschehen durchlaufen hat, umgehend einen Gesamtblick auf ein komplexes Geschehen mit mindestens vier zeitlichen Ebenen erzeugt. Ohne dass man sich darüber Rechenschaft ablegen muss, erzeugt die Äußerung einen Horizont möglicher Folgesätze bzw. Folgesachverhalte. So könnte der nächste Satz beschreiben, wie die Tochter auf dem Weg zur Mutter vom Sturm überrascht wurde und ums Leben kam oder ihre Reisevorbereitungen, oder wie der Sturm ihr Haus zerstörte, als sie auf dem Weg zur Mutter war usw.²

Man sieht insgesamt, wie jedes »Versatzstück« (Merleau-Ponty 2007: 25), jeder sprachliche Term, der innerhalb des Satzes auftaucht, augenblicklich durch seine syntaktische Stellung und seine semantischen Möglichkeiten, einen offenen, aber strukturierten Horizont möglicher formaler und inhaltlicher Fortgänge und damit Konstellationen eröffnet. Von deren Realisierung oder Nicht-Realisierung ist wiederum seine Bedeutung selbst betroffen. Zugleich weckt der Satz als Bruchstück einer noch nicht bekannten, aber in ihren Möglichkeiten antizipierbaren Geschichte Erwartungen über mögliche Fortgänge. Je nachdem, wie diese ausfallen, wird diese Geschichte zum Fragment einer Situation der Verzweiflung oder des hoffnungsvollen Neubeginns. Je nachdem bestimmt sich wiederum im Nachhinein die Bedeutung des anfänglichen »der der Sturm alles genommen hat« als ein »wirklich alles« oder als auf eine bestimmte Klasse von Sachverhalten oder einen Zeitpunkt »eingeschränktes alles« (»was sie ihren Besitz nannte«, »alles, außer der nackten Haut«, »trotzdem ...«). Das Erstaunliche ist dabei, dass dieses Ausflocken einer möglichen »Welt« der Bedeutung auf der Basis einer geordneten Sequenz von nur wenigen sprachlichen Einheiten, einem Fragment, erfolgt und dennoch zu immer umfassenderen Strukturen führt.

Das motiviert Merleau-Pontys Hinweis auf den Fragmentcharakter von Sätzen und Bewegungen und was er mit »auskristallisieren« meint. Der Satz ist zudem ein sehr gutes Beispiel für die Triftigkeit der phänomenologischen Analyse der Zeiterfahrung und der dabei wirksamen Konzepte der Retention und Protention, der passiven Synthesis, der Horizontbildung bzw. Sedimentierung. Schon für die Übersicht über die gesamte Phrase müssen dessen Anfangselemente in eigentümlich unthematischer Form präsent sein, »nachhallen«. Solange man sich allerdings die Konstruktion noch auf deklarativ-thematische Weise verdeutlichen muss, hat man den Satz noch nicht verstanden. Insofern gilt alles, was

- 2 Nebenbei: die Konstruktion von möglichen Anschlussäußerungen stellt ein besonders grundlegendes methodisches Verfahren der sozialwissenschaftlichen Methode der sogenannten »Objektiven Hermeneutik« dar.

Husserl über die Wahrnehmung einer Melodie geschrieben hat, auch in diesem Fall. Das bedeutet zugleich, dass Sprach- bzw. Satzverstehen immer eine non-deklarative Dimension aufweist, nicht nur manchmal oder ausnahmsweise.

Satzverstehen und syntaktische Regeln

Wie bei der Wahrnehmung der Bewegung sind auch hier dispositionale Strukturen und Prozesse des Körpers, durch die hindurch ich die Struktur dieser Äußerung überhaupt »wahrnehmen« kann, eine unabdingbare Voraussetzung. Ich muss – analog zu der These, nur ein Sich-Bewegendes sei zum Verstehen von Bewegung in der Lage – in derselben Sprache, in der der Satz gesprochen oder geschrieben wird, selbst sprechen oder schreiben können. Man könnte dies als Vorbedingung eines »Wissens« begreifen. In der Tat scheinen Dietrich/Gerwien in ihrer Psycholinguistik, auf so etwas abzuheben, wenn sie sich mit dem »syntaktischen ›Wissen‹« des »menschlichen Satzanalyseystems« (»Parser«, Dietrich/Gerwien 2017: 187) befassen. Dieses Satzanalyse-System müsste wiederum mit der lexikalischen Erkennung der Worte, der phonetischen und phonematischen der Laute, der Prosodik und schließlich auch mit »Weltwissen« zur Klärung syntaktischer Mehrdeutigkeiten in Verbindung stehen, also sehr komplex sein. Schon in Bezug auf die syntaktischen Aspekte schreiben die Autoren: »Damit in diesem Satz jedes Wort die Form und Position bekommt, die es hat, musste der Sprecher ungefähr achtzig verschiedene syntaktische Relationen berücksichtigen und zum Ausdruck bringen, die meisten davon mehrmals im Satz. Wird eine davon nicht beachtet, erscheint an einer berechenbaren Stelle etwas Ungrammatisches, was übrigens auch vom Hörer mikroskopisch genau registriert und gegebenenfalls auch korrigiert werden kann.« (Dietrich/Gerwien 2017: 184). Sie illustrieren diese Komplexität anhand der Wortform »Landes« und zählen alleine für diese Wortform und ihre Stelle 11 Regeln auf, die die Form und seine Stellung festlegen (z.B., dass sie ein Nomen sein muss, im Genitiv stehen muss, dass sie hinter und nicht vor dem Artikel steht, dass »Süden« vorausgehen muss, dass es der Verbform »wohnte« vorausgehen muss usw.). Dabei geht es nicht nur um die Einhaltung eines Formalismus. Die Fähigkeit zur regelrechten Erzeugung dieser syntaktischen Verhältnisse stellt auch einen Beitrag zum Verständnis des darin mitgeteilten Zusammenhangs dar, selbst wenn noch allerhand hinzukommen muss, wie etwa das Verständnis der lexikalischen, semantischen Ebene, der Prosodie und des eingehenden Wissens über Sachverhalte (Weltwissen). Das wird besonders deutlich, wenn man es mit einer Sprache zu tun hat, die man nicht beherrscht. Nicht nur bei Lateinübersetzungen,

sondern auch im Deutschen kann das Verstehen an einer komplexen Konstruktion scheitern, auch wenn einem die einzelnen Wörter in ihrer Bedeutung präsent sind.

Es kann bei dem von Dietrich/Gerwien erwähnten syntaktischen »Wissen« nicht gemeint sein, die »Regeln« zu kennen, die die Linguisten konstruieren und benennen. Ganz im Gegenteil: solange jemand Sätze durch Anwendung von Regeln *konstruieren* oder rekonstruieren muss, dann hat er die sprachlichen Anforderungen »nicht im Griff«. Zudem haben diese »Regeln« einen sehr unterschiedlichen Status, irgendwo zwischen bloßen Auftrittswahrscheinlichkeiten, idealtypischen Konstrukten und normativen Vorgaben einer in der Gesellschaft als wirksam gedachten (wo?) oder aber kontrafaktisch (von wem?) postulierten Institution der »Standardsprache«. Das zeigt schon ein schneller Blick in das diesbezüglich für das Deutsche maßgebliche Werk, den Grammatik-Duden. Selbst dort sind mittlerweile Hinweise auf Gebrauchswahrscheinlichkeiten anstatt oder neben der Berufung auf die Norm einer »Hoch«- oder auch nur »Standard«- Sprache weit verbreitet. Ein besonders gutes Beispiel hierfür ist die Verwendung des Genitivs im Deutschen. Zum Teil ist es selbst der Dudenredaktion unmöglich, überhaupt so etwas wie eine Regel zu postulieren. Stattdessen wird auf eine Charakterisierung des vorherrschenden Gebrauchs ausgewichen. Die folgenden Beispiele sind in dieser Hinsicht signifikant: »Wenn einem Substantiv weder ein Artikel noch ein Adjektiv vorangeht, trägt es *tendenziell* keine Kasusendung.« (Duden 2016: 878) oder »Maskuline Personennamen mit sekundärem Artikel sind *heute* überwiegend endungslos, Formen mit der starken Endung –s können aber nicht als falsch bezeichnet werden. Die lange Endung – es ist *unüblich*.« (ebd.: 202; kursiv jmk). »Bei Wochentagen *halten sich* nach einer Korpusstudie des IDS Formen mit und ohne Genitiv-[e]s *etwa die Waage*.« (ebd.: 203; kursiv jmk). Zur Frage, ob es »Pflicht jedes Schülers« (a) oder »Pflicht jeden Schülers« (b) heißt, formuliert der Duden: »In Version (a) wird der Genitiv doppelt angezeigt. Das Deutsche *tendiert zum Abbau* solcher Konfigurationen [...] Version (b) ist im Dudenkorpus *schon fast halb so häufig* wie Version (a), in festen Wendungen sogar *häufiger*.« (ebd.: 979; kursiv jmk). Oder das Beispiel »dieses/diesen Jahres«: »in der traditionellen Standardsprache gilt nur die s-Form als korrekt [...] Vor allem in bestimmten festen Verbindungen *findet sich die n-Form aber schon*.« (260 f.; kursiv jmk).

Von solchen Veränderungsprozessen und systematischen Abweichungen sind gerade auch die von Dietrich/Gerwien angeführten syntaktischen Regeln nicht verschont. Ein Beispiel ist die Regel über die Verbletztsätze, dass also im Deutschen in Nebensätzen finite Verbformen an letzter Stelle nach dem sogenannten »Mittelfeld« stehen. Also etwa: »Die Tochter, die im Süden des Landes gewohnt hatte....« und nicht: »Die Tochter, die gewohnt hatte im Süden des Landes...«. Der Duden

führt hier Varianten der gesprochenen Sprache auf, die zu einer Durchbrechung bzw. Umgehung dieser Verbletzstellung zu Gunsten der Beibehaltung der normalen Verbstellung im Hauptsatz führen. Diese dringen auch bereits in die geschriebene Sprache ein. So kann beispielsweise die Subjunktion weg gelassen werden: »Ich weiß, du kannst das.« statt: »Ich weiß, dass du das kannst.« »Er befürchtete, er habe/hätte einen Fehler gemacht.« für »Er befürchtete, dass er einen Fehler gemacht habe.« (Duden 2016: 1220). Außerdem werden – der Duden sagt »zunehmend« – in der gesprochenen Sprache Subjunktionen wie weil/obwohl/während auch mit Verbzweitstellung gebraucht, wie etwa: »Es kommt mir auch wirklich nicht mehr weit vor* obwohl so fünfunddreißig kilometer des ist ja ne ecke«; »(man sagt) subordinative Konjunktionen, während hier ist nur ein sogenanntes Pronomen.« Die Autoren des Dudens halten fest, diese Verwendung mit Verbzweitstellung sei »bisher sehr weitgehend auf die gesprochene Sprache beschränkt« (Duden 2016: 1222).³ Es wird aber offensichtlich für möglich gehalten, dass das in Zukunft in die geschriebene Sprache eindringt und den Charakter eines Standards gewinnen wird. Der Duden nennt weitere Beispiele für innovative, aber »falsche« Formen syntaktischer Verknüpfungen. So beispielsweise die »Apokoinukonstruktionen«, bei denen zwei Phrasenkonstruktionen ein gemeinsames Mittelglied (»Koinon«) verwenden, Beispiel: »die überschneiden sich genau wie n kreuz lechstes drauf und zwar mittich« (Duden 2016: 1216) oder sogenannte Operator-Skopus-Strukturen. Bei letzteren handelt es sich um zweigliedrige sprachliche Einheiten, bei denen ein kurz gefasster, meist vorangestellter Operator dem Hörer eine Anweisung gibt, wie der Skopus – für sich eine potentiell vollständige Äußerung – zu verstehen sei: »Kurz und gut – wir können uns das Abenteuer nicht leisten.«, »Versprochen – morgen bekommst du deinen Rucksack zurück«, »Nur eine Idee – könnten wir nicht die Sitzung auf Freitag verschieben.« (Duden 2016: 1217 ff.). Man muss kein Prophet sein, um zu prognostizieren, dass diese Konstruktionen über den Weg elektronischer Alltagskommunikation (Mail, SMS, Messengerdienste) in Zukunft zunehmende Verbreitung auch in der schriftlichen Kommunikation finden werden. Die Beispiele belegen außerdem, dass diese syntaktischen Optionen nicht nur formalen Charakter haben. Sie haben zugleich einen Bedeutungsaspekt, insofern sie einen bestimmten Stil aufweisen, einen Duktus der Unaufwändigkeit, des vermiedenen Pathos, der konversationellen Klarheit, des »ohne Umschweife«.

Die Sprache arbeitet also nicht mit einem Korpus reiner Regeln, die untereinander nach ausschließlich logischen Gesichtspunkten vernetzt

- 3 Kleiner Scherz mit Metaebene: Müsste es nicht heißen: »Interessant ist, dass selbst der Duden festhält, dass diese Verwendung mit Verbzweitstellung ›bisher sehr weitgehend auf die gesprochene Sprache beschränkt‹ sei.«?

wären und ein konsistentes Ganzes bilden. Sie ist kein Algorithmus. Die »reine Sprache« ist ein Hirngespinnst (Merleau-Ponty 1984a: 27 ff.; 39). Vielmehr ist ihre Logik immer schon eine durch unzählige Kontingenzen »verschmutzte«, unscharfe, oft nur durch vage quasi-statistische, typisierende Aussagen einzufangende, immer schon durch die Praxis des mannigfachen Gebrauchs abgegriffene und mit Zufällen durchsetzte Halb-Logik. Sie erfordert letztlich ein Gedächtnis für idiosynkratische Details, so wie man sich den Weg durch ein Waldgebiet auf ziemlich verschlungenen, scheinbar ziellosen Wurzelpfaden gemerkt hat, die dann doch zu einem Ziel führen.

Schon deshalb verhalten sich Sprecher und Hörer nur so, »als ob sie Regeln folgten«, sie berücksichtigen zwar praktisch Verbreitungsstrukturen, tragen ihnen Rechnung, sie bemerken ggf. »Fehler« intuitiv, können aber in aller Regel die Regeln, die ja auch die Wissenschaftler nur mühsam ausbuchstabieren, nicht benennen. Sehr oft ist das auch deswegen unmöglich, weil aus den Erläuterungen des Duden selbst klar wird, dass es sich teilweise nur um so oder so charakterisierbare Verteilungshäufigkeiten oder schlicht kontingente, idiosynkratische Gebrauchsweisen handelt. Ein besonders prägnantes Beispiel ist das im Deutschen gebräuchliche grammatische Geschlecht von Gegenständen. Man sagt halt so. Aber selbst wenn solche Regeln formulierbar sind, sind sie für die Sprachproduktion und –Rezeption (zumindest wenn es die Erstsprache betrifft) ebenso wenig erforderlich wie man den Übergang zwischen einem (z.B. durch eine Fußgängerzone) »Eilen« und »Schlendern« in einer Formel zusammenfassen kann.

Wissen oder Fertigkeit?

»Wissen« steht deshalb zu Recht immer in Anführungszeichen. So verschaffen sich die Autoren des Lehrbuchs Psycholinguistik am Anfang ihres Buches eine Generalabsolution, indem sie darauf hinweisen, »dass mit dem Terminus ›Wissen: [...] auch das Wissen bezeichnet ist, das man sich normalerweise nicht begrifflich bewusst macht und auch nicht bewusst machen kann, also z.B. das uns unbewusste syntaktische Programm, dessen Anwendung, ebenso unbewusst, dazu führt, dass wir korrekte Sätze sprechen und schreiben.« (Dietrich/Gerwien 2017: 23). Im weiteren Verlauf fällt dann der Begriff des »prozeduralen Wissens« – damit sind Sachverhalte und Konzepte angesprochen, die im Rahmen der modernen interdisziplinären Gedächtnisforschung in das bereits erwähnte Sammel-Konzept der »non-deklarativen Gedächtnisformen« einfließen. Die Frage stellt sich freilich, wieso man überhaupt noch von »Wissen« sprechen sollte, anstatt von vorne herein von »Können«, »Fertigkeiten«,

»Wahrnehmungsschemata«, »motorischen Schemata«, praktischen Typisierungen o.ä..⁴

Dass die Fertigkeit in ein deklaratives Wissen überführt werden kann (und damit in eine Proposition, die eine Regel, eine Logik, ein Gemeinsames in Verschiedenem, eine Klassenbezeichnung, also sozusagen die praktische Generalität auf den Begriff bringt), ist ebenso wenig strittig wie die außerordentliche Komplexität non-deklarativer Fertigkeiten. Aber es handelt sich dabei nur um ein »Wissen« in Anführungszeichen; auch der Ausdruck des »impliziten Wissens« ist bei genauerer Betrachtung konfus und unlogisch. Wenn ich ein Kind frage: »Wie heißt das?« = »Weißt du, wie das heißt?« und es antwortet: »Katze« – dann ist dies ein Wissen. Ebenso, wenn ich es alle Tiere aufzählen lasse, die es kennt. Es ist aber kein Wissen, sondern eine Fertigkeit, wenn es damit spontan Sätze bildet und dabei elementare syntaktische Relationen realisiert oder wenn es Phonem-Kontraste auffasst und spontan reproduziert. Die Formulierungen und Analysen der Linguisten machen, so sehr sie Gefahr laufen, das Missverständnis einer Erzeugung »durch« Regeln zu befördern, immerhin deutlich, wie komplex und zugleich kontingent Strukturen der Sprache und des Sprechens sind, welches Wunder an Komplexität und Kontingenz zugleich das praktische Beherrschen der syntaktischen Kombinatorik beinhaltet. Zugleich ist damit auf andere Weise nochmals die von Merleau-Ponty festgestellte Analogie, ja: Kontinuität von Bewegung und der Fähigkeit zum Satzverstehen – bzw. Formulieren bekräftigt.

Sprechen ist unter anderem *auch* eine Form der strukturierten Bewegung. Das ist ein Gemeinplatz, hat man allein den Umstand im Auge, dass Sprechen heißt, die dazu nötigen motorischen Systeme der Lippen, der Zunge, des Kehlkopfes, der Atmung koordiniert zu betätigen, indem man die für eine konkrete Sprache charakteristischen phonologischen, semantischen, syntaktischen Differentiale aufgreift und operativ macht. Aber auch der non-deklarative Modus des Satzverstehens als einer Beherrschung einer unbestimmten Anzahl damit korrelierter Wahrnehmungsschemata liegt auf der Hand. Auch das ist und setzt selbstverständlich voraus sensomotorische Strukturen und Prozesse des Körpers bzw. Gedächtnisses. Phänomenologisch ist evident, dass die Durchbrechung einer syntaktischen Regel/Regelmäßigkeit beim Hörer geradezu von einer – Schmitzsch gesprochen – »leiblichen« (Miss-)Empfindung begleitet sein kann, dem sicheren Gefühl, dass da »etwas nicht stimmt«, ohne dass damit irgendeine Kenntnis über die Beschaffenheit dieser Regel(mäßigkeit) verknüpft sein muss. Auch Dietrich/Gerwien vermerken

- 4 vgl. dazu auch Ryle 2018: Kap.5/8 sowie die sehr wichtige, ausführliche Anmerkung des Übersetzers auf Seite 26. Er begründet darin überzeugend, warum der Begriff »Wissen«, soweit er als Übersetzung des englischen »knowing how to do it« verwendet, zu Missverständnissen führt.

das mikroskopisch genaue Registrieren syntaktischer Fehler beim Hörer. Als Belege geben *sie* auch Messungen signifikanter Abweichungen von elektrischen Potentialen (EEG) oder anderer nachweisbarer Reaktionen in bestimmten Gehirnarealen im Fall von syntaktischen Fehlstellungen an. Auch hier liegt eine Analogie zur Bewegungswahrnehmung vor, bei der wir gleichfalls ohne jedes Problem ein »Stocken«, einen »Fehler«, ein »Hinken«, »Stolpern«, etwas Ungewöhnliches im Bewegungsfluss registrieren, ohne manchmal genau zu wissen, was genau uns stutzen lässt. Auch Tomasello weist auf eine wichtige Funktion sensomotorischer Aspekte beim Erwerb und Aufbau der Fähigkeit der Bildung syntaktischer Strukturen hin (Tomasello 2003: 122 ff.).

»Gedächtnis« ist hier in doppelter Weise involviert. Ich benötige so etwas wie ein mitlaufendes Arbeitsgedächtnis bzw. (Ultra-)Kurzzeitgedächtnis, um überhaupt den Eindruck und Überblick einer Satzspanne zu haben. Zugleich ist eine Form des Langzeitgedächtnisses im Spiel als Fertigkeit der strukturierten und adäquaten Bildung sprachlicher Sequenzen überhaupt, aber auch, um vorangegangene und für das inhaltliche Verständnis relevante Kommunikationsepisoden mit im Blick zu haben. Vollends wird das deutlich, wenn man die Betrachtung aus der etwas künstlichen grammatischen Betrachtung des Satzverstehens löst und sich in eine konkrete soziale Praxis eingebettete Kommunikationssequenzen zum Gegenstand macht. Passagen, in denen geplante, wohlerrungene, vorentworfene, konstruierte Äußerungen ausgetauscht werden, sind Sonderfälle. Die Regel ist, dass sich Kommunikanden dem Austausch von Sätzen und Äußerungen überlassen, wie man sich der Dynamik einer koordinierten Bewegung überlässt, wie bei einem Basketballspiel, einer Karatesequenz oder einer Tanzimprovisation. Sprechen ist immer auch eine non-deklarative »Fertigkeit«, in die die differentiellen Systeme ebenso »organisch« eingehen, wie eine geübte Person einen Hammer an der richtigen Stelle fasst, die Stellung und Stärke eines Nagels und des Untergrunds, in den er eingeschlagen wird, richtig einschätzt und ohne weitere Überlegung die Wucht und die Ballistik des Schlags so dosiert, dass der Nagel mit zwei oder drei gezielten Schlägen in seinem Bestimmungsort verschwindet.

Das hatte Merleau-Ponty bereits in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* herausgestellt. »Ein Redner denkt nicht, ehe er spricht, ja nicht einmal, während er spricht [...] wir haben ein Gefühl für die Notwendigkeit des Gesagten, wiewohl wir außerstande sind, es jeweils vorauszusagen – wir sind vom Gespräch wie besessen [...] ich <bedarf> keiner besonderen Vorstellung von einem Wort, um es wissen und aussprechen zu können. Es genügt, dass ich sein Artikulations- und Klangwesen inne habe als eine mögliche Modulation, einen konkreten Gebrauch meines Körpers; ich greife zu einem Wort, wie meine Hand an eine plötzlich schmerzende Stelle meines Körpers fährt; das Wort hat seine bestimmte

Stelle in meiner sprachlichen Welt, ist ein Teil meiner verfügbaren Ausrüstung« usw. (Merleau-Ponty 1966: 214). In dem Aufsatz *Die Wissenschaft und die Erfahrung des Ausdrucks*, Teil des nachgelassenen, unvollendet gebliebenen und 1969 von Claude Lefort heraus gegebenen Werks *Prosa der Welt* liest sich das sehr ähnlich: »Beim Sprechen stelle ich mir nicht auszuführende Bewegungen vor, sondern meine ganze körperliche Ausrüstung sammelt sich, um zu Wort zu kommen und es auszusprechen, genauso wie meine Hand sich von selbst in Bewegung setzt, um zu ergreifen, was man ihr hinhält. Mehr noch: es ist nicht einmal das betreffende Wort oder der Satz, den ich anpeile, sondern es ist die Person; diese spreche ich manchmal mit einer unglaublichen Sicherheit, je nachdem, was sie für mich ist; ich benutze Worte, Wendungen, die sie verstehen kann oder auf die sie anspricht; und zumindest dann, wenn ich Taktgefühl habe, ist meine Rede zugleich Organ meiner Tätigkeit und meiner Sensibilität« (Merleau-Ponty 1984a: 42; dazu ausführlich Kastl 2001: 302-326).

Struktur als Strukturgenese – Merleau-Pontys Rekonstruktion der syntagmatischen und paradigmatischen Dimension

Mit den vorstehenden Überlegungen ist ein weiteres Charakteristikum der Merleau-Pontyschen Saussure-Rezeption berührt. Merleau-Ponty erteilt der Vorstellung einer »reinen Sprache« und damit der Überschätzung des Gegensatzes von Sprache als idealem System (die eher eine möglicherweise unverzichtbare operative Fiktion darstellt) und Sprache als faktischer Sprache (Parole) eine Absage. Zugleich wird damit auch der Gegensatz von diachronischer und synchronischer Betrachtungsweise verflüssigt. Merleau-Pontys Strukturalismus ist eine Form des »operativen Strukturalismus« (Piaget 1973). Der Grund dafür liegt darin, dass er den Strukturalismus als Phänomenologie rezipiert, und daraus, wie es Bertram formuliert hat, seine Position im Spannungsfeld einer strukturalistischen Phänomenologie und eines phänomenologischen Strukturalismus gewinnt (Bertram/Lauer/Liptow/Seel 2008: 182).⁵ Der präzise konzeptuelle Aspekt liegt meines Erachtens darin, dass Merleau-Pon-

- 5 Bertram ist gewiss einer der wenigen Autoren, die der strukturalen Wendung der Merleauschen Position Rechnung tragen – hier aus einer Perspektive sprachanalytischer Philosophie. Allerdings überschätzt er die Bedeutung der Kategorie der »kohärenten Deformierung« für Merleau-Pontys Sprachtheorie (Bertram/Lauer/Liptow/Seel 2008: 192). Vielmehr möchte Merleau-Ponty an der von Bertram, zitierten Stelle ja gerade die Grenzen

ty das am Ende in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* formulierte Verständnis einer »intentionnalité opérante« als eine *jeder* (auch reflexiven und propositionalen) Intentionalität inhärenten Prozessqualität und die differentielle Logik der Saussureschen Sprachtheorie aufeinander projiziert.

Von dieser Projektion her bekommt Merleau-Ponty das Verhältnis der syntagmatischen und paradigmatischen Ebene in den Blick und reformuliert es auf sehr spezifische Weise. Sprache als differentielles System realisiert sich ja, so legte es die Saussuresche Sprachtheorie nahe, in zwei grundlegenden Dimensionen: syntagmatisch, in der Konstruktion dessen, was Saussure die »sprachliche Kette« (*chaîne*) genannt hatte, und paradigmatisch, also in der lateralen Präsenz der nicht-aktualisierten, aber möglichen Ausdrücke. Gehen wir der Einfachheit halber davon aus, dass beim Satz die differentiellen Terme Worte bzw. Wortformen sind. Bei der Bewegungswahrnehmung lassen sich als differentielle Elemente die durchzogenen Raumpunkte, besonders aber Anfang und Ende der Bewegung fassen. Die Bedeutung des geäußerten Satzes wird – ebenso wie die kontinuierliche Kontur der Bewegung – umstandslos als Gestalt, als Figur vor dem Hintergrund dessen, was auch sprachlich möglich wäre, aufgefasst. Die syntagmatische Verbindung der Sprache erfolgt in der Zeit. Die einzelnen Zeichen tragen nicht nacheinander additiv ihre fixe Bedeutungen bei, sondern werden in der doppelten Differenz zu den gleichfalls soeben aktualisierten sprachlichen Termen und zu den an ihrer Stelle *nicht* realisierten differenten oder benachbarten Terme auf einen Schlag als Verband realisiert. Das letztere ist die von Saussure sogenannte »assoziative« Dimension der Sprache, die Linguistik (z.B. Jakobson) spricht hier später von »paradigmatisch«.

Gegenüber einem denkbaren strukturalistischen Formalismus ergeben sich freilich Veränderungen. Merleau-Pontys Version des Diakritischen ist erkennbar alles andere als formalistisch. Stillschweigend korrigiert er hier eine mögliche Lesart von Saussures Idee von »Struktur« als einer konstitutionslogisch vorgeordneten Form, die aus sich heraus »Realitäten und Bilder« entlässt (Alloa 2017: 49). Vielmehr ist für Merleau-Ponty im Element des »Sensiblen«, des Wahrnehmbaren alles schon da, die Struktur ist selbst »sinnlich verfasst [...] das Diakritische bedarf selbst einer gewissen Dichte.« Die Struktur spielt im selben Element wie die strukturierten »Realitäten« selbst, für ihre Katalyse genügen, wie das Bild der Kristallisation andeutet, bereits Bruchstücke. Bernhard Waldenfels hatte in seinem Beitrag zu dem Konstanzer Tagungsband von 1976

dieser Betrachtungsweise für den Fall der Sprache aufzeigen (vgl. dazu Merleau-Ponty 1984b: 112; 2007: 113, hier als »kohärente Verformung« übersetzt).

diesen spezifischen Zugriff bereits klar markiert und seine Elemente benannt, zumindest insoweit es um Sprache geht:

- Struktur ist selbst ein bedeutsames Ganzes und wird als Gestalt gefasst (Grathoff/Sprondel 1966: 18, 21f.)
- Struktur ist eingelassen in das Material, das sie durchformt (ebd.: 18)
- Sprachliche Strukturen realisieren sich im Sprechen, d.h. Struktur zeigt sich immer im Prozess der Strukturierung selbst, »Bedeutung und Struktur bilden ... keinen Gegensatz, denn der Sprechakt, der etwas in bestimmtem Sinne meint und kundtut, ist selbst ein Strukturierungsvorgang und greift ständig auf bestehende Strukturen zurück.« (ebd.: 24)
- Daraus folgt sich: Sprache ist auch als System nicht abgeschlossen, vielmehr Struktur, Gestalt »in Bewegung« (ebd.: 23), Zwischen »parole« und »langue«, der Struktur und ihrer Realisierung gibt es keine klare Grenzziehung, Sprache ist »Sediment« der Vergangenheit, der »Instituierung« und Medium des Neuen zugleich, »Abweichung, innere Differenzierung der Zeichen und Offenheit des Zeichensystems hängen zusammen« (ebd.: 25).

In einem späteren Aufsatz Waldenfels' (1985) löst dieser die Darstellung aus dem ausschließlich sprachtheoretischen Kontext. Waldenfels zeigt, dass Merleau-Ponty den strukturalistischen Differenzbegriff feldtheoretisch aufgreift und semiologisch und kulturtheoretisch generalisiert. Damit ist eine Kritik an dem Systembegriff Saussures bzw. an jeder transzendentaltheoretischen Interpretation von Struktur verknüpft: »Bedeutung, Sinn, Wesen, Begriff werden nun strikt von Gestalt und Struktur her gedacht als Abweichungen und Differenzen innerhalb eines Feldes« (Waldenfels 1985: 68). Ein weiteres Amalgam von Gestalttheorie und strukturalistischer Strukturtheorie stellt die spezifische Interpretation des gestalttheoretischen »Hintergrunds« als dem bedeutungswirksamen Zwischenraum der Differenzen (»vide«, »Scharnier«) (ebd.). Hier wäre die bereits wiederholt erwähnte Kategorie »écart« sinngemäß einzusetzen.

Struktur ist damit nicht »oberhalb« der Realität des Strukturierten und nicht »jenseits« der strukturierenden Prozesse selbst, sondern realisiert sich als sichtbare Verknüpfung von Verhaltensweisen in der Zeit, als Differenzierungsgeschehen. Das ist für die Soziologie deshalb bedeutsam, weil Merleau-Ponty damit (ohne Bezug zur soziologischen Diskussion) gleichsam über Lévi-Strauss u.a. hinweg bereits ein Verhältnis von Struktur und Strukturierung ohne Abstützung auf eine Dichotomie von Akteur/Subjekt und Ding/Struktur, jenseits der Alternativen »Objektivismus – Subjektivismus« vorskizziert, ein Problem, an dem sich in der Folge dann bekanntlich fast alle Soziologischen Theorien ab den

1960er/1970er-Jahren im Grunde genommen bis heute abarbeiten. Erinnert sei stellvertretend an Berger/Luckmann, Giddens, Bourdieu (vgl. dazu oben den Prolog).

Waldenfels bezieht sich in seinen Ausführungen auf die noch zu Lebzeiten Merleaus oder kurz danach veröffentlichten Aufsätze und Schriften, einschließlich des Fragments *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. Das ausführliche Zitat zeigt, dass dieser »eigenwillige Begriff von Struktur« (so Alloa 2017: 49 im Rekurs auf Waldenfels) bereits in der Vorlesung von 1953 sowohl in den Details wie in der Gesamtphysiognomie enthalten ist. Es verdichtet sich in der vorher ausführlich zitierten Textpassage über die Analogie von Satzverstehen und Bewegungswahrnehmung, und zwar in einer sehr merkwürdigen Metapher. Merleau-Ponty spricht von einer »*imprégnation posturale qui fait que j'ai cristallisé sur ce rameau tout un ordre de significations naissantes*« »*Durchdringung der körperlichen Verfassung (Haltung), die bewirkt, dass ich auf diesem Zweig eine ganze Ordnung von werdenden Bedeutungen auskristallisieren lasse.*« (Merleau-Ponty 2011: 204 f.).

»Kristallisation«

Hinter der reichlich mysteriös klingenden Kristallisation auf einem *Zweig* verbirgt sich eine literarische Anspielung auf einen Text von Stendhal, nämlich seinem Traktat *Über die Liebe*: »Aux mines de sel de Saltzbourg, on jette dans les profondeurs abandonnées de la mine un rameau d'arbre effeuillé par l'hiver; deux ou trois mois après, on le retire couvert decristallisations brillantes: les plus petites branches, celles qui ne sont pas plus grosses que la patte d'une mésange, sont garnies d'une infinité de diamants mobiles et éblouissants; on ne peut plus reconnaître le rameau primitif. Ce que j'appelle cristallisation, c'est l'opération de l'esprit, qui tire de tout ce qui se présente la découverte que l'objet aimé a de nouvelles perfections.« »*In den Salzburger Salzgruben wirft man in die Tiefe eines verlassenen Schachtes einen entblätternen Zweig; zwei oder drei Monate später zieht man ihn über und über mit funkelnden Kristallen bedeckt wieder heraus; selbst die kleinsten Zweiglein, nicht größer als die Krallen einer Meise, sind überzogen mit zahllosen schillernden, blitzenden Diamanten; man erkennt den einfältigen Zweig gar nicht mehr. Was ich Kristallisation nenne, ist die Operation des Geistes, die an allem, was sich zeigt, die Entdeckung neuer Vollkommenheiten des geliebten Objekts vollzieht.*« (Stendhal 1857: 5).

Das Bild der Kristallisation steht bei Stendhal für ein Geschehen zwischen zwei Personen, wenn die Liebe im Spiel ist. Einfache, banale Äußerungen, Gegenstände und Sachverhalte (für das hier der dürre Zweig

steht) bekommen unter Liebenden eine Bedeutung, weil sie mit der geliebten Person assoziiert werden, mit ihr in Verbindung treten. Das Bild der »Kristallisation« und des »Kristalls« ist dabei vieldeutig, es evoziert:

- Bedeutung, überschießenden Sinn;
- etwas Wertgebendes, Wertvolles, einen Schatz (»Diamanten«);
- Ordnung/Struktur, denn Kristalle zeichnen sich durch ihre spezifische regelmäßige Struktur (»Kristallgitter«) aus;
- insgesamt eine Kreativität ohne Subjekt, denn die Kristallbildung erfolgt spontan, von selbst, wie ein Naturvorgang ohne Zutun, wenn nur die Voraussetzung des Vorhandenseins eines geeigneten Milieus (hier: einer gesättigten Salzlösung) und geeigneter Oberflächen für die Kristallisation gewährleistet ist.

Durch den Rekurs auf diese Metapher Stendhals im Kontext einer Theorie der Liebe erhält die Funktionsweise von Syntagmatik und Paradigmatik eine geradezu libidinöse und poetologische Dimension. Hier kommt mit Sicherheit der Austausch Merleau-Pontys mit seinem Psychoanalytiker-Freund Jacques Lacan zum Tragen.⁶

Zu erinnern wäre in diesem Zusammenhang daran, dass der Linguist Roman Jakobson Syntagmatik und Paradigmatik als grundlegende Operationen der Kombination und damit Kontextbildung (Syntagma) und der Selektion und damit Substitution sprachlicher Einheiten poetologisch ausbuchstabiert hat. »Die Bestandteile eines Kontextes stehen miteinander im Kontiguitätsverhältnis (Saussures Syntagmata, d.h. Sprache als zeitlicher, lineare Verkettung von Signifikanten), während bei dem Substitutionsverhältnis die Zeichen durch verschiedene Grade der Gleichartigkeit, die sich zwischen der Gleichwertigkeit der Synonyme und dem gemeinsamen Wesenskern der Antonyme bewegen, miteinander in Beziehung stehen.« (Jakobson 1976: 122). Gegenüber Saussure wertet Jakobson diesen assoziativen, paradigmatischen Zusammenhang eher auf (vgl. dazu ebd.: 121). Jakobson schließt mit diesem Schema nicht nur unterschiedliche Typen der Aphasie (Similaritätsstörung vs. Kontiguitätsstörung) auf, sondern zeigt den Zusammenhang zu den grundlegenden poetologischen Kategorien der *Metapher* (ein Zeichen, das für ein anderes steht, auf es verweist) und der *Metonymie* (ein Zeichen, das ein nächstes als seinen Kontext anregt) (Jakobson 1979: 133 ff.). Lacan wiederum hat diese poetologischen Kategorien mit den grundlegenden Funktionsweisen des Unbewussten, die Sigmund Freud im Traumgeschehen

6 Dass Merleau hier überhaupt mit solchen Metaphern arbeitet, sagt auch etwas aus über einen Intellektuellenhabitus. Er steht wie viele Intellektueller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts irgendwo zwischen einer (natur)wissenschaftlich aufgeklärten Moderne und dem ganzen Plüsch einer von Autoren des 19. Jahrhunderts geprägten literarischen, bürgerlichen Bildungshabitus.

identifiziert hatte, nämlich Verdichtung und Verschiebung, in Beziehung gesetzt (Lacan 1966).

Motiviert ist damit zum einen der Gebrauch der Metapher des mit Kristallen besetzten Zweigs in der zitierten Passage Merleau-Pontys als solcher. Aber eben auch das, worauf sie verweist: nämlich auf eine aus sich selbst herauswachsende, barocke, poetische Qualität von Sprache überhaupt. Insgesamt wird deutlich, wie sehr Merleau-Ponty einerseits an den entscheidenden konzeptuellen Weichenstellungen des Strukturalismus teilnimmt, aber auch, auf welche spezifischen Gleise er dessen Grundkonzepte setzt. Im Gegensatz zu einem formalistischen und gleichsam transzendentaltheoretischen Strukturverständnis, das ja dann wiederum im poststrukturalistischen Diskurs revidiert wird, legt Merleaus Saussureinterpretation von vorne herein den Akzent auf eine durch die Diachronie unentwegt dynamisierten Strukturbegriff, der so etwas wie eine ständige Morphogenese beinhaltet.

Das verdichtet sich in der Metapher der »Kristallisation«. Man sollte sie möglicherweise nicht allzu sehr ästhetisieren. Selbst einem naturwissenschaftlichen Kontext entnommen, oszilliert sie schon bei Stendhal zwischen Positivismus und Poesie. Immerhin geht es um *den* Gegenstand romantischer Subjektivität schlechthin, die Liebe und Verliebtheit. Stendhal wählt, um sie zu charakterisieren, einen Ausdruck aus der Chemie. Diese Ambiguität setzt sich in Merleau-Pontys Gebrauch der Kristallisationsmetapher fort. Sie taucht etwa in seinem letzten zu Lebzeiten (1960) veröffentlichten Aufsatz *Das Auge und der Geist* unversehens wieder auf. Dort beziehen sich die »Auskristallisierungen« aber nicht auf das poetische Wirken der Sprache, sondern auf den Einsatz abstrakter naturwissenschaftlicher Modelle, hier als »Gradienten« bezeichnet: »Ein solcher Gradient ist ein Netz, das man ins Meer wirft, ohne recht zu wissen, was es einbringen wird. Man könnte auch sagen, er ist ein dürrer Zweig, auf dem sich unvorhersehbare Kristallisationen bilden.« (Merleau-Ponty 1984b: 13).

Die »Kreativität« der unwillkürlichen Bildungsprozesse von Struktur und Bedeutung, einen Prozess der spontanen, aber durchaus nicht subjektiven, innerlichen Sinngenese sieht Merleau-Ponty letztlich also selbst in den Naturwissenschaften am Werk. Und schließlich: das Bild der Kristallisation stellt eine sinnlogische Korrespondenz zu Saussures Fassung des Verhältnisses von Laut- und Sinnmaterie her. An der Grenze von zunächst amorphen Elementen, so sagt er, entstehen Strukturen und nennt das Beispiel der Wellen im Wasser. Auch Kristallisation ist ein Beispiel für die spontane Strukturgenese aus differenten, zunächst für sich amorphen Elementen. Sie lässt sich geradezu als Prozess fassen, in dem zunehmende Grenzbildung, etwa zwischen Lösungsmedium und gelöstem Stoff, gleichbedeutend mit Strukturbildung ist, nämlich die entstehenden Kristalle. Zusätzliche ins Spiel gebrachte Oberflächen, wie der

Salzburger Zweig, können als Träger für Kristallisationskeime den Prozess der Strukturbildung beschleunigen.

Überträgt man dieses Bild auf Sprache und fasst man Sprache wiederum als Paradigma für soziale Struktur und Strukturierung schlechthin, so entsteht ein Modell, in dem sich soziale Interaktionen als stetige Rekombinationen, Reproduktionen, Transformationen, Aktualisierungen von Strukturelementen darstellen. Dabei kann es sich um phonologische, syntaktische, semantische Elemente oder auch um komplexe Sinn- bzw. Deutungsmuster höherer Ordnung, aber auch um Bewegungs- und Verhaltensschemata, Fertigkeiten, ästhetische Muster handeln. In konkreten Kommunikationssituationen bzw. interaktiven Episoden findet die Dynamik der Umsetzung dispositionaler in aktualisierte Strukturmodi und umgekehrt statt. In konkreten Interaktionen werden dispositionale Strukturen aktualisiert, diese aktualisierten Strukturen sind in ihr exemplarisch ablesbar, sichtbar, wahrnehmbar, als jeweiliges Muster der Verknüpfung der Elemente durch die Interaktanden. Die dispositionalen Strukturen, Voraussetzungen für den Eintrag der Elemente in die Interaktion, werden wiederum durch die aktualisierten »Aggregatzustände« selbst verändert und so fort. Merleau-Pontys Sprachtheorie kommt damit – so sehr sie sich poetisch und poetologisch gibt – in die konzeptuelle Nachbarschaft zu »gebrauchsbasierten« (»usage-based«) modernen Ansätzen der Sprachtheorie und -forschung, wie etwa der Michael Tomasello: »The current approach is usage-based.« schreibt dieser, »This perspective entails a commitment to the proposition that language structure emerges from language use, both historically and ontogenetically. In ontogeny, the hypothesis is that a child hears and stores concrete utterances and then finds patterns in this stored utterances.« (Tomasello 2003: 327). »Kristallisation« als eine Weise der Strukturbildung ohne Subjekt nimmt dann zugleich die systematische Stelle des phänomenologischen Konstitutionsbegriffes ein.

Struktur(ierung) und Zeiterfahrung

Man kann die vorstehenden strukturtheoretischen Formulierungen noch einmal anders wenden und sagen: Merleau-Ponty unternimmt eine radikale Verzeitlichung des Strukturbegriffs, wenn er Strukturierung und Struktur, Strukturtransformation und Strukturreproduktion zusammen denkt. Man könnte argumentieren, das sei im Grunde nur ein zu Ende gedachter Saussure. Die Synchronie hat keine eigenständige Existenz, außer der im Gedächtnis der Sprecher. Die Diachronie entlässt aus sich heraus ständig eine sozusagen mikrologische Synchronie. In der Tat wird hier die in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* vorbereitete

zeitanalytische Konzeption fortgesetzt und strukturanalytisch gewendet. Das wäre zugleich ein Punkt, der mir bei Waldenfels Darstellung unterbelichtet erscheint, der aber sehr wichtig ist, zumal auch für den Vergleich mit Schütz. Immerhin betont auch dieser in seinem Spätwerk die überragende Rolle der Husserlsch-Heideggerschen Formeln von »Horizont«, »passiver Synthesis« bzw. Ekstase der Zeitlichkeit in ihrer Bedeutung für die Sozialtheorie.

Die in einer gegebenen Zeitspanne aktualisierten Signifikanten erzeugen ein Netz, aus dem sich, eine sichere Beherrschung der Sprache vorausgesetzt, auf einen Schlag die Satzbedeutung quasi als Gesamtfigur ergibt, ohne dass sie deshalb abgeschlossen wäre. Ich verstehe den Satz »Du hast dich geweigert, obwohl du in meiner Schuld stehst.« nicht durch eine bloße Verknüpfung der aufeinander folgenden Worte, aus der sich Schritt für Schritt additiv die Bedeutung ergibt. Vielmehr bildet er in einer gegenwärtigen Zeitspanne ein kleines differentielles Feld, in dem die einzelne Terme gleichsam aufeinander wirken, sich protentional und retentional »aufladen« und aus ihrer Gesamtkonstellation – je nachdem – schlagartig eine Bedeutung oder Bedeutungshypothese des Satzes als Gesamtfigur aus sich entlassen.⁷ Würden wir sprachliche Äußerungen schrittweise und auf explizite Weise synthetisieren müssen, wäre Kommunikation ebenso unmöglich wie das Hören einer Melodie. Die Bedeutung liegt also nicht in den Einzeltermen. Sie liegt aber auch nicht in einer simplen Sukzession der Einzeltermen. Sie ergibt sich vielmehr aus einer Konstellation von Signifikanten und ihrer Differenz, gleichsam der Berücksichtigung der Abstände (»écart«) zwischen ihnen. Selbst wenn ich wie in einer Lateinübersetzung, mangels sprachlicher Sicherheit, schrittweise vorgehe (auch da würde ich aber ggf. eine Konstruktion »vom Ende her« aufrollen), ergibt sich faktisch immer ein zirkuläres Vorgehen vergleichbar dem hermeneutischen Zirkel. Erst ein wiederholtes Hin und Her zwischen den Einzelementen und dem Gesamtsatz, zwischen Anfang und Ende, also eine Art von »circuit«, lässt mich letztlich den Satz verstehen – dann aber ebenfalls auf einen Schlag. Irgendwann kommt es zu einem Ahaeffekt. Merleau-Ponty notiert in diesem Zusammenhang eine Alltagserinnerung an einen Aufenthalt in Manchester. Eine Frau im Tabakwarenladen fragt ihn auf Englisch »Shall I wrap them together?«, er versteht diesen Satz »erst nach einigen Sekunden – und auf einen Schlag« und schreibt dann: »Sobald der Sinn einmal

7 Auch sprachanalytische Analysen legen dar, dass das Satzverstehen nicht so erklärt werden kann, dass sich die Satzbedeutung sozusagen aus den einzelnen Termen »zusammensetzt«, also zum Beispiel eine einfache Prädikation »Der Baum ist grün.« als eine Art schrittweise Zusammensetzung von einem singulären Terminus mit einem generellen Terminus verstanden wird (vgl. dazu Tugendhat 1976, insbes. 10. und 11. Vorlesung).

da ist, erhalten die Zeichen ihren ganzen Wert als ›Zeichen‹.« (Merleau-Ponty 1994a: 244).

Es ist unschwer zu sehen, dass Merleau-Ponty hier der Sache nach die »passiven Synthesen« der zeitlichen Erfahrung aufruft, aber nicht mehr so benennt. Die ekstatische und zugleich integrierte Struktur der »fungierenden Intentionalität« bleibt hier wirksam, wird aber nun als differenztheoretisches Geschehen der »Kristallisation« von Bedeutung gefasst. Das ist allerdings auch wieder nicht so weit weg von den Formulierungen der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, wo er in der Kombination Husserlscher und Heideggerscher Motive Zeiterfahrung als ein Differenzierungsgeschehen beschrieben hatte und bereits dort mit den Muskelkontraktionen einer Geste verglichen hatte (Merleau-Ponty 1966: 477). Im Grunde genommen kann man Merleau-Pontys konzeptuelle Arbeit in der Vorlesung von 1953/4 als einen Versuch verstehen, die Dichte dieser Formulierung einzuholen. Was er da als zeitliche Differenzierungsbewegung kennzeichnet, wird nun konsequent struktur- bzw. differenztheoretisch rekonstruiert. Auch in der Frage der radikalen Temporalisierung des Strukturbegriffs erweist sich Merleau-Pontys Strukturbegriff als seiner Zeit voraus. Zu denken wäre in diesem Zusammenhang für die Soziologie etwa an Giddens Theorie der Strukturierung (Giddens 1988: 67 ff.), die allerdings noch zu sehr einem verengten Regelbegriff verhaftet bleibt, oder an Luhmanns konsequent operativen und temporalisierten Strukturbegriff (Luhmann 1988: 388 ff.). Dieser krankt allerdings an der parallelistischen Konzeption des Verhältnisses lebender, psychischer und sozialer Systeme (dazu Kastl 1998, 2001: Kap. III).

Auch der Bewegungsbegriff ist, wie gesagt, schon in dem entscheidenden Vergleich von Zeiterfahrung zum Vollzug einer Geste eingebaut. Was in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* noch nach einer Metapher klingt, wird in der Vorlesung von 1953 aus diesem Status gelöst. Bewegung und Zeiterfahrung werden buchstäblich und ernsthaft miteinander verknüpft. Nur für ein sich bewegendes Wesen, ein motorisches Subjekt, gibt es Zeit im Sinn der elementaren Zeiterfahrung der Phänomenologie als einer differentiellen Gestalt horizontaler zeitlicher Ekstasen (mit Heidegger) oder eines komplexen Zusammenhangs von Gegenwärtigkeit mit einem Horizont von Protentionen und Retentionen als einer paradoxen Konfiguration »passiver Synthesis« (mit Husserl formuliert). In der Vorlesung von 1953/4 wird das das entscheidende Brückenelement zu einem diakritischen Sprach- und Bedeutungsverständnis. Zeit-, Körper/Bewegungstheorie und diakritische Strukturtheorie verweisen wechselseitig aufeinander. Eines ist nicht ohne das andere zu haben, nicht umsonst hat bereits Saussure die Rolle des Gedächtnisses betont. Satzverstehen und Bewegungsverstehen stehen in einem inneren Zusammenhang, weil zwar nicht jede Bewegung eine Sprache ist, aber Sprechen immer Bewegung. Etwas Gesprochenes zu verstehen ist so gesehen immer auch

eine spezialisierte Form des Bewegungsverstehens. Es geht dabei nicht darum, den Sinngehalt bzw. das Verstehen von Sprache auf den Nachvollzug ihrer Lautgestalt zu reduzieren, sondern eher im Sinne Saussure den strukturbildenden Aspekt eines Kontakts zweier »Medien« zu erkennen. Das deutet Merleau-Ponty an, wenn er betont, dass die Sprache gegenüber der »natürlichen Expressivität« der Bewegungen ein neuartiges Ausdrucksfeld eröffne. Aber das ändert nichts daran, dass es hier über den Bewegungsbegriff auch so etwas wie eine Kontinuität von natürlicher und kultureller Evolution gibt.

So wie nach den Worten Deweys »Laute nicht aufhören Laute zu sein,« wenn sie zu artikulierter Sprache werden,⁸ so bleibt Sprechen völlig unabhängig von der Frage der Genese von Bedeutungen in einer sozialen Praxis der Sprecher immer auch eine strukturierte Körperbewegung. Als solche ist sie nicht außerhalb, sondern Bestandteil der sozialen Praxis. Dass das so ist, hat durchaus soziologische Konsequenzen. Es besagt nämlich, dass Sprache über ihre sensomotorische Gestalt auch unabhängig von der Frage der subjektiven Intentionen des einzelnen Sprechers soziale Wirkungen haben kann. Das ermöglicht Sprechern bereits qua Beherrschung der sensomotorischen Seite der Sprache eine Inklusion in soziale Kontexte und Prozesse. Die differentiellen Bedeutungsrelationen müssen dem Individuum nicht »auf einmal«, »vollständig« (In welchem Sinne auch?) oder gar als deklaratives Wissen geläufig sein. Sondern sie können, wenn man sich einmal über die motorischen Aspekte der Sprache eingeklinkt hat, schrittweise über die Reaktionen und Kommunikationen der Anderen eingeholt werden. Auch das wäre eine Übersetzung der Kristallisationsmetapher. In einem aktuellen Standardwerk der Kognitiven Neurowissenschaften heißt es dazu durchaus prosaisch: »Des Weiteren ermöglicht die Funktionalität des dorsalen audiomotorischen Integrationssystems einen automatisierten Artikulationsvorgang,

- 8 Dewey schreibt: »Genau wie Menschen dann, wenn sie anfangen zu reden, Laute und Gesten verwenden müssen, die der Sprache vorangehen, wie sie dann, wenn sie anfangen, Tiere zu jagen, Fische zu fangen oder Körbe herzustellen, Materialien und Prozesse verwenden müssen, die schon vor diesen Operationen existierten, so müssen sie, wenn sie anfangen zu beobachten oder nachzudenken, die Nervensysteme und andere organische Strukturen verwenden, die davon unabhängig schon vorher existierten. Daß die Verwendung die früheren Materialien neu formt, um sie den Verwendungen, denen sie zugeführt werden, effizienter und freier anzupassen, ist kein Problem, das nach einer Lösung verlangte: es ist der Ausdruck der allgemeinen Tatsache, dass sich alles gemäß dem interagierenden Feld ändert, in das es eintritt. Laute hören nicht auf Laute zu sein, wenn sie zu artikulierter Sprache werden; aber sie nehmen neue Unterscheidungen und Anordnungen an, genau wie Material, das für Werkzeuge und Maschinen gebraucht wird, ohne aufzuhören, das Material zu sein, das es früher war.« (Dewey 1995: 273).

der sich dem semantischen Zugriff entzieht. Kinder können beispielsweise ohne weiteres Lieder mit fremdsprachlichen Texten singen, ohne deren Inhalte zu verstehen« (Jähncke 2017: 568) – und, so müsste man hinzufügen, sich dadurch in einen bestimmten sozialen und kulturellen Zusammenhang einklinken und für Weiteres offenhalten.

Sensomotorische und intersensorische Aspekte des Sprachverstehens

Aber auch und gerade als Bewegungsgestalt muss Sprache schrittweise, in spezifische soziale Zusammenhänge eingebettet, erworben und »trainiert« werden. Das ist trivial und für jeden im Alltag, nicht nur mit Kindern, beobachtbar und jederzeit nachvollziehbar. Das ist bei Sprache sicher komplexer wie bei einfachen motorischen Routinen, einfach deshalb, weil die sprachmotorische Dimension teilweise nicht von außen sichtbar ist. Allerdings sind für die Sprachwahrnehmung und mutmaßlich auch für das Erlernen und die Nachahmung von Lauten auch optische Aspekte belangvoll. Dabei greifen durchaus auch Formen intersensorischer »Induktionen« (d.h. ich kann einem Laut anhören bzw. über Ausprobieren herausfinden, wie er sprechmotorisch erzeugt wird). »Speech sounds we hear are strongly influenced by what we see.« (Purves u.a. 2013: 399). Beispielsweise sind Wechselwirkungen zwischen Hörverstehen von Lauten und dem Sehen der Bewegungen der Effektororgane der Lautproduktion im sog. McGurk-Effekt belegt. Bei Inkonsistenzen zwischen eingespielten Lauten (z.B. »ba«) und visuellen Darstellungen von Zungen-, Gaumen-, Lippenstellungen (z.B. »ga«) kommt es zu Fehlwahrnehmungen (»fused responses«, z. B. »da«) (vgl. die Darstellung bei Purves u.a. 2013: 399). Auch das illustriert nochmals Merleau-Pontys Vorstellung von Bewegung als einer Art universaler »Währung«, die jederzeit auf eine generalisierte Korrelationsmatrix intersensorischer Entsprechungen – hier: der visuelle, propriozeptive und akustische Aspekt der Sprechbewegung.

Zu erinnern wäre in diesem Zusammenhang des Weiteren an das, was Bergson das »motorische Schema« eines sprachlichen Terms nennt, eine Koordination »der motorischen Tendenzen der Stimmuskeln mit den Eindrücken der Ohren« (Bergson 2015: 139). Damit verbunden ist eine Beschreibung des Spracherwerbs nach dem Muster einer »motorischen Übung«. Auf der Basis der Wahrnehmung einer »Bewegung in ihrer Gesamtheit« beginnen wir auch diese Sprachbewegung zu imitieren. Dies führt zu einem Sich-Einspielen und einer sukzessiven Präzisierung der sensorischen und motorischen (bzw. kinästhetischen) Komponenten: »Während unsere visuelle Wahrnehmung die eines kontinuierlichen Ganzen war,

ist die Bewegung, durch die wir ihr Bild zu rekonstituieren versuchen, aus einer Vielzahl von Muskelkontraktionen und -spannungen zusammengesetzt: Und das Bewusstsein, dass wir davon haben, beinhaltet selbst mannigfache Empfindungen, die aus dem vielfältigen Spiel der Glieder entspringen. Die verschwommene (*confus*) Bewegung, die das Bild nachahmt, ist also schon dessen virtuelle Zerlegung; sie trägt sozusagen das Mittel ihrer Analyse in sich. Der Fortschritt, der aus der Wiederholung und der Übung geboren wird, wird einfach darin bestehen, das, was zunächst eingefaltet (*enveloppé*) war, freizulegen und jeder dieser Elementarbewegungen jene Autonomie zu verleihen, die Präzision gewährleistet, ihr dabei jedoch gleichzeitig ihren *Zusammenhang* mit den anderen zu bewahren, ohne den sie nutzlos würde. Man sagt mit Recht, dass die Gewohnheit durch die Wiederholung der Anstrengung erworben wird. Doch wozu würde die wiederholte Anstrengung dienen, wenn sie nur immer wieder dasselbe reproduzieren würde? Der wahre Effekt der Wiederholung besteht darin, zuerst zu zerlegen (*décomposer*), dann wieder zusammenzufügen (*recomposer*) und so die Intelligenz des Körpers anzusprechen. Mit jedem neuen Versuch entfaltet (*développe*) sie noch eingefaltete (*enveloppés*) Bewegungen; jedes Mal lenkt sie die Aufmerksamkeit des Körpers auf ein neues Detail, das bisher unbemerkt vorüberzog; sie bewirkt, daß er unterteilt und klassifiziert; sie unterstreicht ihm das Wesentliche; sie findet in der Gesamtbewegung eine nach der anderen die Linien wieder, die deren innere Struktur kennzeichnen. In diesem Sinne ist eine Bewegung erlernt, sobald der Körper sie begriffen hat.« (Bergson 2015: 139 f.)

Dieses Schema überträgt Bergson dann auf den Spracherwerb und dessen komplexe motorische Struktur: »man weiß, dass die tatsächliche Aussprache eines Wortes den gleichzeitigen Einsatz der Zunge und der Lippen für die Artikulation, des Kehlkopfes für die Phonation und schließlich der Thoraxmuskulatur für die Erzeugung des expiratorischen Luftstroms erfordert.« (ebd.: 141). Diese Stellen sind deshalb so bemerkenswert, weil sie einerseits sehr nahe an Formulierungen Merleaus in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* liegen. Zugleich ist aber Bergsons Beschreibung präziser als die eher auf eine diffuse Kontinuität und Identifizierung setzenden Formulierungen Merleau-Pontys. Sie liegen aber inhaltlich wiederum sehr nahe an den Überlegungen der Vorlesung von 1953. Man könnte diese Bergsonsche Beschreibung strukturalistisch als eine Theorie diakritischer Differenzierung lesen, sensorische Differenzen und motorische werden sukzessive erschlossen und aufeinander bezogen und differenzieren und präzisieren sich im Maße dieses Prozesses wechselseitig.

Dass beim Sprachverstehen auch die komplementären Prozesse der Sprachproduktion, insbesondere audiomotorische Relationen wirksam sind, das kann – bei allen offenen Fragen im Detail – heute als gesichert gelten. So fasst eine neuere Metastudie von Skipper u.a. ihre Ergebnisse

unter dem bezeichnenden Titel *The hearing ear is always found close to the speaking tongue* (2017) zusammen. Es gibt eine Fülle von Einzelbefunden, die für einen engen Zusammenhang von Sprachwahrnehmung und Sprachproduktion, also für eine Mitwirkung motorischer Aspekte bei der Sprachwahrnehmung sprechen. Die Lautartikulationen von Kindern beeinflussen ihre Fähigkeiten der auditiven und audiovisuellen Sprachwahrnehmung. Sowohl Kinder wie Erwachsene übertragen perzeptuelles Lernen auf die Sprachproduktion und umgekehrt (Skipper u.a. 2017: 82 ff.). Das klassische, von dem amerikanischen Sprachpsychologen Alvin Liberman aufgestellte diesbezügliche Modell bedient sich ebenfalls eines Ausgangskonzepts der »vokalen Gestikulation«: »By this he meant that what we hear corresponds much more closely to what the vocal tract is doing as speech is uttered than to the acoustic signal as such.« (Purves u.a. 2013: 397). Purves u.a. gehen so weit zu sagen, der reine akustische Eindruck von Sprache lasse aus sich heraus keine Differenzierung in Worte bzw. sinntragende Elemente zu. Man muss nicht so weit gehen. Aber auch die Alltagserfahrung im Umgang mit ungewohnten Sprachidiomen zeigt, dass erst die Verknüpfung des Sprachhörens mit den propriozeptiv-kinästhetischen Mustern der Sprach- bzw. Lautproduktion den differentiellen Wert der gehörten sprachlichen Terme herstellt oder zumindest optimiert. Auch neuere Befunde mit bildgebenden Verfahren sprechen dafür, dass das motorische System bei der Sprachwahrnehmung in weitem Umfang aktiviert und involviert ist, ohne dass das selbstverständlich die gleichzeitige Beteiligung anderer (kortikaler) Funktionen ausschließt (Nussbaum 2011: 672; vgl. insgesamt Skipper u.a. 2017).

Der distinktive Charakter der auditiven Elemente kann faktisch für sich genommen sehr verwischt sein, zum Beispiel durch Lautassimilationen bzw. generell ein sogenanntes »Invarianzproblem«. In Abhängigkeit von ihrem jeweiligen Kontext können Phoneme sehr unterschiedlich klingen (Nussbaum 2011: 670). Erst die Assoziation und Verknüpfung der motorischen bzw. kinästhetischen Komponente eines audiomotorischen Schemas mit der sensorischen (akustischen) Dimension kann dann dazu beitragen, die Unschärfen der rein akustischen Ebene zu kompensieren. Durch das Medium der Bewegung (als durch das Lautbild wiederum »geweckte« Reaktions-/Artikulationsbereitschaft) gewinnt die differentielle Struktur des Lauteindrucks an Eindeutigkeit und umgekehrt kann die Produktion des Lauts dessen motorische Komponente in die richtige Führung bringen. Ein Medium artikuliert das andere. Die Struktur entsteht als Produkt der Überlagerung von Grenzflächen. Wir hätten es dann mit dem Aspekt zu tun, der Alloa zu der These einer »Dia-Phenomenology« im Werk Merleau-Pontys veranlasst hat (Alloa 2017: 92 ff.). Er beruft sich dabei u.a. auf einer Passage aus dem letzten publizierten Aufsatz (*Das Auge und der Geist*): »Wenn ich auf dem Grunde des Schwimmbeckens durch das Wasser hindurch die Fliesen sehe, sehe ich

sie nicht trotz des Wassers und der Reflexe, ich sehe sie eben durch diese hindurch, vermittelt ihrer.« (Merleau-Ponty 1984b: 35). Wohlgemerkt wir reden hier noch nicht über die Rolle motorischer Konzepte für das *semantische* Sprachverstehen – auch das ist selbstverständlich denkbar und würde die zentrale Rolle von Bewegung für die Sinngenese nochmals verstärken (vgl. dazu Nussbaum 2011: 674 ff.).

Vorteile akustischer Bewegungen

Merleau-Pontys Vergleich von Bewegungs- und Satzverstehen zielt jedenfalls auf eine strukturelle Gemeinsamkeit. Diese liegt im Zusammenhang von diakritischer Verfasstheit und zeitlicher Integration überhaupt. Dieser Zusammenhang stellt eine Grundbedingung von Sinngenese und Sinnerfahrung überhaupt dar. In der Bewegungswahrnehmung und der darauf bezogenen motorischen Artikulation verfügt der Körper über ein in seiner Organisation angelegtes Bedeutungssystem, an das sozial und kulturell jederzeit angeknüpft werden kann. Auch Bewegungen anderer können qua Identifikation mitvollzogen werden und auf diese Weise in das eigene Körperschema integriert werden (auch für Meads Gestenkommunikation ein entscheidender Mechanismus). Das Moment der zeitlichen Integration ist hier ebenso entscheidend wie bei der Sprache. Das paradigmatische Moment ist in »herkömmlichen« Bewegungen möglicherweise nicht so ausgeprägt und sehr oft nicht institutionalisiert. Es ist aber jederzeit institutionalisierbar. Die konkrete (sichtbare) Bewegung bleibt in die Welt der ausgedehnten Dinge und des Raumes verankert. Die Sprache über ihren Bezug zur Sprechmotorik und Resonanz bleibt das auf gewisse Weise auch. Aber ihre Spielräume sind viel größer, vor allem ist *Schall* nicht an Objekt- oder Körperbewegungen gebunden und damit auch nicht in dem Maße von Widerständen, die der Raum der Bewegung entgegengesetzt, abhängig. In Sprache und Musik wird auf gewisse Weise die Bewegung von ihrer Bindung an die Trägheit, Schwerkraft und die möglichen räumlichen Hindernisse befreit. Sprache (einschließlich übrigens der Gebärdensprache der Gehörlosen) und Musik sind Bewegungen ohne bewegtes (dingliches) Objekt. Sie sind daher mit minimalem Widerstand konfrontiert, und genau deswegen freier, potentiell selbstreferentieller, flexibler und zugleich reproduzierbarer als Ausdrucksmedium nutzbar.

Die zeitlichen Strukturen und Anforderungen sind aber – darauf will Merleau-Pontys Hinweis hinaus – durchaus analog, zum Teil noch komplexer und differenzierbarer. In der Natur finden sich keine komplexen »auditiven« Syntagmen wie das bei sichtbaren, natürlichen Bewegungen der Fall ist (etwa von Tieren oder auch ballistische Bewegungen von

Objekten o.ä.). Auf diesem »Hintergrund« bilden daher sprachliche Artikulationen auditiven Materials per se prägnante Figuren. Zu diesem Charakter »reiner Bewegung« kommen weitere wichtige Aspekte hinzu. Töne sind ggf. auch über Distanzen wahrnehmbar oder reproduzierbar, sie sind raumerfüllend, können also gleichzeitig von nicht nur zwei, sondern beliebig vielen Anwesenden, die sich noch nicht einmal zugewandt sein müssen, vernommen werden. Töne werden von ihrem Produzenten und ihren Rezipienten auf gleiche Weise vernommen. Sie sind als sensorisches Material – jedenfalls in einem erheblichen Ausmaß: a-perspektivisch. Das alles prädestiniert die Welt der Klänge und Töne als Medium für Kommunikation und Symbolbildung, Bedeutungen abgelöst von Dingen.

Für jedes Sprechen und Sprachverstehen behält aber die Motorik ihre Relevanz, nicht nur weil Sprechen *immer* motorische Aktivitäten beinhaltet (die zumindest zum Teil auch sichtbar sind), sondern auch, weil ich zum Hören und Verstehen meine Sprechmotorik ins Spiel bringen muss. Eine Sprache hören und sprechen kann ich nur, wenn ich sie, ihre Laute und Lautkombinationen imaginär motorisch ausführen, mit- und nachvollziehen kann. Innere Sprache verwenden heißt, die entsprechenden motorischen bzw. kinästhetischen Anteile zu aktivieren. Der Erwerb von Sprache kann zunächst über den Erwerb der motorischen Anteile der Sprache, über das, was daran Bewegung ist, angeregt werden. Die auffälligen, sich von »normalen« Geräuschen abhebenden Laute, die Prosodie, Intonation fesseln das Kind und ermöglicht ihm sich diese Muster als »seine« Sprache anzugewöhnen. Die sukzessive Beherrschung des sensorimotorischen Relationensystems öffnet zusehends das Tor zu einer Sinn-genese, in die dann auch die anderen eingreifen können, indem sie mir bestimmte Relationen nahelegen und andere ausschließen/verwerfen. Bei den Pragmatisten John Dewey und George Herbert Mead prädestiniert das die »vokalen Gesten«, wie sie sagen, zur Bildung von Sprache und damit zur Bildung von »Geist« (mind) beizutragen. Dafür ist entscheidend der Umstand, dass ich die Töne zugleich und ungefähr auf gleiche Weise höre wie mein Gegenüber; aber auch, dass – wiederum vermittelt über die Sprechmotorik – das Sprechen internalisiert werden kann, als »inneres Sprechen« artikuliertes Denken ermöglicht.

Spracherwerb und Bewegung – Tomasello mit Merleau-Ponty

Sprache und der ontogenetische Spracherwerb wird so zum Paradigma einer Konzeption von sozialer Struktur und Strukturgenese überhaupt. Weil Sprache im Medium des »Sensible«, des Empfindbaren,

Sensorischen spielt, und weil der Körper selbst »sensible« im Doppelsinn der französischen Vokabel ist: der Sensibilität, der Sensorik fähig und selbst »empfindbar«, »sichtbar« – ist die Aneignung von Strukturen der Sprache allein aus der Erfahrung des Materials, das das hörbare, sichtbare, in Bewegungen nachvollziehbare Sprechen (der Anderen) zur Verfügung stellt, möglich (Tomasello 2003). Das gilt auch und gerade für den schrittweisen Erwerb der Fähigkeit, syntaktische Strukturen wahrzunehmen und selbst zu realisieren. Hierfür kommen dem Kind die Anwendung bereits ausgebildeter sensomotorischer Fähigkeiten der Segmentierung von Bewegungen zugute. Diese Übertragung ist nur deswegen möglich, weil einen Satz zu bilden bzw. zu verstehen, selbst ein besonderer Fall der Fähigkeit ist, eine Bewegung zu vollziehen bzw. zu verstehen (vgl. Tomasello 2003: 122 ff.). Die Strukturen der Sprache werden über eine stete Generalisierung und Abstraktion, über die Beherrschung der fungierenden Differenzsysteme auf »stille Weise« vollzogen (Kannengießler 2019: 20). Der Körper kann die Systematik der Sprache auch ohne eine Dauerkontrolle des Bewusstseins lernen, sie transportiert sich über die Inkorporation der sensomotorischen diakritischen Systeme. Das ist ein Prozess, der auf allen Ebenen wiederholbar ist und ständig stattfindet: von den elementaren phonologischen Differenzen über die syntaktischen Regeln der Satzbildung mit Worten und Wortformen bis hin zu jenen Ver-Satz-stücken, die dann die semantischen Diskursysteme jeder Kultur ausmachen: Redewendungen, typische Verknüpfungen von Begriffen und Konzepten, Ausbildung von Relevanzstrukturen und Typologien.

Auch eine weitere Beobachtung Tomasellos zur Erwerb der syntaktischen Kompetenz erhellt Merleau-Pontys These vom Zusammenhang von Bewegung und Satzverstehen. Der Erwerb von syntaktischen Schemata lässt sich demnach auch als Internalisierung von Interaktionssegmenten/Dialogpositionen der Anderen deuten. »For example, the Child might say ›More!‹ and the adult reply ›You want some grapes?‹ Or the adult might say ›Do you want your shoes?‹ and the child reply ›on!‹« (Tomasello 2003: 123) und fährt fort: »The multi word structure (for something like *More grapes* or *Shoes on*) thus only exists across the discourse turns of the two interlocutors; but the child registers them both in the conversation. [...] Discourse sequences such as these may provide a kind of Vygotskian scaffolding in which children can see in the immediate context how to express their communicative intention more explicitly in a combinatorial way« (ebd.). Diese Idee Tomasellos lässt sich generalisieren. Der strukturalistischen Terminologie von Syntagma und Paradigma liegt ohnedies (auf allen sprachlichen Ebenen von der Phonetik bis zur Diskurstheorie) eine Logik der beständigen Rekombination von Versatzstücken zugrunde. Dazu passt diese Idee einer Internalisierung und Verknüpfung von Elementen, die

sich ebenso gut auf zwei Sprecherpositionen und –Perspektiven aufteilen ließen.

Tomasellos Idee gewinnt ihre Faszinationskraft sogar erst so richtig bei komplexen Satzkonstruktionen. Denn es leuchtet unmittelbar ein: Relativsätze reagieren antizipativ auf mögliche Identifikationsprobleme (»Welchen Freund meinst du?« – »Den, den du vorgestern kennen gelernt hast!«), konzessive Nebensätze oder Ergänzungen auf mögliche Einwände (»Aber es hat geregnet!« – »Wir sind spazieren gegangen, obwohl es geregnet hat.«), begründende Nebensätze auf mögliche Kritik oder Nachfragen (»Warum habt ihr ihn nicht begrüßt?« – »Wir haben dich nicht begrüßt, weil wir böse auf dich waren.«), Einschübe in eine Erzählung nehmen Bitte um die Erläuterung von Hintergründen vorweg. Alle diese auch komplexeren syntaktischen Verknüpfungen lassen sich auf diese Weise ebenso als »Hereinnahme des gesellschaftlichen Prozesses« in das Individuum (Mead) wie zugleich als Übernahme ihrer Sprechbewegungen wie in der Folge dann auch als Perspektivenübernahmen interpretieren.

Das alles spielt aber von vorne herein im Medium des Gedächtnisses, das bereits in jeder erlernten Bewegung wirksam ist und darin schon alle Möglichkeiten des Geistes und der Kultur vorzeichnet: eine kontingente, aber strukturierten Folge sensorisch-motorischer Elemente (ein Syntagma) als solche aufzufassen/wahrzunehmen und in ein Paradigma, also eine Disposition, zu verwandeln und damit die Möglichkeit einer Wiederaufnahme in einer neuen Konstellation zu instituierten. Man kann diesen alltäglichen Vorgang nicht fremd genug ausdrücken, um ihm seine Selbstverständlichkeit zu nehmen und in ihm das Rätsel der Zeiterfahrung erkennbar zu machen. Es drückt sich bereits in dem aus, was die strukturalistische Doktrin als Grundelement jeder Strukturbildung ansieht: dem Unterschied, der Bedeutung konstituiert, als solchem. Bereits das »fort«, »da« des Kindes hat die seltsame Struktur, dass das eine im anderen auf eine letztlich mysteriös bleibende Weise »mitgegeben« sein muss, damit die Bedeutung des jeweils aktualisierten Elements gegeben ist. Und es enthält auch bereits in nuce jene Perspektivenübernahme, von der soeben die Rede war: denn was für den einen »fort« ist, kann für den anderen »da« sein und umgekehrt.

4. Gesellschaft, Struktur und die (In-) Visibilität des Sozialen

»Überall und nirgends« – Philosophieren über Philosophen

Den Ausgangspunkt dieses Textes bildete eine Formulierung Merleau-Pontys aus den nachgelassenen Arbeitsnotizen: »Der gemeinsame Stoff, aus dem alle Strukturen bestehen, ist das Sichtbare.« (Merleau-Ponty 1994a: 257). Sie entfaltet ein fast vorsokratisches Pathos. Möglicherweise verdankt sich das aber nur jener Illusion, die Merleau-Ponty in einem Vorwort zu einem Enzyklopädieband *Les célèbres philosophes* benannt hatte (als selbstständiger Text unter dem Titel *Überall und nirgends* in den Band *Signes* aufgenommen). Die Illusion darin, den toten Philosophen in der Rückschau zu einem »ewigen Charakter«, einem »absoluten Individuum« (Merleau-Ponty 2007: 189) versteinern zu lassen und seine Gedanken zu einem »finalen System« (ebd.: 184) und damit beide in ein Museum der Zeitlosigkeit eintreten zu lassen. Man vergisst dabei nicht nur die »Verrücktheiten«, »Manien« und »wunderlichen Angewohnheiten« der Philosophen, sondern auch, dass ihr Denken einmal eingebettet war in den Alltag eines »zögerlichen Diskurses, der sich durch Erfahrung und Übung behauptet, der sich selbst allmählich begreifen lernt und nie ganz aufhört, selbst das in Betracht zu ziehen, was er entschieden ausgeschlossen hat« (Merleau-Ponty 2007: 190). Auch viele der erratischen Arbeitsnotizen Merleau-Pontys künden von »Verrücktheiten« und »Verstiegenheiten«, die man nicht versteht, von Vor- und Zurückbewegungen, die man in ihrer Dunkelheit so *halbwegs* versteht. Man sollte sich gewiss davor hüten, zu sehr auf den apodiktischen, im ewigen Präsens formulierten Tonfall einzelner Sentenzen zu vertrauen. Zugleich erschließen sich bei der Lektüre immer wieder Intuitionen, die einen Sachen ins Spiel ziehen und verstehen lassen, auf die man von alleine nicht gekommen wäre (vgl. dazu auch das Nachwort von Lefort in Merleau-Ponty 1994a: 360). Ganz sicher gibt es über all das letztlich kein gerechtes Urteil – eben, weil man nicht von überall, auch nicht vom Ort des Philosophen, sondern eben vom eigenen Irgendwo-her argumentiert, für das man dazuhin in der Regel nicht über verlässliche Koordinaten verfügt.

Überall und nirgends – auch das war ein Motiv aus der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, das sich bis in das Spätwerk durchgezogen hat. Das Haus, das vom Philosophen gesehen werden will, wäre ein Haus als »Geometral aller möglichen Perspektiven« (Merleau-Ponty 1966: 91), als »Großes Objekt« (Merleau-Ponty 1994 a: 31), nicht mehr Erscheinung

für jemanden, sondern der »nichtperspektivische Term«, von dem alle Perspektiven abzuleiten wären (Merleau-Ponty 1966: 91). Aber sowie ich dieses Haus von überall zu sehen bekäme, sähe ich es *nirgendwo*. Das legt schon die Abschattungslehre der Phänomenologie dar. Allerdings hat der mühsame Durchgang durch die Veränderungen der Merleauschen Semantik eine Reihe weiterer Bedeutungen von »nicht sehen« ergeben, die die apodiktische Geltung des Struktursatzes fragwürdig erscheinen lassen. Die Überlegungen zur Bewegung und Sprache führen unweigerlich in die Einsicht, das Haus habe seine Bedeutung nicht nur dadurch erlangt, dass es jetzt und hier von mir gesehen wird. Die Bedeutung dieses Hauses liegt schon in seinem Abstand zu dem, was es umgibt. Hier ist eine Differenz am Werk, erst recht in der Korrelation dieses Sehens mit den Differenzen der anderen sensorischen Register und erst recht wenn man in Rechnung stellt, was Merleau-Ponty die »seinsenthüllende« Funktion der Bewegung, der Praxis nennt. Denkt man das hinzu, so kann eigentlich das, was er da »Sichtbares« nennt, nur eine Metapher sein für *Wahrnehmung überhaupt*. Sie ist nur die andere Seite von Bewegungen. Auch diese bleiben, mehr noch als das in Wahrheit rein imaginäre (nur-)Sehen auf jeweils eigentümliche Weise perspektivisch und verortet. Es ist eine vertracktere Perspektivität, nicht nur, weil Bewegung von Augenblick zu Augenblick zu einer Verschiebung der Perspektive führt, sondern auch, weil sie, wie die Überlegungen im 2. und 3. Kapitel dargelegt haben, eine Bedeutungsdynamik in Gang bringt, der Wahrnehmung, dem Sichtbaren eine syntagmatische Dimension eröffnet, die dann in der Bewegung der Sprache ihren konsequentesten Ausdruck findet.

Zugleich wird aber deutlich: die *Bedeutung* jeder Bewegung und jeder mit ihr gepaarten Wahrnehmung bezieht ihren Sinn ebenso von ihrer syntagmatischen Dynamik, wie aus den paradigmatischen Relationen. Und von diesen Paradigmata sagt Saussure, dass sie ihren Ort in den Gedächtnissen haben, gleichviel ob unausdrücklich (non-deklarativ) oder erklärtermaßen (deklarativ) in Anspruch genommen. Es sind dann auch die Gedächtnisse aller Sprecher, meiner nächsten und fernsten, involviert. Niemand ist ein für alle Mal Herr oder Herrin, perspektivisches Zentrum dieser Bedeutungen. Dass nicht die geringste Leistung dieser Gedächtnisse in der Wiederholbarkeit von Bewegungsabläufen (und damit auch der sprachlichen Äußerungen) liegt, macht, dass es Konstanz der Wahrnehmungsgestalten gibt, aber eben damit auch eine mehr oder weniger große Offenheit des Sinns.

Die Rede von der Sichtbarkeit der Struktur erweist sich also als vertrackt. Ja, sie ist sichtbar, hat eine wahrnehmbare Seite, sonst könnte sie nicht als Struktur fungieren. Unser Sprechen und das der Anderen ist für uns und für andere in seinem Verlauf wahrnehmbar. Es käme nicht zustande, wenn es nicht so wäre. Das zeigt Tomasello. Seine Bedeutung, die ich auf gewisse Weise auf einen Schlag erfasse, wenn ein Satz einmal ausgesprochen ist, ist

aber zugleich auch von einem Nicht-Wahrnehmbaren justiert, der Abständigkeit der Signifikanten, dem, was meinem Wissen über mein eigenes Satzverständnis entgeht. Und schließlich, weil sie auch davon abhängig ist, was jetzt als nächstes kommt – von den Anderen, dann wieder von mir selbst und weil ich nie weiß, ob und wie sich die bedeutungstragenden Differenzen im Sprechen, meines Sprechens und das der Anderen, einer Gruppe, der »Kultur«, der Wissenschaft usw. nicht im Laufe der Bewegung verschieben. Das ist fast zwangsläufig und unmerklich, aber deshalb eben auch unwägbare, unberechenbare, auf gewisse Weise anonyme.

Es geht also, wie Merleau-Ponty einschränkt, um ein »bestimmtes, angemessen disponiertes Sichtbares (ein Körper)«, der wie alles Sichtbare »selbst keineswegs dem Objektiven, dem An-Sich angehört, sondern dem Transzendenten«, das einen Zusammenhang des Sichtbaren (seine Bedeutung) nur hat über ein Selbst (soi), aber ein Selbst, das eine »Einheit des Überschreitens oder Übergreifens« ist, »Zeit-Ding«, und »Zeit-Sein« beinhaltet. (Merleau-Ponty 1994a: 257). Das heidegger. Aber wir haben im Laufe der Auseinandersetzung mit anderen Fragmenten des Merleau-Pontyschen Denkens genügend Anhaltspunkte für eine Demystifizierung dieses Überschreitens/Übergreifens gewonnen. Die Ontogenese von Bewegung und Sprache wären die maßgeblichen Modelle ebenso wie die experimentellen Befunde der modernen Gedächtnisforschung über non-deklarative Gedächtnisleistungen (Kastl 2004), in eins damit: die Herausbildung des und der Körperschemata, in sich »generell«, aber zugleich nur »von innen« erfahrbare. »Soi« meint, dass es auch eine Innenseite der Körper gibt, die zwar eine Generalität aufweist, die aber im selben Sinne nicht füreinander »sichtbar« sind, so wie wir die Welt sehen oder hören. Das klingt entfernt auch nach einer Art Subjekt und zeigt, diese Kategorie ist ebensowenig zum Verschwinden zu bringen wie die Cartesianische Differenz. Aber auch dieses weitere Zugeständnis zeigt: selbst, wenn Merleau-Ponty es vielleicht nicht konsequent im Auge behält, so kreisen doch alle seine Themen und Fragestellungen um dieses ungelöste Problem der Zeit und des Gedächtnisses wie die Materie der Sterne um ein schwarzes Loch. Er hat es nicht gelöst, niemand hat es gelöst, vermutlich braucht es dazu die Anstrengungen aller bisher etablierten wissenschaftlichen Disziplinen, vielleicht auch des Umbaus von deren Grenzen, wie etwa Elias meint. Aber das macht, dass die Kategorien »sichtbar« und »unsichtbar« ins Schwimmen kommen. Was er sagt, gilt für Wahrnehmung und Wahrnehmendes generell, es gilt für jede Wahrnehmung in Bewegung, und damit noch einmal in einem gesteigerten Sinn für die Bewegungen der Gesellschaft, auch für Sprache und Sprechen, weil die Sprache und Sprechen immer eine Resultante der »Wahrnehmung in Bewegung« sehr vieler Körper ist, die in einem bestimmten Feld im Spiel sind.

So oder so: die Artikulation dieses »Zeitdings« (»temps-chose«) und »Zeitseins« (»temps-être«) bleibt an die (sichtbaren) Körper gebunden,

weil nur die Körper Gedächtnisse haben, oder besser gesagt Zeit so operativ werden lassen können, das daraus Bedeutungen und Strukturen entstehen, die wie das Gedächtnis an den Körper gebunden sind, ihrerseits immer an wahrnehmbare Bewegungen gebunden sind, sich an ihnen »auskristallisieren«. Wir müssen, anders gesagt, die Interaktionen des Sprechens, die Sequenzen, Syntagmen der wirklichen Kommunikation wirklicher Menschen mit Fleisch und Blut aufsuchen, um jenes »Fleisch« des Gesellschaftlichen zu verstehen. Wir können uns nicht der Perspektivität dieser Erkenntnisoperation entziehen, weil wir dazu unsere eigenen Gedächtnisse und Wahrnehmungsmöglichkeiten, also unsere Körper ins Spiel bringen müssen. Das differentielle Geschehen muss von uns mitvollzogen werden, damit es für uns aussprechbar wird. Nicht dass man dabei *nur* auf Projektionen angewiesen wäre und wir keine Korrekturmöglichkeiten hätten. Wir können merken und einander verständlich machen, wenn eine von uns beobachtete Sequenz des Vollzugs von Gesellschaft etwas Neues entstehen lässt. Wir können auf gewisse Weise den Interpretationsprozess, der in diesem Vollzug des Neuen stattfindet, beobachten, sehen, welchen ungewohnten Relationierungen er im Satz für Satz der Praxis folgt. Die objektive Hermeneutik beschreibt in ihren Verfahrensregeln, wie das gehen kann (Oevermann u.a. 1979; Wernet 2009). Sie zeigt aber auch, dass es, selbst dann, wenn die Wirklichkeit uns überrascht, nicht ohne den Einsatz unserer wie immer rudimentären, ergänzungsbedürftigen, niemals alle Lesarten einbeziehenden »Paradigmen« geht.

Gesellschaft, Gedächtnis, Interaktion

Wo ist die Gesellschaft dann? Wie sichtbar sind ihre Strukturen? Hilft es weiter, wenn Merleau-Ponty versichert: »Der Sinn ist unsichtbar, doch das Unsichtbare ist nicht das Gegenteil des Sichtbaren: das Sichtbare selbst hat eine Gliederung aus Unsichtbarem [...] man kann es dort nicht sehen, und jeder Versuch, es dort zu sehen, bringt es zum Verschwinden, aber es liegt auf der Linie des Sichtbaren, es ist dessen virtueller Brennpunkt, es schreibt sich darin ein (zwischen den Zeilen)« (1994a: 275)? Ist das nur ein dialektisches Zauberkunststückchen, mit dem sich philosophische Klangwolken erzeugen lassen? Oder beschreibt Merleau-Ponty – selbst zwischen den Zeilen – damit einfach die hermeneutische Praxis der Praxis selbst *und* die der Soziologen zugleich? Als Soziologe, der sich darauf einen Reim machen will, unterstelle ich wohlmeinend das letztere. Ich ersetze konsequent »Sehen« und »(un)sichtbar« durch »Wahrnehmen« und »(nicht)wahrnehmbar«, ich berufe mich auf alle Passagen, in denen Merleau die »Bewegung« und die daran beteiligten sensorischen Register, Körperschema und Sprechen ins Spiel bringt und erkläre, dass

das geheimnisvolle »Sein«, dieses »seltsame Übergreifen« (empiètement), »das bewirkt, dass mein Sichtbares – obwohl es nicht mit dem des Anderen deckungsgleich ist – dennoch für dieses offen ist, dass alle sich zu derselben sinnlichen Welt hin öffnen« das unserem Körper und nur unserem Körper inhärente Vermögen der Zeiterfahrung ist, Gedächtnis.

Dann in der Tat ist Gesellschaft überall. Zugleich ist sie *nirgends* ganz. Gesellschaft, betrachtet man diesen Ausdruck mal als Chiffre für die »Einheit der Gesamtheit des Sozialen« (Luhmann 1988: 555), ist *als* Gesellschaft nirgends. Es gibt so gesehen immer nur Felder, Regionen, Nischen der Gesellschaft, die in komplizierten Zusammenhängen stehen, über nicht ohne weiteres übersehbare Interaktionsketten miteinander verbunden sind. Gesellschaft ist immer nur als Fragment gesellschaftlicher Praxis zu haben. Das ist nie ganz zufällig, weil es hier eine eigene Generalität gibt und weil die Generalität der Körper immer vorausgesetzt werden kann und muss. Aber es gibt keinerlei Garantie, ob und mit welcher Reichweite aus dem Fragment ein umfassenderes Gebilde rekonstruierbar wird. Es ist so, wie Merleau-Ponty über die Sprache formulierte »Auf diese Weise baut sich die Sprache aus sich selbst heraus auf, zirkulär, aus einem Bruchstück ihrer selbst – so wie sich die wahrgenommene Welt aus einer Perspektive aufbaut, die wie ein Bruchstück erscheint ... dieser Welt.« (Merleau-Ponty 2011: 204 f.; vgl. oben, Kap. 2).

Vielleicht kann auch zur Übersetzung dieser Überlegungen wiederum eine Bezugnahme auf George Herbert Mead helfen. Dieser argumentiert in eine sehr ähnliche Richtung wie Merleau-Ponty, macht allerdings den zeitlichen Charakter von Perspektiven von vorne herein sehr viel expliziter. Realität, auch soziale Realität, existiert, sagt er, in einer Gegenwart, die eine Vergangenheit und eine Zukunft impliziert. Sie ergibt sich in der synchronen Beziehung von wahrnehmenden Körpern auf Wahrnehmungsergebnisse (einschließlich symbolischer Handlungen). Darin konstituiert sich etwas, was er in Anknüpfung an Einstein und Whitehead ein »consentient set« nennt, ein »gleichsinniges System«. Das passiert zwangsläufig, wenn Individuen sich in Interaktionen einklinken und sich wechselseitig in ihren Verhaltensweisen und Sinnzuschreibungen binden. Das beinhaltet die Innenperspektive auf die immer zeitlich situierte Sinndynamik der Interaktion, aber auch die Außenperspektive auf das, was ihr vorausliegt, was auf sie folgt und was ggf. anderswo abläuft, auf ihre Fortsetzbarkeit oder Einmaligkeit. Individuen nehmen von dieser syntagmatisch sich herstellenden »Perspektive«/»Struktur« wiederum qua Gedächtnisse Kondensate, Sedimente als dispositionale Struktur (auf allen Ebenen der Gedächtnisbildung: deklarativ wie non-deklarativ) auf. Sie gewinnen damit wiederum mögliche »Inputs« für die weitere Aufnahme von Interaktions- und Kommunikationssituationen, nach Maßgabe von Resonanzen, die wiederum von deren internen Zeit/Sinnperspektiven abhängen. Jedes Individuum und zugleich jedes Interaktionssystem, in das es eintritt, definiert in Meads

Sicht ein solches »consentient set«, eine jeweils an Episoden gebundene spezifische spatiotemporale Perspektive. Wir beschreiben tagtäglich relativistische Bahnen durch verschiedene solcher Systeme, vollziehen unablässig und verblüffend mühelos Übergänge von einem Raum/Zeit-System in das andere, bewahren, transformieren und reproduzieren die Kondensate dieser Durchgänge. Das muss auch mit gemeint sein, wenn Simmel »Individualität« in der modernen differenzierten Gesellschaft als Kreuzung sozialer Kreise fasst. Die damit zusammenhängende Vielfalt von Zeit- und Sinnstrukturen ist nicht nach dem Muster mathematischer Transformationsformeln sozusagen ineinander verrechenbar, sie behalten Fragmentcharakter. Wohl aber sind manche von ihnen (qua Gedächtnisleistungen) füreinander zugänglich - eher im Sinne partieller, labiler, prekärer und immer kontingenter »Übersetzungsverhältnisse« (Renn 2006; Mead 1969: 216 f.). Sozialität, sagt Mead, ist die Fähigkeit mehrere Dinge gleichzeitig zu sein (ebd., 280), in mehreren Bezugssystemen zugleich sein zu können. Aber genau diese Art von Offenheit ist gebunden an die Funktionsweise des menschlichen Gedächtnisses.

Das betrifft den *dispositionalen* Aspekt von Gedächtnissen: »non-deklarative Fertigkeiten«, »Wissen« und »Erinnerungen« sind nichts anderes als erschöpfende Ausdrücke für die Gesamtheit dessen, was soziale Strukturen in ihrem dispositionalem Modus ausmacht. Hinzu kommen die materiellen Ressourcen und Komplemente in Situationen: Artefakte, Techniken, Infrastrukturen, Texte, die deren Komplemente darstellen, aber die ohne die komplementären Dispositionen nicht aus sich heraus operativ werden können. Das betrifft aber auch den *operativen* Aspekt der Gedächtnisse, insoweit – im Modus von so genanntem Kurzzeit- und Arbeitsgedächtnis – und im jeweiligen sozialen Kontext der interagierenden Körper/Individuen die Umsetzung von Dispositionen in Operationen (Kommunikation) und zugleich von Operationen wieder in Dispositionen erfolgen (niemand weiß genau wie). Das, was dann abläuft – das ist die wahrnehmbare, wirkliche, aktualisierte soziale Wirklichkeit, deren Struktur gleichbedeutend ist mit ihrer sequentiellen Ordnung. Niklas Luhmann hat das in seinem unübertrefflichen Jargon so formuliert: »In der Interaktion wird die Hydraulik der Interpenetration betätigt« (Luhmann 1988: 566).

Aber Interaktionen sind auch für ihn »Episoden des Gesellschaftsvollzugs. Sie sind nur möglich auf Grund der Gewissheit, dass gesellschaftliche Kommunikation schon vor dem Beginn der Episode abgelaufen ist, so daß man Ablagerungen vorangegangener Kommunikation voraussetzen kann; und sie sind nur möglich, weil man weiß, dass gesellschaftliche Kommunikation auch nach Beendigung der Episode noch möglich sein wird. Anfang und Ende der Interaktion sind nur Zäsuren in der Autopoiesis der Gesellschaft.« (Luhmann 1988: 553). Interaktionen benötigen in Luhmanns Sicht einen Input in Form eines Mindestmaßes an Erwartungssicherheit, damit aber: von Struktur. Interaktionen müssten

dann auch eine Art Output haben, insofern sie selbst zur Voraussetzung weiterer Interaktionen und damit der weiteren Realisierung von Gesellschaft werden. Die für Interaktion nötigen Erwartungsstrukturen, sagt Luhmann, kommen aus der Gesellschaft, sie »könnten in der nötigen Vielfalt nicht in der laufenden Interaktion entwickelt werden« (1984: 569). Dann lautet die Frage: »wie kommt die »vorangegangene (also zeitlich in der Vergangenheit liegende, jmk) gesellschaftliche Kommunikation in die Interaktion?« und analog »wie kommt die in der Interaktion stattfindende gesellschaftliche Kommunikation wieder »hinaus« in weitere, andere Episoden des Gesellschaftsvollzugs?«.

Wir kennen die Antwort bereits. Es sind nicht, wie Luhmann unterstellt »soziale Gedächtnisse« der sozialen Systeme in Gestalt von Bilanzierungsmechanismen und Mnemotechniken wie zum Beispiel Zahlungsbilanzen oder Zensuren. Denn diese haben keine eigenständige, von menschlichen Körpern (und körpergebundenen Gedächtnissen) abhebbare Operativität. Vielmehr sind die einzigen sozialen Gedächtnisse die *körpergebundenen* Gedächtnisse und damit sind *diese* ebenso Ort wie Ausdruck sozialer Strukturen. Die Selektivität »lokaler« sozialer Systeme – als Episoden des Gesellschaftsvollzugs – ist nicht ohne die Integration individueller (körpergebundener) Gedächtnisleistungen in Form von Wissen und Erinnerung denkbar, aber eben auch unter Einschluss aller denkbaren kommunikativer, sensomotorischer und instrumenteller Fertigkeiten und sonstiger non-deklarativer Gedächtnisleistungen. Sie ist nicht denkbar ohne Taktgefühl, das intuitive Gespür für richtige und falsche Themen und Beiträge in der jeweiligen Situation, für Ausschlüsse und Resonanzen in den Blick, das Gespür für die impliziten Grammatiken von Situationen, die dann z.B. als Routineverhalten, als Bedeutungszuweisung qua sozialer Reaktion, aber auch als Ignorieren oder sogar Sanktionieren unangemessener Themen und Beiträgen zur Selektivität sozialer Situationen tragen.

Es kommt meiner Ansicht nach darauf an, den Einsichten in die Operationsmöglichkeiten der Gedächtnisse Rechnung zu tragen, um zu verstehen, welche Komplexionsebenen und Geschwindigkeiten bei solchen Prozessen wirksam sind, etwa die verblüffende Effizienz und Geschwindigkeit vieler non-deklarativer Gedächtnisleistungen. Mitunter genügen wenige oder sogar einmalige Expositionen an Wahrnehmungskonstellationen, um Veränderungen im Verhalten zu erzielen (wie etwa bei sog. Primingexperimenten). Dabei müssen bzw. können weder diese Konstellationen noch die Verhaltensänderungen selbst bewusst sein. Dieses Priming erhöht die Geschwindigkeit und Effizienz, mit denen Reaktionen auf Umweltkonstellationen erfolgen, ohne dass dies bewusst wird. Dies dürfte insbesondere bei der auch makrosoziologisch relevanten Dispersion von semantischen Mustern, Kommunikationsstilen, Symbolen, Stimmungen eine erhebliche Rolle spielen. Das gleiche trifft für den Bereich motorischer und perceptiver Schemata (einschließlich des Erwerbs sprachlicher

und kommunikativer Fertigkeiten) zu – alles Formen non-deklarativer Gedächtnisleistungen (vgl. dazu insgesamt Kastl 2004).

Alles dies ist unmittelbar relevant für Fragen des Erwerbs, der Disposition, der Reproduktion, Sedimentation, Innovation, der Resonanz/Dissonanz von in Kommunikationen und Interaktionen gleichermaßen eingehende wie von ihr kooperativ erzeugte Strukturen und Elemente von sozialem Wissen, der sozialen Konstitution von Biographie (Erinnerung) und der Genese von Habitus, Mentalität, sozialen Praxen (Wahrnehmungs- und Verhaltensroutinen, soziale Fertigkeiten). Ohne diese funktionalen Kapazitäten individueller Gedächtnisleistungen ist Interaktion, ihre zeitliche Integration, nicht zuletzt auch der Rückgriff auf »Ablagerungen« vorausgehender gesellschaftlicher Kommunikation nicht denkbar. Es geht hier also genau um jenen ständig stattfindenden Input und Output von Struktur in und aus Interaktionen als »Episoden des Gesellschaftsvollzugs«, damit aber die Knüpfung und Kappung ihrer unübersehbaren Zusammenhänge, um die dauerhafte und omniprésente Betätigung der »Hydraulik der Interpenetration«, die Luhmann im Auge hatte. Kurz gesagt, es geht um das unermesslich komplexe, sich in jeder Einzelkommunikation artikulierende Geschehen rund um den Erdball, das wir »Gesellschaft« nennen, und das insofern in der Tat »überall und nirgends« (ganz) ist.

Diese Privilegierung des Operativen und seine privilegierte Bindung an Individuen, ihre Gedächtnisse und ihre Interaktionen heißt nicht, Makrorelationen auf Mikrorelationen zu reduzieren. Interessant ist, dass sowohl Randall Collins wie Norbert Elias in diesem Zusammenhang auf eine Metaphorik der »Kette«, der »Verkettung« kommen. Collins spricht bekanntlich von Interaktionsritualketten, Elias von der Ausweitung von Handlungs-, Interdependenz- und Funktionsverkettungen (Elias 2003: 33 ff.). Diese mannigfachen »Verkettungsverhältnisse« sind ihrerseits nur perspektivisch zugänglich. Aber Perspektiven sind, wie Mead betont, weder Verzerrungen »vollkommener Strukturen« noch »Selektionen des Bewusstseins« aus einer Welt der Dinge an sich. »Sie sind in ihrer wechselseitigen Bezogenheit aufeinander die Natur, die die Wissenschaft kennt.« (Mead 1969: 215). Das legt aber letztlich nahe, von der Gesellschaft nicht in terms von Systemen und von Systemen von Systemen zu sprechen, sondern in terms von *Feldern*. Und es legt zugleich nahe, dass die Gesellschaft nicht als ein Objekt greifbar ist, denn jede denkbare Perspektive ist dann selbst nur ein Moment der Gesellschaft.

Strukturbegriff und Dialektik

Auch mit Mead stoßen wir also wieder auf jene irreduzible Perspektivität, die jede Erfahrung gesellschaftlicher Strukturiertheit ausmacht. Wenn aber die Gesellschaft prinzipiell nur als Fragment, wenn auch

im Horizont der freilich immer offenen Generalität der Körper erfahbar ist, stellt sich desto dringlicher die Frage nach dem Standort des Soziologen und dem Sinn der soziologischen Erkenntnis. Wenn Merleau-Ponty (und ebenso Mead) der Gesellschaft den Charakter des Objekts absprechen, welche Art von Objektivität kann dann die Soziologie in Anspruch nehmen, die jeder beliebige andere nicht in Anspruch nehmen könnte? Denn auch der Begriff »subjektiv« verliert dann seinen Sinn. Hans-Paul Bahrds bestimmt beispielsweise das Spezifische des soziologischen Gegenstandsbereichs noch wie folgt: »Soziale Phänomene, die als objektiv gegeben sind und den Anschein des ›An-sich-Seins‹ haben, werden als Produkte menschlichen Interagierens erklärt. Menschliches Handeln wird aber wiederum nicht primär in seinem subjektiven Verlauf beschrieben und aus sich selbst gedeutet, sondern primär aus seiner Bedingtheit durch objektive Gegebenheiten erklärt, d.h. durch Tatsachen, die jenseits des Zugriffs der handelnden Subjekte liegen.« (zitiert bei Sprondel 1976: 176).

So zitiert ihn Walter Sprondel in seinem Beitrag zu dem Sammelband der Konstanzer Tagung, die Aron Gurwitsch mit seiner Kritik des Status des Körpers bei Merleau-Ponty eröffnen sollte.

Vorausgeschickt hatte Sprondel einige kurze allgemeine Überlegungen zum Strukturbegriff. »In seiner allgemeinsten Bedeutung wirft der Begriff der Struktur«, schreibt Walter Sprondel etwa gleich im ersten Satz, »in keiner Wissenschaft bemerkenswerte Probleme auf, insofern er nicht mehr bezeichnet als die auf die eine oder andere Weise geordnete oder geregelte Beziehung zwischen Elementen eines ›Ganzen‹.« (Sprondel 1976: 176). Worin diese Elemente bestehen, ergebe sich erst über den konkreten Gegenstandsbezug. Wissenschaftliche Analyse schlechthin mache Ereignisse oder Sachverhalte im Aufweis ihrer strukturierten Ordnung verständlich und erkläre sie. »Strukturlosigkeit schließt somit die Möglichkeit rationaler Erkenntnis aus« (ebd.). Die Soziologie befasst sich wesentlich mit Sozialstrukturen, sowie »Prozessen der Strukturierung und Destrukturierung«. Soweit handelt es sich für Sprondel um »triviale« Feststellungen. Die Schwierigkeiten entstehen auch mit der Verknüpfung dieser Feststellungen mit Bahrds Bestimmung, die zwei widersprüchliche Begriffe des Wortes »objektiv« ins Spiel bringt. Im ersten Satz erwähnt Bahrds eine *scheinbare* Objektivität (»Schein des An-Sich«, in Wirklichkeit »Produkt menschlichen Interagierens«). Im zweiten Satz dagegen spricht er von einer »objektiven Bedingtheit«, die deshalb »objektiv« sei, weil sie außerhalb des Zugriffs der handelnden Subjekte liege.

Aufgerufen ist damit eine für die Mitte des 20. Jahrhunderts typische Semantik, nämlich die an Hegel/Marx/Lukács anknüpfende dialektische Figur der Vermittlung eines »Subjektiven« mit einem »Objektiven«. Das wird mit einem handlungstheoretischen Vokabular gekoppelt: Handlung

auf der Seite des Subjektiven, Struktur auf der Seite des Objektiven. Dass Soziologische Theorie eine Vermittlungsbewegung zwischen diesen beiden Seiten zu vollziehen habe, war die in den 1960er und 1970ern gleichsam in der Luft liegende Kompromissformel, eine Melodie, die in unterschiedlicher Instrumentierung von so unterschiedlichen soziologischen Theorienentwürfen wie etwa Berger/Luckmanns, Pierre Bourdieus, Anthony Giddens, aber natürlich auch von allen Spielarten »kritischer« und marxistischer Theorien vorgetragen wurde. Der bekannteste Fall hierfür ist Peter Bergers und Thomas Luckmanns Formel, Weber und Durkheim zusammen zu bringen: »Durkheim sagt: ›Die erste und grundlegendste Regel besteht darin, die soziologischen Tatbestände wie Dinge zu betrachten‹, und Weber sagt: ›Für die Soziologie [...] ist aber gerade der Sinnzusammenhang des Handelns Objekt der Erfassung‹. Die beiden Thesen widersprechen einander nicht. Gesellschaft besitzt tatsächlich objektive Faktizität. Und Gesellschaft wird tatsächlich konstruiert durch Tätigkeiten, die subjektiv gemeinten Sinn zum Ausdruck bringen. [...] Wie ist es möglich, dass subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität *wird*? Oder, in der Terminologie Webers und Durkheims: Wie ist es möglich, dass menschliches *Handeln* (Weber) eine Welt von *Sachen* hervorbringt?« (Berger/Luckmann 2004: 20).

Solche Formulierungen haben heute eine gewisse klassische Abgeklärtheit erlangt. Aber wie das immer bei »Klassik« ist – sie wirft irgendwann weitere Fragen auf und regt neue Denkstile an. Bei genauer Betrachtung erweist sich insbesondere der Begriff des »Objektiven« als mehrdeutig, als ein Amalgam recht unterschiedlicher Konnotationen, die teils kompatibel sind, teils nicht. Jedenfalls haben sie nicht denselben exakten Begriffsumfang. Beispielsweise:

- »Objektiv« im Sinne von »wirklich«, nicht Schein, sondern »tatsächlich«, »faktisch«;
- »objektiv« im Sinne von »Ding«, d.h. greifbar, materiell, einen Widerstand ausübend;
- »objektiv« im Sinne eines »generellen Musters«, etwas, was sich über unterschiedliche Einzelphänomene hinweg durchhält, »immer wieder« herstellt, aufrufbar ist;
- »objektiv« als »an-sich«, d.h. was unabhängig von einer subjektiven Perspektive darauf ist oder so erscheint;
- »objektiv« als Wirkursache, Bedingung für etwas Anderes oder als System solcher Bedingungen, unabhängig von der Frage, ob dem ein subjektives Bewusstsein entspricht;
- »objektiv« im Sinne einer Vergegenständlichung, d.h. was als Produkt einer Produktion, Realisierung eines Handlungsentwurfes, Planes, Willensentscheidung o.ä. erscheint.

Diese Konnotationen greifen im soziologischen Diskurs mal explizit, mal implizit ineinander und werden aber kaum jemals auseinandergehalten. Das wäre ein eigenes Thema. In unserem Zusammenhang ist aber vor allem ein Umstand bemerkenswert. Sprondel unterschreibt zwar den dialektischen Generalkonsens. Mit Sicherheit war ihm – als Assistent Luckmanns, am Ort und im weiteren Verlauf selbst Akteur der Konstitution der deutschen Wissenssoziologie – auch damals schon Berger/Luckmanns Rahmung der Wissenssoziologie als dialektischer Vermittlung einer Weberschen und Durkheimschen Perspektive geläufig. Im Folgenden argumentiert er aber auf der Basis einer Weberschen Methodologie. Mit Webers Werk ist für ihn ganz offensichtlich nicht die *eine* Seite des Handlungs-Struktur-Problems bezeichnet, wie dies Berger/Luckmann nahelegen, sondern bereits *eine* tragfähige *Lösung* des gesamten Problems. »Jedenfalls«, so Sprondels Fazit, »scheint für einen permanenten Gesinnungskampf zwischen verabsolutierten theoretischen Positionen kein Anlass. Für diese Einsicht ist Webers Werk noch immer der primäre Lehrtext.« (Sprondel 1976: 187).

Auch Sprondel greift wie gesagt auf eine dialektische Figur zu, es ist das berühmte Zitat aus dem *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* von Marx (»Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten [...] Umständen.«). Darin kommt allerdings die Oppositionsfigur subjektiv/objektiv nicht vor und Sprondel sagt ausdrücklich, damit sei »keinerlei Lösung« formuliert, sondern lediglich das Problem benannt (Sprondel 1976: 186). Ich werde im Folgenden zeigen, dass sich in Sprondels Überlegungen zur Weberschen Methodologie eine Fassung des Strukturproblems anzeigt, die nicht weit weg liegt von Merleau-Pontys Weberrezeption und damit *dessen* Fassung von »Dialektik«. Sprondel kommt zwar nicht darauf zu sprechen. Er legt aber durch die Wahl des Mottos eine Fährte aus. Sie ist noch plausibler, wenn man hinzufügt, dass ein Motiv für die Konstanzer Merleau-Ponty-Tagung auch in der Lektüre von Merleau-Pontys ausgerechnet im Jahr 1968 erstmals auf Deutsch erschienener Schrift *Abenteuer der Dialektik* lag.¹

Berger/Luckmann verknüpfen mehr noch als Alfred Schütz, der in dieser Hinsicht zwischen Berger/Luckmann und Merleau-Ponty steht – das *Wirklichkeitsproblem* mit dem Wissensproblem. Ob wir etwas für wirklich halten, sei eine Frage der Selbstverständlichkeit unseres Wissens darüber (Berger/Luckmann 2004: 21 f.). Diese Position kann man, wie wir gesehen haben, durchaus in Frage stellen. Gerade Alfred Schütz zeigt in seinen Überlegungen zur »auferlegten Relevanz«, dass auch Un-erwartetes, über das man zunächst nichts weiß, einen bedrängenden, geradezu intensiveren Wirklichkeitsakzent haben kann. »Wirklich« sind

1 Mündliche Mitteilung von Walter Sprondel, 2018.

auch und gerade Sachverhalte und Dinge, über die wir nichts wissen, außer eben, dass sie da sind bzw. sich ereignen. So oder so: diese Implikation des Berger/Luckmannschen Vorgehens formuliert einen grundlegenden Unterschied zur Merleau-Pontyschen Perspektive. Bei diesem ist Wirklichkeit ist prinzipiell an die »leibhaftige« Gegebenheit in einer Wahrnehmungssituation gebunden, die Wissensfrage ist dafür eine sekundäre, abgeleitete. Demzufolge ist die Lebenswelt nicht primär die Welt des Alltagswissens, sondern der *Wahrnehmung*. Merleau-Ponty folgt einer These des Primats der Wahrnehmung. Das bringt etwa die berühmte Stelle des Vorworts zur *Phänomenologie der Wahrnehmung* zum Ausdruck: »Wäre die Realität meiner Wahrnehmung nur auf die innere Kohärenz der ›Vorstellungen‹ gegründet, sie bliebe beständig zögernd; angewiesen auf wahrscheinliche Konjekturen, müsste ich immer aufs neue illusorische Synthesen rückgängig machen und umgekehrt Phänomene der Wirklichkeit reintegrieren, die ich zuvor irrtümlich aus ihr ausschloss. Doch so ist es nicht. Die Wirklichkeit ist ein solides Gewebe, sie wartet nicht unser Urteil ab, um seltsamste Phänomene sich einzuverleiben, noch so wahrscheinliche Phantasien aber zurückzuweisen.« (Merleau-Ponty 1966: 7). Diese »Sicht der Dinge« ist schließlich auch Teil der von Merleau-Ponty an Gurwitsch zurück gegebenen Kritik, dieser setze den Gegenstand der Wahrnehmung (»Ding«) voreilig mit dem Wissen über ihn gleich, wenn er dessen Sichtbarkeit und aktuelle Dichte mit dem Hinweis auf Sinnverweisungen sozusagen überwuchern lasse und damit letztlich eliminiere (vgl. Merleau-Ponty 1997). So selbstverständlich und fraglos uns unsere Alltagsüberzeugungen erscheinen – auch bei ihnen handelt es sich wie beim wissenschaftlichen Wissen um Propositionen mit einem Geltungsanspruch. Sie bleiben wie diese auf Wahrnehmung verwiesen und können mit dem Verweis auf Wahrnehmungen zurückgewiesen werden (»Der Kater des Nachbarn ist gar kein Kater. Es ist eine Katze, sie hat Junge bekommen.« »Unsere islamischen Nachbarn essen ja Schweinefleisch!« »Es gibt auch weiße Rehe.«).

Die Frage nach dem Status des Wissens wird in Sprondels Artikel thematisch, wenn er die dilemmatische Struktur von Versuchen anspricht, Strukturtheorien über Gesellschaften wissenssoziologisch zu reduzieren und demzufolge auf eine sorgfältige Deskription von Alltagsmodellen zu beschränken. Reduziert man gesellschaftliche Wirklichkeit auf das vorfindliche (Alltags-) Wissen, das ihre Mitglieder über sie haben, bekommt man ein Problem: »Alle Menschen haben zwar irgendeine Vorstellung von der Welt, die ihr Handeln leitet, aber nicht alle haben dieselbe. Damit stellt sich aber die Frage, wessen Realitätsdeutung rekonstruiert werden soll, um daraus etwa die Struktur einer Gesellschaft zu gewinnen.« (Sprondel 1976: 185). Es wäre unmöglich, zwischen »zutreffenden und illusorischen Realitätsdeutungen des Alltags zu unterscheiden« (ebd.) und selbst die ureigene wissenssoziologische Aufgabe der Analyse der

sozialen Verteilung von Wissen wäre letztlich nicht durchführbar. Überzeugend wendet Sprondel ein, dass deshalb jede wissenssoziologische Frontstellung gegen »gesamtgesellschaftliche Strukturtheorien irreführend und unfruchtbar« sei (ebd.). Desto dringlicher stellt sich die Frage (Merleau-Pontys), die Sprondel seinem nachdenklichen Artikel voraus stellt: von wo aus spricht der *Soziologe*, von wo aus kann er überhaupt sprechen? wie kann er über Strukturen sprechen, die in den Alltagsmodellen nicht sichtbar werden oder sogar zu ihnen oder zu manchen von Ihnen in Widerspruch stehen? Und umgekehrt, welchen Sinn hätte es wiederum Soziologie zu treiben, wenn diese Disziplin nicht mehr zu sagen hätte, als in den Alltagsmodellen der Akteure ohnehin schon enthalten wäre (ebd.)? Und schließlich, worin läge selbst noch das für eine empirisch arbeitende Wissenssoziologie wesentliche Kriterium zu entscheiden, ob ein bestimmtes Alltagswissen selbst »wirklich« ist, d.h. empirisch vorkommt, wenn Wirklichkeit selbst durch »Wissen« »konstituiert« würde.²

Sprondel wendet sich jedenfalls gegen eine Reduktion von Soziologie und von Strukturanalyse auf eine Phänomenologie des Alltagswissens der Akteure, entsprechende Versuche hält er für misslungen (Sprondel 1976: 184). Er plädiert ausdrücklich für eine reflektierte und komplexere Strukturtheorie. Er macht sich aber andererseits nicht eine »verdinglichungstheoretische« Konzeption von Struktur zu eigen, sondern setzt hier auf eine Entscheidung aus der Sache und von Fall zu Fall. »Ob und wie weit eine konkrete Gesellschaft den Charakter eines Dinges oder Systems hat, ist a priori nicht auszumachen. Aber alle Theoretiker moderner Gesellschaften sehen sich genötigt, einen sehr hohen Grad an Systemcharakter für diesen Typus der Gesellschaft in Rechnung zu stellen. Dies ist somit nicht eine generelle (ahistorische) Begriffserfindung einer sozialtechnologisch inspirierten Theorie, sondern eine strukturanalytische These. Sie kann zweifellos eine gewisse Plausibilität in Anspruch nehmen.« (Sprondel 1976: 186).

- 2 Dass letztlich weder Berger noch Luckmann dies annehmen, haben sie später auch dadurch ausgeräumt, dass sie sich vehement gegen eine Etikettierung ihres Ansatzes als »konstruktivistisch« zur Wehr gesetzt haben, Thomas Luckmann noch kurz vor seinem Tod in einem in der DGS-Zeitschrift »Soziologie« veröffentlichten Interview (Luckmann u.a. 2015). Dennoch haben meines Erachtens die durchaus missverständlichen Formulierungen in der *Social Construction* zu diesem verbreiteten Missverständnis und auch geradezu zu der weite Teile der SoziologInnen prägenden professionellen Ideologie der Konstruiertheit der Welt durch Wissen beigetragen.

Ding, Verdinglichung, Objektivität

Das wirft die grundsätzliche Frage auf, wie weit das Theorem der »Verdinglichung« überhaupt trägt (Lukács 1979: 170 ff.) und ob es phänomenologisch überzeugt. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich der Begriff des Objektiven und des Objekts bei Berger/Luckmann als durchaus schillernd darstellt und mit verwandten Begriffen nahezu synonym gebraucht wird: eben Ding-Verdinglichung, Gegenstand-Vergegenständlichung (Berger/Luckmann 2004: 65), manchmal ist von »Sachen«, »Welt von Sachen«, »objektiven Fakten«, »Faktizität« (ebd.: 64) oder »äußerem Faktum« (ebd.: 62) die Rede. Auch wer versucht im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (Ritter u.a. 1971-2007) Klarheit über das scheinbar eindeutige Wort »Ding« zu erhalten, wird durch eine Irrfahrt unklarer und hochkontroverser Diskussionen geschickt, bei denen die genannten Begriffe und Begriffspaare (Objekt-Ding-Sache-Gegenstand-Faktum) eine Rolle spielen und natürlich der letztlich ebenso unklare Begriff des Subjekts.

Der Begriff der »Verdinglichung« ist dabei noch am ehesten einer bestimmten Begriffstradition zuzurechnen, nämlich der neomarxistischen Interpretation der Marxschen Warenanalyse durch Georg Lukács. Verdinglichung besagt, dass etwas zum Ding wird oder als Ding erfahren wird, was eigentlich kein Ding ist. Das Paradebeispiel hierfür ist die »Ware«. Lukács zitiert hier Marx wie folgt: »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht [...] darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigene Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen. Durch dies quid pro quo werden die Arbeitsprodukte Waren, sinnlich übersinnliche oder gesellschaftliche Dinge ... Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.« (zit. bei Lukács 1979: 174). Hier werden unter »Dingen« zunächst sinnlich wahrnehmbare, ausgedehnte, einzelne Gegenstände, Sachen verstanden (wie zum Beispiel: Tische, Stühle, Brote, Maschinen, Perlenketten, Bücher, die berühmten Baumwollballen, Kleider, Äpfel und Birnen usw.). Sie weisen einerseits physische Merkmale auf, sozusagen Dispositionen, durch die sie einen bestimmten Gebrauchswert innehaben, zugleich aber haben sie Eigenschaften, die sie nur durch die bei ihrer Produktion und ihrer Distribution involvierten menschlichen Beziehungen haben, wie eben ihren (Tausch-) »Wert«. Wenn diese letzteren Eigenschaften umstandslos auf derselben Ebene wie die ersteren Eigenschaften erscheinen, dann spricht Lukács von Verdinglichung.

Allerdings mündet diese eingeschränkte Figur letztlich in einen generalisierten »dialektisch-materialistischen Produktionsidealismus«. Denn

Lukács bezieht sich zunehmend auf »Objektivität«, »Gegenständlichkeit« schlechthin. Es gehe (hier nimmt er Formeln Kants, Vicos, Hegels auf) darum, »die Welt nicht mehr als ein unabhängig vom erkennenden Subjekt entstandenes [...] Etwas hinzunehmen, sondern sie vielmehr als eigenes Produkt zu begreifen« (Lukács 1979: 210), zu erkennen, »wir haben unsere [...] Geschichte selbst gemacht und wenn wir die gesamte Wirklichkeit als Geschichte [...] zu betrachten imstande sind, so haben wir uns tatsächlich zu dem Standpunkt erhoben, wo die Wirklichkeit als unsere ›Tathandlung‹ aufgefasst werden kann.« (Lukács 1979: 261 f.). Das ist ein Paradebegriff des Deutschen Idealismus. Natürlich will Lukács wie Marx nicht die Prämissen der idealistischen Philosophie (Fichte, Hegel) übernehmen, sondern er will diese Figur »vom Kopf auf die Füße zu stellen«, das Subjekt dieser »Thathandlung« *adäquat* bestimmen. Freilich: die formale Figur von Entäußerung und Vergegenständlichung als solche bleibt in dieser »Drehbewegung« unangetastet. Der letzte Irrtum der bürgerlichen Philosophie besteht für Lukács in der Annahme, dieses Subjekt-Objekt sei das »Wir« des Hegelschen Weltgeist. Vielmehr müsse dieses Subjekt-Objekt als gesellschaftliches »Subjekt« = als soziale Klasse verstanden werden, die Vergegenständlichung nicht als theoretisches, sondern als praktisches Verhalten (=Arbeit) verstanden werden. Das »Wir«-Subjekt der Produktion der gesamten Welt ist dann das »zu sich kommende« Proletariat, das sich nicht mit der bloßen Kontemplation seiner eigenen Rolle begnügt. Vielmehr gilt »die Selbsterkenntnis des Arbeiters als Ware ist aber bereits als Erkenntnis: praktisch.« (Lukács 1979: 296), »da das Bewusstsein hier nicht das Bewusstsein über einen ihm gegenüber stehenden Gegenstand, sondern das Selbstbewusstsein des Gegenstandes ist, umwälzt der Akt des Bewusstwerdens die Gegenständlichkeitsform seines Objekts.« (Lukács 1979: 309). Die damit verbundenen Verheißungen sind bekannt. Der werktätige Mensch wird zum Maß aller (gesellschaftlichen) Dinge im Maße, wie diese Selbsterkenntnis der proletarischen Klasse zu einer Veränderung der Eigentums- und Ausbeutungsverhältnisse führt, die Geschichte endlich zur Geschichte der Menschen wird – in der praktischen Durchbrechung der verdinglichten Struktur der bürgerlichen Gesellschaft. Das Proletariat ist das identische (Wir-) Subjekt-Objekt der Geschichte (Lukács 1979: 339).

Natürlich glaubt kein Mensch heute mehr an dieses »Narrativ«, zum Glück. Auch bei Berger/Luckmann entfällt selbstverständlich die Vorstellung einer möglichen Aufhebung der »Verdinglichung« der Gesellschaft durch die revolutionäre Tat einer Klasse, aus nahe liegenden Gründen. Allerdings bleibt einiges von der dialektischen Denklogik erhalten. Sie wird letztlich in eine nicht vermeidbare, sozialanthropologische Grundstruktur von Sozialität umgedeutet. Die Gesellschaftsordnung ist Produkt, Ergebnis einer »ständigen menschlichen Produktion« (Berger/Luckmann 2004: 55), »Produktion« heißt

»Vergegenständlichung« (ebd.: 65), »Externalisierung« (ebd.: 55) und deren »Gerinnen« zu einer objektiven, dinglichen Welt, die dann wiederum die Produzenten prägt. Das tritt vor allem dann ein, wenn wechselseitige Typisierungen und damit verbundene Institutionalisierungen des Verhaltens nicht mehr reziprok kontrolliert werden können, sondern an Dritte, insbesondere die nächste Generation weiter gegeben werden. Solange A und B noch für die Konstruktion ihrer Welt »selbst verantwortlich« sind, die Macht behalten, »sie zu verändern oder gar zu vernichten« (ebd.: 63), sie als eigene Welt durchschaubar bleibt, bleibt ihr »Objektivitätsstatus spannungsvoll, schwankend, fast spielerisch« (ebd.: 62). »Das verändert sich jedoch mit der Weitergabe an eine neue Generation. Die Objektivität der institutionalen Welt ›verdichtet‹ und ›verhärtet‹ sich [...]«, sie gewinnt »Festigkeit«, »Massivität«, sie ist »nicht mehr ganz durchschaubar«, »gegeben«, »wie die Natur und wie diese vielerorts undurchschaubar« (ebd.: 63), als »objektive Faktizität«. Gesellschaftliche Strukturen erscheinen in dem Maße als Dinge, wie ihr Produktcharakter, bzw. ihr Hervorgehen aus menschlichen Handlungen nicht mehr durchschaubar ist. In letztlich ähnlicher Weise projiziert Habermas diese Logik auf die Unterscheidung von Lebenswelt und System (Gesellschaft). Die Lebenswelt ist das, was zumindest potentiell im Rahmen einer kommunikativen Rationalität einholbar ist, das System das, was zum »Ding«, zur gesellschaftlichen Objektivität geronnen ist.

Aber ist das eine zutreffende phänomenologische Beschreibung? Wird etwas durch Undurchschaubarkeit oder durch seine scheinbare Faktizität, oder dadurch, dass es durch das Handeln *vieler* Menschen vermittelt ist, zum »Ding«? Und umgekehrt: löst sich diese Undurchschaubarkeit, Faktizität, ggf. der Dingcharakter auf, in dem Maße, wie wir es als Produkt oder als Folge von menschlichem Handeln betrachten? Das hängt natürlich davon ab, in welcher Bedeutung wir das Wort »Ding« überhaupt verwenden. Versucht man eine einfache Charakterisierung des Spektrums möglicher Bedeutungen, so könnte man zwischen einer maximal engen und einer maximalen weiten Bedeutung unterscheiden, nämlich:

- Ding(e) im Sinne von Sachlage, Angelegenheit (wie man sagt: »Stand der Dinge«, »nach Lage der Dinge«, »die Dinge regeln« u.ä.)
- Ding(e) im Sinne eines konkreten, materiellen (letztlich ausgedehnten und Raum einnehmenden) wahrnehmbaren einzelnen Gegenstandes.

Auffällig ist, dass die Begriffe »Objekt«, »Gegenstand«, »Sache« alle ein ähnliches semantisches Spannungsfeld aufweisen. Im Hinblick auf die weite Bedeutung ist eine etymologische Auskunft interessant: laut Kluges *Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache* unterhält in den

nord- und zentralgermanischen Sprachen »Ding« eine historische Beziehung zum germanischen »Thing«. Gemeint ist damit eine Gerichts- oder Ratsversammlung, die über bestimmte Angelegenheiten berät und darüber ggf. Beschlüsse, Urteile, Entscheidungen trifft. Dinge sind dann eben das, was *Gegenstand*, *Sache* einer Beratung, eines Übereinkommens oder eines Urteils sein kann. So gesehen steckt gerade im Dingbegriff das, wovon die soziologische Theorie behauptet, dass es in ihm nicht steckt, aber von der »Sache« her (!) eben dann doch.

Dagegen meint die Alltagsbezeichnung »Ding« gerade etwas, über das man sich nicht zu einigen braucht, weil es sich um einen materiellen, ausgedehnten, begrenzten, einzelnen Gegenstand handelt, zum Beispiel einen Baum, eine Maschine, ein Stein, im weitesten Sinn ein »Dies« oder »das«, auf das man zeigen kann. Mit »Ding« wird einfach einzelnes, individuelles Wahrnehmbares bezeichnet (also nicht zum Beispiel Stoffe, Substanzen, Ganzheiten wie Landschaften, Gebirge, Himmel, Meer), soweit es nicht um Menschen (oder auch andere Lebewesen) handelt, sondern nur um *bloß* Materielles, Ausgedehntes, das als »bloßer« Gegenstand menschlichen Verhaltens in Frage kommt. Das ist – ich komme darauf zurück – auch ethisch von Bedeutung. Kant bestimmt als entscheidenden Grundsatz und Ansatz ethischen Handelns, dass Menschen nicht als Sachen, nicht als Dinge behandelt werden dürfen. Das ist für ihn gleichbedeutend damit, dass etwas bloß Mittel zu einem vom Subjekt gesetzten Zweck ist: »Der Mensch ist keine Sache, mithin nicht etwas, das bloß als Mittel gebraucht werden kann, sondern muss bei allen seinen Handlungen jederzeit als Zweck an sich selbst betrachtet werden. Also kann ich über den Menschen [...] nicht disponieren, ihn zu verstümmeln, zu verderben, oder zu töten.« (Kant 1961: 80). Auch die Synonyme bzw. benachbarten Worte »Gegenstand«, »Sache«, »Objekt« (auch auf Französisch: »chose«, »objet«) sind letztlich von einer ähnlichen Mehrdeutigkeit geprägt und können insofern weitgehend synonym eingesetzt werden.³

Geht man wie Lukács von Marx' Analyse der Warenform aus, so ist zwingend zunächst die konkrete Bedeutung eines einzelnen materiellen Dings aufgerufen. Mit »Verdinglichung« ist ja eben gemeint, dass etwas – nämlich der Wert einer Ware – *fälschlich* als Eigenschaft, als innere Disposition eines Dinges erscheint, auf der gleichen Ebene wie sein inhärenter Gebrauchswert, seine materiellen Eigenschaften, seine Tauglichkeit, sein Aussehen. Auch »Vergegenständlichung« meinte bei Marx zunächst: Produktion von Dingen im Sinne materieller einzelner Gegenstände. Allerdings wird diese Vorstellung der Produktion letztlich ausgeweitet auf die Gesellschaft insgesamt, die dann als »Produkt« der Gesamtheit der

3 Der Kantsche Satz »Der Mensch ist keine Sache« ist synonym mit: »Der Mensch ist kein Objekt/kein Ding/kein Gegenstand«.

»produzierenden Subjekte« dasteht. Diese Ausweitung findet sich sowohl bei Lukács wie auch in Berger/Luckmanns Fassung von Dialektik (z.B. Berger/Luckmann 2004: 65). Jede Art von gesellschaftlicher Faktizität ist dann im *wörtlichen* Sinne »Faktum« = Gemachtes = Ergebnis eines Machens von Machern, Ergebnis wie immer vermittelter Handlungen, auch wenn man dem Faktischen das nicht mehr ansieht. Der Dingbegriff wird als Gegensatzbegriff eingesetzt – insofern etwas als Ding erscheint, erscheint es als etwas dem menschlichen Machen gegenüber scheinbar Selbstständiges. In dieser Logik erscheint das Ding, als vorgegeben Faktisches, in derselben Logik wie Natur und Natürliches als Inbegriff des von den Menschen eben nicht »Gemachten«, sondern ihnen Vorgegebenen (vgl. Berger/Luckmann 2004: 63).

Gerade hieran könnte man wiederum eine Kritik der ganzen Vorstellung ansetzen. Die ganze Logik der Produktion, Vergegenständlichung, Objektivierung ist geprägt von einer viel zu statischen Entgegensetzung von »Vorgegebenem« und »Gemachtem« und der Parallelisierung mit einer Entgegensetzung von »Natur« und »Kultur«. Jedes menschliche Machen ist ja wiederum nur möglich nach Maßgabe eines Sich-Einlassens bzw. eines Aufgreifens von (»natürlichen«=nicht ihrerseits menschengemachten) »Vorgaben«. Wer einen Löwenkopf aus einem Stück Holz schnitzen will, muss dessen gewachsene Struktur berücksichtigen, wer einen Computerchip produzieren will, muss äußerst komplexe physikalische und chemische Zusammenhänge akzeptieren, die eindeutig nicht ihrerseits menschengemacht sind. Zu erinnern ist daran, dass die Technik, sehr oft als Inbegriff der Autarkie modernen Gesellschaft gehandelt, ja im Kern ein Ergebnis der Anwendung von *Naturwissenschaften* ist. Man könnte etwas zugespitzt sagen, die Herrschaft der modernen Gesellschaft über die Natur könnte man mit demselben Recht als »Herrschaft« der Natur über die Gesellschaft fassen. Insofern menschliches Verhalten selbst immer nur körpergebunden möglich ist, ist es von vorne herein einer Vielzahl natürlicher, nicht menschengemachter Vorgaben unterworfen und weil das so ist, stellt jedes Handeln und Verhalten seinerseits immer zugleich eine »natürliche« Realität dar und hat schon insofern eine über den Begriff des »Machens«, »Produzierens«, »Vergegenständlichens« hinausgehende »Faktizität«, besser gesagt: Wirklichkeit.

Schon von daher weist das dialektische Vokabular von Verdinglichung, Vergegenständlichung, Objektivation unvermeidliche Ungereimtheiten auf. Phänomenologisch ist dieses Vokabular mit Sicherheit nicht zu halten. Im Grunde geht in der diesbezüglichen Literatur alles durcheinander – so etwa, wenn Berger/Luckmann bestimmte Muster der *Begründung* von Handlungen oder Verhaltensweisen (»So macht man das«, »Das war schon immer so.«) wechselweise als »Objektivität«, »Faktizität«, »Dinghaftigkeit« des Gesellschaftlichen bezeichnen. Hier liegt ja eher

eine (selbst faktische) Begründung von Handeln mit Verweis auf eine in der Vergangenheit liegende Faktizität von Handlungen vor. Deswegen werden aber Handlungen nicht zu »Dingen«, »Gegenständen«, »Objekten«, sondern es handelt sich einfach um eine reichlich dünne Begründung, die darauf angelegt ist, jeden Widerspruch zu verbieten. Sprache erscheint Kindern selbstverständlich prinzipiell als »vorgegeben«, was sie ja auch ist, und zwar nicht nur für Kinder, denn niemand kann als Individuum ad hoc eine Sprache verändern. Dass sehr viele unbestimmte und unbestimmbare Andere in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mitsprechen, ist schlicht ein Faktum. Das ist aber sicher nicht gleichbedeutend damit, dass das, wie Berger/Luckmann formulieren, »zur Natur der Dinge« gehörig erfahren wird – denn Sprache und Sprechen hat keinerlei räumliche Ausdehnung, man kann nicht auf Gesprochenes zeigen (Berger/Luckmann 2004: 63). Dass Institutionen als »gegeben«, »unveränderlich« und »selbstverständlich« erfahren werden, eine Faktizität sowohl auf der Ebene der wirklich stattfindenden Interaktionen wie auf der Ebene der Faktizität der damit möglicherweise verbundenen Geltungsunterstellungen aufweisen, ist völlig unabhängig davon, ob man ihren »konventionellen« Charakter erkennt oder nicht. Ebenso wenig hängt das von der Frage ab, wie und ob in der Zukunft nicht auch anders gehandelt werden könnte. Denn einzusehen, dass man es in Zukunft anders machen könnte oder auch nur den Umstand zu durchschauen, *dass* gehandelt und gemacht wurde, ändert nichts an der Faktizität bestehender Institutionen. Faktizität liegt sozusagen immer in der Vergangenheit und was in der Vergangenheit lag, kann eben nicht mehr geändert werden. Dass sich Faktizitäten verändern können, ändert nichts an ihrer »früheren« Faktizität, sondern schafft einfach neue »soziale Fakten«.

Das Problem der Durchschaubarkeit oder Undurchschaubarkeit von Zusammenhängen hat wiederum mit der Frage des Erscheinens von gesellschaftlicher Realität als »Objektivität«, »Faktizität«, »Dinglichkeit« gar nichts zu tun. Es gibt eindeutig wirkliche Dinge, Sachen, Fakten, Objekte, die für uns völlig undurchschaubar sind und solche, die wir in welchem Sinne auch immer (in ihrer Genese, in den Gesetzmäßigkeiten ihres Erscheinens, Aufbaus, Ablaufes usw.) »durchschauen« und verstehen. Das beeinträchtigt ihren Status als Sachen, Dinge, Objekte in keiner Weise. Gesellschaft kann heute in allgemeiner Weise von jedem als »menschengemacht« aufgefasst werden, bis hin zum Status von Geschlechterbeziehungen. Deswegen sind sie aber weder beliebig änderbar, noch im Konkreten durchschaubar. Die realen Handlungs- und Interaktionsketten, in unserer unfassbar komplex (segmentär, stratifikatorisch und funktional zugleich) differenzierten Gesellschaft sind prinzipiell von niemand zu überblicken. Das ist Merleau-Pontys »Kosmotheoros-Argument«. Auch wenn ich prinzipiell weiß, dass der Preis einer Ware, der Bedeutungswert einer sprachlichen Äußerung oder

der Umstand, dass gerade wieder enge Jeans Mode sind, Ergebnisse menschlicher Interaktionen und ihrer Verkettungen und Vernetzungen sind – die konkreten und wirklichen Zusammenhänge, wie es dazu kam, sind aus prinzipiellen Gründen in den seltensten Fällen im Detail rekonstruierbar.

Selbst für eine banale sprachliche Äußerung steht es nicht in meiner oder unserer Verfügung, die Worte anders klingen (=bedeuten) zu lassen, als sie eben klingen (=bedeuten). Niemand kann sagen, wie genau die Wort »Scheiße« oder »Fuck (you)« die Bindung an ihre wörtliche Bedeutung verloren haben und den Bedeutungswert erhalten haben, den sie in allen möglichen sozialen Kontexten heute haben. Man kann auch keine Verabredungen treffen, das von heute auf morgen zu verändern. Auch das müsste man im dialektischen Schema mit demselben Recht als »Verdinglichung« bezeichnen, wie den Umstand, dass der Wert einer Ware uns als Faktizität erscheint, »obwohl« er auf dem Handeln und den Beziehungen von Menschen beruht. Aber entspricht das der Erfahrung von »Dingen« im Sinne materieller Gegenstände? In Wahrheit haben Dingerfahrung und die Erfahrung der Faktizität institutioneller Gegebenheiten eine unterschiedliche phänomenologische Valenz. Das Problem der Erfahrung sozialer Struktur ist mit einem dialektischen Vokabular nur unzureichend aufschließbar.

Webers »Dialektik«

Sprondels Rekurs auf Webers Methodologie geht zunächst einen ganz anderen Weg als den der Lukácschen Dialektik. Er stellt die Frage des »von wo« und »wie« des Sprechens der Soziologen, er sucht eine Antwort im Rekurs auf die methodologische Kategorie des Weberschen Idealtypus. Was als eine Makrostruktur, als Struktur einer ganzen Gesellschaft in den Blick kommt, bedarf einer vorangehenden »Entscheidung«. Sie ist – entgegen einer bestimmten Semantik von »objektiv« – gerade nicht durch ein großes »Objekt an sich«, einen ominösen »Stoff«, weder durch »die« Realität »der« Gesellschaft noch durch deren universelle Gesetzmäßigkeiten diktiert. Sprondel liest Weber dennoch nicht mit den Augen des Neokantianers. Für ihn sagt Weber: Die soziale Welt *ist* strukturiert, sie ist kein Chaos, aber das Aussagensystem über diese Welt kann chaotisch sein (Sprondel 1976: 179). Dennoch kann der Idealtypus als entscheidendes Erkenntnisinstrument der Weberschen Methodologie nicht der Welt direkt entnommen werden, wie der Umstand, dass die Sonne scheint, einem Blick durch das Fenster. Er gibt keinem existierenden Etwas Ausdruck, ist kein Abbild, dennoch ist er nicht reine Konstruktion. Er reagiert auf den Umstand, dass (Erkenntnis der) soziale

Wirklichkeit perspektivisch ist, einen auch in buchstäblichem Sinn räumlich-zeitlichen Standort in der Welt voraussetzt, kontextgebunden, selektiv, zugleich aber – wenn es um *gesellschaftliche* und *historische Zusammenhänge* geht – den Anspruch hat kontextübergreifende Aussagen zu machen. Sprondel plädiert ganz ähnlich wie Merleau-Ponty (Merleau-Ponty 1974: 16 f.) dafür, die Forschungspraxis Webers, also die faktisch realisierte Methode und Methodologie ins Auge zu nehmen. Er hält – wohl gerade im Hinblick auf sie – fest: »Jede Besinnung auf die Forschungspraxis macht deutlich, dass die Wirklichkeit zugleich als strukturiert und dennoch nicht verbindlich für die Wissenschaft strukturiert zu unterstellen ist (....) ein zu analysierender sozialer Zusammenhang kann (und muß) zwar auf *einen*, nicht aber auf *den* und schon gar nicht auf *seinen* Begriff gebracht werden.« (Sprondel 1976: 180).

Webers Methodologie reflektiert verschiedene Möglichkeiten der Bestimmung des Standortes des Soziologen: Der Soziologie ist Kulturmensch überhaupt, er ist Angehöriger einer bestimmten spezifischen Kultur, soziohistorisch situiert und er steht in einer Tradition wissenschaftlichen Argumentierens. In allen drei Fällen handelt es sich aber nicht um ein »Subjekt«, sondern um ein selbst schon instituiertes=eingebundenes »Wir« – je nachdem ergeben sich unterschiedliche Vergleichsgesichtspunkte, Dimensionen der Strukturanalyse. Ihre Begründung ergibt sich im wechselseitigen Verweis kontingenter soziohistorischer Gegebenheiten, den institutionalisierten Wertideen eines bestimmten sozialen Zusammenhangs *und* wissenschaftsimmanenten Begründungszusammenhängen. »Der damit gegebene Zirkel ist nicht durch diese oder jene fundamentalistische Rückzugposition zu durchbrechen, sondern bleibt das in geregelter Kommunikation unter Wissenschaftlern zu bearbeitende Problem je konkreter Untersuchungen.« (Sprondel 1976: 184).

Die bloße Nachzeichnung der Wissensbestände handelnder Subjekte, ihrer Alltagsmodelle dagegen bearbeitet diesen Zirkel in Sprondels Augen nicht. Er lässt keinen Zweifel, dass er die Berufung einer »phänomenologischen Soziologie« auf Weber, seinen Begriff des »subjektiv gemeinten Sinns« und dessen Rolle für eine verstehende Soziologie für ein Missverständnis hält. Man könnte Sprondels Argumentation so verstehen, dass mit dem Sinn und Handlungsbegriff eben nicht der »ganze« Weber abgedeckt sei. So etwa, wenn er darauf aufmerksam macht, dass Weber gleich nach den ersten beiden Paragraphen von Wirtschaft und Gesellschaft »soziale Beziehungen und Gebilde«, also Sozialstrukturen in den Mittelpunkt stelle und somit der gewichtigere Teil von Wirtschaft und Gesellschaft strukturtheoretisch entworfen sei. Auch dann hätte Weber sozusagen schon den Ansatz zu dem Kompromiss zwischen Subjektivismus und Objektivismus geliefert, den beispielsweise Berger-Luckmann zwischen ihm, Weber, und Durkheim herbeiführen wollen oder

den Bourdieu und Giddens jeweils auf ihre Weise zum Ausgangspunkt ihrer soziologischen Theoriewürfe machen.

Man könnte aber auch argumentieren, vieles hänge davon ab, wie man Webers Bestimmung des sozialen Handelns und den darin verwendeten Begriff des subjektiven Sinns überhaupt verstehen möchte. Soziales Handeln solle ein Handeln genannt werden, »welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.« (Weber 1980: 1). Sprondel zitiert weiter: soziale Beziehung sei ein ihrem Sinngehalt nach »aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer« (Weber 1980: 13). Muss damit notwendig ein subjektives, sich selbst transparentes Wissen gemeint sein und müssen die so aufeinander bezogenen Individuen über widerspruchsfreie identische Wissensbestände verfügen? Wenn ja, dann allerdings bedarf es einer zusätzlichen »objektiven« Struktur, die gleichsam *hinter dem Rücken* dieser Sinnorientierungen funktioniert. Wenn aber Weber den genauen Charakter dieser gegenseitigen »Einstellung« und »Orientierung« offengelassen hätte und damit gar nicht eine transparente, widerspruchsfreie Realitätsdefinition, eine propositionale Struktur, die sich selbst durchsichtig ist, meint? Dann könnte die Struktur geradezu in dieser Einstellung und Orientierung als solcher liegen, in ihr *selbst* aufzufinden sein, nicht in ihrem identischen propositionalen Sinngehalt mit dem subjektiv gemeinten Sinn der *Anderen*, sondern in ihrer sichtbaren Wirkung auf jenes »Sich-Verhalten«, von dem Weber spricht. Dass man in diese Richtung denken muss, zeigt ja Max Webers eigene Erläuterung: »Es ist in keiner Art gesagt: daß die an dem aufeinander eingestellten Handeln Beteiligten im Einzelfall den gleichen Sinngehalt in die soziale Beziehung legen oder sich sinnhaft entsprechend der Einstellung des Gegenpartners innerlich zu ihm einstellen, dass also in *diesem* Sinne Gegenseitigkeit besteht [...] Eine völlige und restlos auf gegenseitiger sinnentsprechender Einstellung ruhende soziale Beziehung ist in der Realität nur ein Grenzfall.« (Weber 1980: 13 f.). Mit anderen Worten: der propositionale Gehalt des »subjektiv gemeinten« Sinns, der auf andere »bezogen« und »orientiert« ist und dessen realer, an den faktischen Beziehungen und Sequenzen des sozialen Verhaltens ablesbare Effekt – und gar dessen Effekte in anderen, weiteren, historisch folgenden sozialen Kontexten sind zu unterscheiden. Sie stehen nicht in einem einfachen Entsprechungsverhältnis – gerade diese Annahme ermöglicht Weber beispielsweise die Analyse der Wandlungen und Transformationen der protestantischen Ethik in eine kapitalistische Arbeitsethik. Alexandre Métraux hat in seinem Beitrag zu dem 1976-er Band möglicherweise in diese Richtung gedacht, wenn er Merleau-Pontys »höchst eigenwillige Interpretation« Max Webers versucht zu charakterisieren und dabei die Differenz und den Bezug von Verstehen und Handeln, von

Praxis und Verstehen herausstellt (Métraux 1976: 147) Er betont: »Die ›Wahrheit‹ des Sozialen [...] steht nicht ein für alle Male fest, sondern gehört zu einer Sinngeneration, deren Struktur herausgearbeitet werden kann. Das Soziale ist kein konstituierter Gegenstand, sondern eine Institution mit offenem Horizont« (Métraux 1976: 148).

Von da aus wäre sicher auch das von Walter Sprondel aufgeworfene Problem anzugehen, das wir als Ausgangspunkt dieses Textes genommen haben: dass die Erfahrung von (Strukturen der) Gesellschaft und das Wissen darüber immer perspektivisch ist, und dennoch die Strukturen nicht jenseits dieser Erfahrung sind. Dann könnte Sprondels ausführlicher Rekurs auf Weber in seiner Verknüpfung mit dem Merleau-Ponty-Motto auch noch auf eine andere Fährte führen – eine mitlaufende Intuition möglicherweise, dass die Leitdifferenzen von Objektivismus vs. Subjektivismus, Handlung vs. Struktur, Subjekt vs. Ding selbst nicht weiter führen. Dann wäre der Artikel selbst ein Beispiel für eine Sinndynamik, die auf das Verhalten anderer bezogen ist, »in angebbarer Weise auf das Handeln Anderer eingestellt ist«, sich aber gleichwohl nicht mit vollem reflexivem Bewusstsein des Akteurs vollzieht. Man könnte zu dem Eindruck kommen, dass Merleau-Ponty dasselbe Problem in seiner Weberreflexion umkreist, ohne es seinerseits einer klaren und eindeutigen Lösung entgegen zu führen. Darauf soll abschließend ein Blick geworfen werden.

Merleau-Pontys Weberlektüre in den »Abenteuern der Dialektik«

Im Zentrum von *Merleau-Pontys* Auseinandersetzung mit Weber in den »Abenteuern der Dialektik« scheint zunächst ein anderes Problem zu stehen als das des »Strukturbegriffs in den Sozialwissenschaften«, nämlich eine politische Auseinandersetzung mit dem Anspruch des kommunistischen Totalitarismus. Aber man muss heute daran erinnern, dass dieser verknüpft war mit dem Anspruch einen, *den* definitiven Einblick in die objektiven Strukturgesetze der modernen Gesellschaft zu haben. Dieser definitive Einblick war der dialektische bzw. historische Materialismus. Auch dieser Einblick nahm für sich den Begriff der »Dialektik« in Anspruch, ebenso wie andere Theorien der Linken (wie etwa der Sartres, mit der Merleau-Ponty sich ebenfalls auseinandersetzt). Merleau-Ponty stellt diesem »Ausverkauf der revolutionären Dialektik« gleich am Anfang des Buches seine Lesart der von Weber in seinen materialen Studien faktisch gehandhabten Methodologie gegenüber (Merleau-Ponty 1974: Kap. 1). Er rekurriert auch am Ende des Buches, an dem er politisch für einen »neuen Liberalismus« *und* eine nicht-kommunistische,

parlamentarische Linke zugleich plädiert, auf Weber (Merleau-Ponty 1974: 273). Das Parlament sei, so Merleau-Ponty, sei »die einzig bekannte Einrichtung, die ein Minimum an Opposition und Wahrheit garantiert« (ebd.: 273). Man beginne überhaupt erst damit, sagt Merleau-Ponty, – und das ist eine bemerkenswerte Aussage! – »das Gesellschaftliche kennenzulernen« und lässt allenfalls Raum für eine »bescheidene«, inhaltlich »offene« Dialektik, wenn er bemerkt: »übrigens wird ein System bewusster Lebenszusammenhänge niemals ähnliche Lösungen wie ein Kreuzworträtsel oder ein Elementarproblem der Arithmetik enthalten. [...] Eine nicht-kommunistische Linke ist ebenso wenig an das freie Unternehmertum gebunden wie an die Diktatur des Proletariats. Sie glaubt nicht, dass die kapitalistischen Institutionen die einzigen Ausbeutungseinrichtungen sind, aber sie hält sie weder für natürlicher noch für unantastbarer als die Steinaxt oder das Fahrrad. Es sind – wie unsere Sprache, unsere Werkzeuge, unsere Gebräuche, unsere Kleider – zu einem bestimmten Gebrauch erfundene Instrumente, die nach und nach einen Funktionswandel erfahren. Eine Grundanalyse dieses Bedeutungswandels – über die berühmte Analyse des Mehrwerts hinaus – ist allererst noch auszuarbeiten [...]« (Merleau-Ponty 1974: 274).

Im Hinblick auf diesen aus der zeitlichen Perspektive der Mitte des letzten Jahrhunderts formulierten, hier eher politisch als soziologisch motivierten Bedarf an Einblick in die »Sozialstruktur und das Problem des sozialen Wandels« (Sprondel) – wie rekonstruiert Merleau-Ponty nun das wissenschaftliche Verfahren Webers? Merleau-Ponty erläutert das im ersten Kapitel am Beispiel der Protestantischen Ethik. Ähnlich wie Sprondel betont er zunächst den Entscheidungscharakter des Vorgehens. Die entscheidende Strukturdimension steht am Anfang der Analyse durchaus nicht zwingend fest. Weber wähle einen Ausschnitt, eine historisch vorkommende Konstellation von Elementen, Merkmalen aus, die sich in verschiedenen Einzelphänomenen immer wieder artikuliert wird – den Typus des rationalen kapitalistischen Betriebs. Er beschreibe die protestantische Ethik, den Calvinismus des 16. und 17. Jahrhunderts. »Diese Tatsachen werden als interessant, als historisch wichtig ausgewählt, das heißt letztlich, weil in ihnen eine Logik durchscheint, die den Schlüssel zu einer ganzen Reihe anderer Tatsachen liefert. Wie kann der Historiker das zu Beginn wissen? Streng genommen weiß er nichts. Seine Aufgliederung nimmt gewisse Ergebnisse vorweg [...] und wird in dem Maße gerechtfertigt, wie sie Tatsachen erhellt, die zu den Ausgangsdefinitionen nichts beigetragen haben. Daß diese Wesentliches <essences, Übersetzung verändert, jmk> bezeichnen, ist somit nicht sicher; sie liefern nur, sagt Weber, eine »vorläufige Erläuterung« vom gewählten Gesichtspunkt aus, und der Historiker wählt diesen Gesichtspunkt so, wie man das Wort eines Autors behält oder die Geste eines Menschen: weil man bei der ersten Lektüre glaubt, einen bestimmten

Stil hervortreten zu sehen.« (Merleau-Ponty 1974: 17f.). Damit meint Merleau-Ponty den Text von Benjamin Franklin, den Weber als Einstieg in seine Analyse ins Spiel bringt und dessen immanente Logik er bestimmt. Webers Ausgangspunkt ist für Merleau-Ponty also lediglich eine vorweg genommene Hypothese, diese Logik finde sich so oder so ähnlich, woanders immer wieder, bilde eine Art Stilprinzip über verschiedene soziohistorische Zusammenhänge hinweg (Merleau-Ponty 1974: 17).

Das genau scheint für Merleau-Ponty der Schlüssel für das von Sprandel gestellte Problem zu sein, wessen Sinndeutung eigentlich maßgeblich sein soll für die Aufdeckung von Strukturen. Sie müssen nicht in den Gehalten des subjektiv gemeinten Sinns direkt gesucht werden, sondern in den Sinnbeziehungen und Konstellationen, die er mit anderen im historischen Prozess wirksamen Sinnelementen eingeht, eingehen könnte oder eingegangen ist. Genau das, so legt Merleau-Ponty nahe, bezeichne einen Teil des Weberschen Verfahrens. »Wenn es Weber gelingt, die Tatsachen im Einzelnen zu verstehen, indem er die Arbeitsethik auf ihre kalvinistischen Ursprünge zurückführt und in ihren kapitalistischen Konsequenzen verfolgt, dann deshalb, weil er deren objektiven Sinn wiederentdeckt hat, weil er in die Erscheinungen eingedrungen ist, in denen der Verstand befangen war, und über die vorläufigen und parteiischen Perspektiven hinausgegangen ist, indem er die anonyme Zielrichtung wiederherstellt, die Dialektik eines Ganzen.« (1955: 19).

»Objektiv« meint hier nicht »dinglich«, sondern die *faktisch belegbare* historische Gegebenheit eines bestimmten Zusammenhangs, einer bestimmte Sinngenesis. Merleau-Ponty schildert eindringlich, wie Weber die implizite Logik des kalvinistischen Entwurfs auseinander nimmt, ihre spezifische Korrespondenz, Verträglichkeit zu einer »Wertschätzung der Güter dieser Welt« belegt; die Struktur eines »Seinsverhältnisses« freilegt, das wiederum – etwa in der nächsten Generation – als solches tradiert werden kann ohne die ursprünglichen Motive mit zu instituieren. Also können sich Sinnstrukturen partiell aus ihren ursprünglichen Konstellationen lösen. Die heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung ist ein eigener Kosmos, der dem einzelnen seine Normen eines wirtschaftlichen Handelns aufzwingt. Zwar könnte die Gehäuse-Metapher die Vorstellung einer »dinglichen Wirklichkeit nahe legen«, die sich ihre Subjekte selbst schaffe über »Auslese«. Aber das setze voraus, sagt Weber, dass eine bestimmte, der Eigenart des Kapitalismus angepasste Art der Lebensführung und Berufsauffassung schon entstanden sei und zwar in *Gruppen* von *Menschen*, von ihnen getragen. Bei diesem Prozess könne Religion ebenso mitwirken wie Wirtschaft – Entscheidungen, Wahlen werden zu Institutionen – das heißt zu Implikationen des *tatsächlichen* Verhaltens von Menschen, die wiederum entsprechende Haltungen anderer Menschen begünstigen, wahrscheinlicher machen.

Man könnte in der Sprache der in der Zeit der Entstehung der *Absen-
teuer der Dialektik* abgehaltenen Vorlesung *L'institution, la passivité*
(Merleau-Ponty 2015) formulieren: die Individuen sind es, die ebenso in-
stituiert wie instituierend sind dadurch, dass sie die Vergangenheit nicht
als Bewusstsein der Vergangenheit haben, als »überholtes Bild«, sondern
die Vergangenheit als Ganze in ihrem Verhalten wirksam bleibt (Mer-
leau-Ponty 2015: 43). Genau das macht, dass Subjekte sowohl instituiert
wie instituierend sind. Das ist eine Funktion der Zeit, der Tatsache, dass
Menschen Gedächtnisse haben. Dieses Gedächtnis ist nicht eine Zutat,
eine bloß subjektive Komponente von Institutionen, sondern deren ei-
gentliches Medium: »Le temps est le modèle même de l'institution: pas-
sivité-activité, il continue, parce qu'il a été institué, il fuse, il ne peut pas
cesser d'être, il est total parce-qu'il est partiel, il est un champ.« »Die
Zeit ist selbst das Modell von Institution, Passivität-Aktivität, sie dauert,
weil sie instituiert wurde, sie verschmilzt (?), sie hört nicht auf zu sein,
sie ist total, weil sie partiell ist, sie ist ein Feld« (Merleau-Ponty 2015:
47; Übers. jmk). Instituiert/Instituierendes tritt in Konstellationen ein,
die sich zu Systemen verdichten können, das heißt sich wechselseitig be-
stätigen können, Resonanzeffekte erzeugen quer über Bereiche etwa des
Rechts, der Religion, des Wirtschaftens. Es ist leicht zu sehen, dass Mer-
leau-Ponty mit Sicherheit auch durch die Lektüre Webers zu diesem In-
stitutionsbegriff angeregt wurde.

Jedenfalls: dass sich im Ergebnis eine scheinbar einstimmige Entwick-
lung der »Rationalisierung« zu ergeben scheint, zugleich eine Charak-
terisierung der Prozesslogik wie der Struktur des Kapitalismus und der
modernen Gesellschaft – das stellt sich erst im Nachhinein heraus. Den-
noch geht es dabei weder um eine Hegelsche List der Vernunft, um einen
geheimen Plan oder um die Entfaltung eines zunächst in der Subjektivität
eingeschlossenen »Wesens«. »Jedes dieser Elemente«, kommentiert
Merleau-Ponty »gewinnt diese geschichtliche Bedeutung nur durch sein
Zusammentreffen mit den anderen. Häufig hat die Geschichte in Isolierung
eines von ihnen hervorgebracht (das Recht in Rom, die Elemente
des Kalküls in Indien), ohne dass es sich so entwickelt hätte, wie es sich
im Kapitalismus entwickeln musste. Ihr Zusammentreffen bestätigt in je-
dem den Entwurf von Rationalität, den es mit sich führte. In dem Maße,
wie die Wechselwirkungen sich häufen, wird die Entwicklung des Sys-
tems in seinem eigenen Sinn immer wahrscheinlicher. Die kapitalistische
Produktion setzt sich mehr und mehr im Sinn einer Entwicklung der
Technik und der angewandten Wissenschaften durch. Zunächst freilich
ist dies keine allmächtige Idee, sondern eine Imagination von Geschichte
<»imagination de l'histoire« – Übersetzung verändert, jmk, nicht: »ein-
gebildete«, die hier und da Elemente aussät, die fähig sind, eines Tages
integriert zu werden. Der Sinn des Systems ist während seiner Anfänge
wie der Bild-Sinn [sens pictural] des Gemäldes, von dem die Gesten

des Malers weniger dirigiert werden, als daß er ihr Ergebnis ist und mit ihnen fortschreitet. Man kann ihn auch mit dem Sinn der gesprochenen Sprache vergleichen, die weder als Begriff im Geist derjenigen auftritt, die sie sprechen, noch in irgendeinem idealen Modell der Sprache, sondern der vielmehr das virtuelle Zentrum einer Reihe konvergierender, fast unbewusster Sprechoperationen ist. Die historische Redeweise kommt dazu, »Rationalisierung« oder »Kapitalismus« zu sagen, wenn die Verwandtschaft der Produkte der geschichtlichen Einbildung manifest geworden ist. Aber die Geschichte arbeitet nicht nach einem Modell: sie *ist* <ja> gerade die aufkommende Bedeutung <»l'avènement du sens«, Übersetzung verändert, jmk, nicht: »Inthronisierung«!>. Sagt man, dass die Elemente der Rationalität miteinander verwandt waren, ehe sie sich zu einem System kristallisierten, so ist das nur eine Weise zu sagen, dass sie, durch menschliche Intentionen wiederaufgenommen und entwickelt, einander bestätigen und ein Ganzes bilden mussten. Wie vor dem Auftreten des bürgerlichen Unternehmens die von diesem vereinigten Elemente keine Bestandteile ein und desselben Universums waren, so muss man sagen, daß jedes durch die anderen gleichsam verlockt wird, *sich in einem Sinn, der ihnen gemeinsam ist, zu entwickeln, den aber keines von ihnen erschöpft*. Die innerweltliche Askese, die der Calvinismus zum Prinzip erhebt, vollendet sich im Kapitalismus, aber im zweifachen Sinn des Wortes: sie wird verwirklicht, da er, mehr noch als sie, Tätigkeit in der Welt ist; sie wird zerstört als Askese, da der Kapitalismus darauf aus ist, seine eigenen transzendenten Motive zu beseitigen [...] Zwischen den Elementen einer geschichtlichen Totalität gibt es nach Weber eine Wahlverwandtschaft.« (Merleau-Ponty 1974: 23 f.; kursiv jmk)

Diese Passage ist aus verschiedenen Gründen bedeutsam. Zum einen zeigt sie Merleau-Pontys Weberverständnis, sie beginnt wie eine Paraphrase, nimmt dann aber eine ganz eigene Akzentuierung vor. Zugleich gehört sie zu den wenigen Stellen, in denen Merleau-Ponty sein Verständnis soziologischer Strukturen im Zusammenhang mit einem konkreten Gegenstand deutlich macht. Ohne es kenntlich zu machen, folgt er aber auch hier den Prämissen seiner strukturalen Bedeutungstheorie. Die Bedeutung ist nicht »in« den Intentionen, Sinngebungen und Plänen der Akteure von vorne herein enthalten, »in« einem der Elemente selbst, sondern ergibt sich aus deren Verhältnis, aus einer Konstellation, Rekombination in einer gegebenen historischen Phase. Was als wirksame Struktur historisch zustande gekommen ist oder sein wird, lässt sich erst im Nachhinein bestimmen. Auch in diesem Zusammenhang fällt wieder der Vergleich mit einer »Kristallisation« (ich erinnere: ebenfalls eines »Gegenbegriffes« zur transzendentalen »Konstitution«) zu, also der unwillkürlichen, plötzlichen Entfaltung einer Struktur von erstaunlicher Regelmäßigkeit, die klare Bedingungen hat, aber dennoch überraschend und im Einzelnen nicht geplant abläuft. Das erinnert durchaus an Dialektik

– Merleau-Ponty konzipiert das unter Berufung auf die Weberschen Analysen aber pluraler, offener, von Kontingenzen durchzogen als die hegelianisch/marxistischen Modelle.

Insbesondere streitet er jede wie auch immer geartete Teleologie ab. Es gibt hier kein Bewegungsgesetz, kein An-Sich der Gesellschaft, das zu einem Für-Sich und in der Folge zu einem An-und-Für-Sich wird, kein »zu sich kommendes« geschichtliches Subjekt. Die Akteure spielen eine Rolle, aber nicht dadurch, dass sie einen vorgefassten, identisch bleibenden, subjektiv gemeinten Sinn gewissermaßen in die Strukturen hinein »objektivieren«, ihre vorentworfenen Handlungen umsetzen und diese die Strukturen konstituieren, so wie ein Zimmermann ein Haus baut. Deren Verhaltensweisen sind durchaus, weil es sich um Subjekte handelt, auf eine bestimmte Weise aneinander »orientiert«, »aufeinander eingestellt«, wie Weber sagt. Aber das ist weder im Sinne einer Identität von Bedeutungen zu verstehen, noch im Sinne aufzuhebender Gegensätze, noch im Sinne einer Antizipation oder Implikation des späteren Zusammentretens, noch geht es alleine um ein Anhäufen von quantitativen Veränderungen, die irgendwann in eine neue Qualität umschlagen. Merleau-Ponty geht es um ein Verständnis »konkreter«, »situierter« Dialektik, in der »doppeldeutige Beziehungen«, »Umstürze«, »konträre und untrennbare Wahrheiten«, »Überschreitungen«, »anhaltende Entstehungsprozesse«, Pluralität von Absichten und Ordnungen bei einer gegebenen spezifischen Konstellation von Elementen wirksam sind. Das alles findet in einem historisch bestimmten, spezifischen Erfahrungsfeld der »Wechselbeziehung der Subjekte untereinander und mit dem Sein«, das nicht ein »Schauspiel« ist, sondern Praxis, »gemeinsames Lebensfeld«, in dem »jedes Element für die anderen Elemente offen ist« (Merleau-Ponty 1974: 245). Wir sind, so versucht Merleau-Ponty eine Dialektik der Differenz zu beschreiben, in unserer Unterschiedlichkeit (*différence*) zu einer einzigen natürlichen und menschlichen Welt hin offen, »weil wir in Bezug auf sie wechselseitig füreinander imitierbar und der Teilhabe fähig sind.« (*»que nous sommes imitables et participables les uns par les autres dans ce rapport avec lui.«*) (Merleau-Ponty 1974: 246).

Dass Merleau-Ponty gerade in diesem Zusammenhang von »Imitabilität« spricht, scheint mir immer wieder auf den Doppelcharakter expressiven Verhaltens zu verweisen: es ist neben seiner Bedeutungs-/Sinndimension, seiner Fähigkeit propositionale Gehalte zu prozessieren, immer zugleich Fertigkeit, strukturierte Bewegung, es hat eine Außenseite – weil sprachliche Elemente, oder Gesten, oder Stile, ja sogar Deutungsmuster und Begründungen reproduzierbar, transportierbar, rekombinierbar sind, auch ohne die Bedingung völliger Sinnadäquanz. Genau deshalb ist jedes Element dieses expressiven Verhaltens offen für Bedeutungswandel, Neukontextuierungen in benachbarten oder ferner liegenden sozialen und kulturellen Feldern. »Erst in der Praxis«, schreibt Alexandre

Métraux, »verknüpfen sich die individuell beigebrachten Bedeutungen zu einem sozial-geschichtlichen Ganzen.« (Métraux 1976: 148). Deshalb können den Anderen – um die in Kapitel 3 zitierte Stendhal-Metaphorik zu bemühen – solche Elemente auch als zunächst nackte »Zweige« entgegengehalten werden, an denen dann ggf. Bedeutungen, auch andere und neue, als irgendjemand erwartet, »auskristallisieren« können. Es geht nicht darum zu sagen, dass es sich um anonyme und vollständig unbewusste Prozesse handelt, Subjektivität, Intentionalität, Bewusstsein sind für Merleau-Ponty wie Weber wesentliche Momente der sozialen Prozesse und des Verhaltens. Aber das beinhaltet alle empirisch vorfindlichen Möglichkeiten des Konfusen, des Halbbewussten, der Umdeutung, der Entwicklung, Konkretisierung, Überschreitung, Modulation von Sinnelementen im Prozesse der Kommunikation und Interaktion, einer Pluralität von Gegensätzen, die sich im historischen Prozess ständig situieren und neu bestimmen müssen.

»Gute« und »schlechte Dialektik« – Dialektik ohne Synthese

Die Dialektik, die Merleau-Ponty entwirft, ist also nicht von einer klaren und distinkten Kontrarität von Thesen, Antithesen und Synthesen bestimmt. In einer Arbeitsnotiz zu *Das Sichtbare und das Unsichtbare* nennt er das erstere eine »einbalsamierte Dialektik«. Es geht im historischen Prozess – und genau das macht die Dialektik aus – gerade nicht um klare Thesen und Antithesen, um ideale Bedeutungen einer idealen Sprache (*langue*), sondern um faktisch gesprochene Sprache (*parole*), die nicht auf idealen Bedeutungen beruht, sondern darauf, dass sie den Anderen (immer auch) als »Verhalten, nicht als ›Psychismus‹ anvisiert, die auf den Anderen antwortet, noch bevor er als ›Psychismus‹ verstanden worden ist, und zwar in einer Auseinandersetzung, die seine Worte als Worte und als Ereignisse zurückweist oder akzeptiert – Gerade sie konstituiert vor mir als Bedeutung und als Subjekt der Bedeutung ein Milieu der Verständigung, ein intersubjektives diakritisches System, das gegenwärtige Sprache und nicht ›menschliches‹ Universum, objektiver Geist ist.« (Merleau-Ponty 1994a: 227). Das zeigt nochmals, wie eng verknüpft Merleau-Pontys diakritischer und operativ-prozessbezogener Strukturbegriff, seine Bedeutungstheorie und Bewegungstheorie, seine Weber-Interpretation und seine Kritik an der Dialektik sind.

Im Manuskript »Das Sichtbare und das Unsichtbare« selbst spezifiziert Merleau-Ponty eine »gute« und eine »schlechte« Dialektik. Die schlechte Dialektik ist für ihn gleichbedeutend mit einem erklärten dialektischen Formalismus. Die Abstraktion von Dialektik zu einem Erklärungsprinzip

unabhängig von konkreten Erkenntnisgegenständen sei gleich bedeutend damit, dass man »von ihr spricht, statt sie zu praktizieren« (Merleau-Ponty 1994a: 128). Die Dialektik, die Merleau-Ponty vorschwebt, müsste dagegen ohne Einschränkung die jeweilige »Vielzahl der Bezüge ins Auge <fassen> und das, was Ambiguität genannt wurde«: »Die schlechte Dialektik ist jene, die glaubt, das Sein durch These, Antithese und Synthese zusammensetzen zu können; die gute Dialektik ist jene, die weiß, dass jede These eine Idealisierung darstellt, dass das Sein nicht aus Idealisierungen oder aus Gesagtem besteht [...]« (Merleau-Ponty 1994a: 129). Diese Bemerkung lässt sich ohne weiteres als eine Anspielung auf Max Webers Theorie der Idealtypik und deren Begründung lesen. Vielmehr, so fährt Merleau-Ponty finden sich in Wirklichkeit »verbundene<n> Ganzheiten, wo die Bedeutung immer nur als Tendenz vorhanden ist, wo die Trägheit des Inhaltes es niemals erlaubt, den einen Begriff als positiven und den anderen als negativen zu definieren, und erst recht nicht, einen dritten Begriff als die absolute Aufhebung (suppression!) des Negativen durch sich selbst anzusetzen.« (Merleau-Ponty 1994a: 129).

Er begründet im Folgenden eine »Dialektik ohne Synthese«, die Zurückweisung der Idee »du *dépassement* qui rassemble«, wörtlich einer »Überschreitung, die wieder versammelt, zusammenbringt«. Gemeint ist damit Hegels Konzept der dialektischen »Aufhebung«, für die es bekanntlich kein adäquates französisches Wort gibt – in ihrem Doppelsinn der Auflösung/Außerkraftsetzung von etwas (insofern der Überschreitung), zugleich der »Aufbewahrung« und Neuverwandlung. Der Figur der »Aufhebung« stellt Merleau-Ponty – in einem durchaus Weber-affinen Gestus – die Einsicht in die faktisch immer nur partiale Rationalität der Wirklichkeit entgegen: »Im Denken wie im Leben kennen wir immer nur Aufhebungen (*dépassements*, Übersetzung geändert, jmk), die konkret und partiell sind, angefüllt mit Überlebendem und behaftet mit Mängeln; es gibt keine vollständige Aufhebung (*dépassement*, Übersetzung geändert, jmk), die alles in sich bewahrt, was in den vorausgegangenen Phasen angeeignet wurde, die mechanisch ein Mehr hinzufügt und es erlauben würde, die dialektischen Phasen hierarchisch zu ordnen vom weniger Realen zum Realeren, vom weniger Gültigen zum Gültigeren. Aber auf einer bestimmten Strecke des Weges kann es Fortschritte geben, und vor allem gibt es Lösungen, die nach und nach ausgeschlossen werden.« (Merleau-Ponty 1994 a: 129).⁴ Dieser Gestus der Nüchternheit lässt sich ohne weiteres in Max Webers Schriften wiederfinden. Die darin enthaltene Hegelkritik erinnert dagegen deutlich an Kierkegaard,

- 4 Die Wiedergabe von »*dépassement*« mit den ungebräuchlichen Worten »Übersteigung« und »Überstieg«, so die deutsche Übersetzung, finde ich irreführend. Gemeint ist schlicht und einfach der dialektische Begriff der »Aufhebung«!

die Formel einer »Dialektik ohne Synthese« auch an die Negative Dialektik Theodor W. Adornos (vgl. auch Sartre 1968: 215 f.).

Merleau-Ponty formuliert hier aus der ontologischen Perspektive seines letzten Buches nochmals das Fazit am Ende der »Abenteuer der Dialektik« aus. Dort hatte er ebenfalls, die Überlegungen des ersten Kapitels aufgreifend, Max Weber als Kronzeugen gegen die »Selbsttäuschungen« der »Abenteuer der Dialektik« in Anspruch genommen. Webers Kulturbegriff, so führt er aus, entspräche einer pluralen (insofern: liberalen), offenen, nicht-teleologischen Form der Dialektik, »ein Denken mit mehreren Zentren und mehreren Zugängen« (Merleau-Ponty 1974: 246).⁵ Webers Protestantischer Ethik entnimmt er ein Modell des Denkens in Konstellationen heterogener Elemente, die sich in bestimmten historischen Situationen und aus situativen Gegebenheiten heraus sich zueinander verhalten und aufeinander zu entwickeln, die realen historischen Möglichkeiten folgend, resonante und dissonante Potentiale allererst entfalten. Was da passiert, stellt sich her »im Kontakt mit der Kontingenz« (Merleau-Ponty 1974: 22) »im Augenblick, wo die menschliche Initiative ein Lebenssystem begründet, indem sie zerstreute Gegebenheiten wiederaufnimmt.« (ebd.). Aber diese »Systeme«, diese Institutionen sind nicht abgeschlossen und abschließbar, sie sind nicht endgültig »konstituiert« (vgl. Métraux 1976: 148). Sondern sie können ihre Bedeutung verändern, differenzieren, umgestalten im Maße ihrer Einfügung in andere soziotemporale Kontexte, im Maße also ihrer »syntagmatischen« Neujustierung – so wie sich phonetische, semantische oder sonstige sprachliche Relationen sukzessive im Sprachgebrauch ändern können. In der ungefähr zeitgleich zur Abfassung der Abenteuer der Dialektik abgehaltenen Vorlesung über Institutionen setzt Merleau-Ponty Konstitution und Institution zueinander in Gegensatz. Etwas instituieren setzt realhistorisch Instituiertes immer schon voraus und jede Institution heißt zugleich »institution d'un à-venir«, »Institution einer Zukunft/eines Zu-Kommenden«. Das ist verknüpft mit Geschichte überhaupt: »Institution [signifie] établissement dans une expérience [...] de dimensions

- 5 In politischer Hinsicht sagt Merleau-Ponty beispielsweise, der Systemgegensatz zwischen USA und UDSSR beschränke sich beileibe nicht auf den von freiem Unternehmertum und Marxismus und fährt fort: »Unter der Hülle ein- oder zweihundert Jahre alter Philosophien zimmern die etablierten politischen Systeme etwas ganz anderes zurecht« (ebd.: 271). Die Philosophien dienten nur der »Verzierung«, in die »Laster und Tugenden« der beiden System gingen eine Vielzahl ganz anderer geographischer, historischer und politischer Bedingungen ein; es gelte, dieses »Andere«, das sie verbergen, ins Auge zu fassen und nicht eigene (dialektische) Träumereien zu pflegen. Prophetisch – sowohl in Bezug auf die Entwicklung der Sowjetunion, besonders aber die Chinas – bemerkt Merleau-Ponty: »Es zeichnet sich umrisshaft ein allgemeineres Wirtschaftssystem ab, worauf bezogen beide nur Sonderfälle darstellen.« (ebd.: 272).

[...] par rapport auxquelles toute une série d'autres experiences auront sens et feront une suite, une histoire. [...] Le sens est déposé [...] mais non comme objet au vestiaire, comme simple reste ou survivance, comme résidu: il l'est comme à continuer, à achever sans que cette suite soit déterminée.« »*Institution [bedeutet] Einrichtung in einer Erfahrung [...] von Dimensionen [...] in Bezug auf die eine ganze Serie anderer Erfahrungen Sinn haben und eine Folge, eine Geschichte machen wird. [...] Die Bedeutung ist hinterlegt [...] aber nicht wie ein Objekt in einer Garderobe, als einfacher Überrest oder Überleben, als Abfall: sie ist dort wie um zu dauern, zum Abschluss geführt zu werden, ohne dass diese Folge determiniert wäre*« (ebd.: 50; Übers. jmk).

Kooperierende Menschen *konstituieren* nicht, sie *instituierten* – für sich und wechselweise füreinander. Das Instituierte ist dabei buchstäblich von vorne herein »intersubjektiv«, etwas »zwischen« den Individuen, aber ohne völlig eindeutig oder einverständlich zu sein, und ein für alle Mal festzulegen, denn »ein instituierendes Subjekt kann mit einem Anderen koexistieren, weil das Instituierte nicht die unmittelbare Spiegelung seiner Aktivitäten darstellt. Dieses kann nachträglich durch sich selbst oder durch Andere wieder aufgenommen werden, ohne dass es hierbei um eine totale Neuschaffung geht. Dadurch steht es als Angelpunkt [charnière] zwischen den Anderen und mir, andererseits zwischen mir und meinem Selbst, als Folge und Gewähr unserer Zugehörigkeit zur selben Welt. Unter Institution verstand man [d.h. in der Vorlesung, jmk] also das Erfahrungsgeschehen, wodurch die Erfahrung um eine Dimension der Dauer bereichert wird. In Bezug auf diese wird eine Reihe anderer Erfahrungen Sinn haben und eine denkbare Fortsetzung oder eine Geschichte bilden.« (Merleau-Ponty 1973: 74 f.).

Merleau-Ponty verweist – wie Weber – auf ein Verständnis intersubjektiver sinnhafter Orientierung, das genau nicht eine vollständige inhaltliche Sinnkorrespondenz, nicht identische Wissensbestände voraussetzen muss. Deshalb kann auch die Auszeichnung »sozialer Struktur« als eines Ineinandergreifen von Verhalten bzw. Sinndeutungen nicht bloß auf der Wiedergabe eines subjektiven Wissens der Subjekte beruhen, sondern setzt eine Rekonstruktion eines immer schon statt gehabten, irgendwie dokumentierten mit dem Wissen der Subjekte arbeitenden, aber dennoch nicht darin aufgehenden Prozesses voraus. Das damit verknüpfte Verständnis historischer Prozesses stellt sich als eine Struktur steter faktischer Strukturierung dar, ein Prozess der Sinngebung und Sinntransformation zwar durch die Intentionalität von Subjekten hindurch, gleichwohl nicht auf die deklarierten und deklarierbaren Wissensinhalte, die Gehalte eines oder einer Gruppe von ihnen reduzierbar. Sondern im Gegenteil und ebenso gut als ein Prozess der sukzessiven Sinnbestimmung und damit Bestimmung von Intentionalität z.B. durch das Anschlussverhalten (suite/Folge) Anderer. Damit zeichnet Merleau-Ponty

ein Verständnis sozialer Prozessen vor, wie wir es aus Luhmanns Theorie der Sinnbestimmung durch Anschlusskommunikation (Luhmann 1988: 198) kennen oder auch im Verständnis der objektiven Hermeneutik, für das das sinngebende Verhalten nicht primär und ausschließlich im Bewusstsein stattfindet, sondern sich interaktiv aus der Logik des Anschließens und Fortsetzens von Sinnimpulsen ergibt (Oevermann u.a. 1979). Allerdings mit dem charakteristischen Unterschied, dass Merleau-Ponty keine strikte Notwendigkeit, kein Telos und damit sicher keine unbedingte Wirksamkeit universaler Regelsysteme anerkennt.

Kierkegaard, das Wissen »sub specie aeterni« und die Webersche Methodologie

Merleau-Pontys Dialektik-, Geschichts- und zugleich Strukturverständnis ist in dieser Betonung des steten »Werdens« insofern durch und durch antihegelianisch und korrespondiert eher mit dem Kierkegaards. Es verknüpft strukturalistische, phänomenologische und existentialistische Motive. Kierkegaard wird von Merleau-Ponty für genau die Fragestellung in Anspruch genommen, in dem er den Dialog zwischen dem Philosophen und dem Soziologen inszeniert in der Stelle, die Sprondel als Motto für seinen Aufsatz wählte. Er lässt Kierkegaard an Hegel gewandt sagen: »Sie, der Sie über die Entwicklung der Welt urteilen und ihre Vollendung im preußischen Staat verkünden, von woher sprechen Sie, und wie können Sie so tun, als hätten Sie einen Platz außerhalb jeder Situation?« (Merleau-Ponty 2000b: 85). Was im Nachhinein als System, als logische Gestalt, als »zwingend« erscheint, ist immer auch »optische Täuschung« (Kierkegaard) in der Verwechslung der *Faktizität* einer erfolgten Entwicklung mit einer logischen Notwendigkeit, die dann zur verborgenen Vernunft, zum Bewegungsgesetz, zur immanenten »Entfaltung« umgedeutet wird, die, anders gesagt, die Illusion einer Struktur erweckt, die eine eigenständige Existenz gegenüber dem Prozess, den sie strukturiert, hätte. Aber ebenso wenig wie die natürliche Evolution mit fertigen Bauplänen für Insekten, Blütenpflanzen oder Fledermäusen gearbeitet hat, verfügt die Geschichte oder die Sprache in den Augen Merleau-Pontys über geheime strukturelle Teleologien, die vom Prozess abhebbar wären und mit den in ihnen wirksamen Kontingenzen im Grunde nichts zu tun hätten. Gerade das Beispiel von Merleau-Pontys Weberlektüre zeigt, dass er die Kontingenzen als wesentlichen Bestandteil der Strukturbildung betrachtet, sie sind geradezu deren Material.

Die Logik der Diachronie, der Geschichte, die Merleau-Ponty da im Kontext einer Weberinterpretation skizziert, ist weder eine Hegelsche

Dialektik noch möchte sie, wie Marx, diese einfach vom Kopf auf die Füße stellen. Gewiss, der Marxsche Impuls, menschliche Praxis und damit auch »leibhaftige Menschen« (Marx 1981: 26), die »körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur« (Marx 1981: 21) zum Ausgangspunkt zu machen, greift auch Merleau-Ponty auf. Aber die historischen Kategorien, derer sich Merleau-Ponty bedient, verzichten auf jede Vorstellung einer Notwendigkeit des geschichtlichen Verlaufs, betonen vielmehr dessen Kontingenz. Sie entsprechen denen des Antihegelianers Kierkegaard, am deutlichsten entfaltet in dem kurzen Zwischenspiel der »Philosophische Krümel« (bzw. »Brosamen«). Was *wird*, sagt Kierkegaard da, ist genau deshalb *nicht* »notwendig« – das heißt, diachrone Strukturen, Prozessstrukturen arbeiten geradezu mit Kontingenz und Konstellation, mit der Antizipation und der Retrospektion von Sinn, mit Übergängen von Möglichkeit zu Wirklichkeit. Dass etwas Gewordenes im Nachhinein als »notwendig« (als logisch, *nicht* anders möglich) erscheint, entspringt der bloßen Faktizität des Gewordenseins, und wird missverstanden, wenn man eine Gesetzmäßigkeit hineinkonstruiert. »Das Vergangene ist nicht notwendig, da es wurde; wurde nicht notwendig, indem es wurde (ein Widerspruch), und wird noch weniger notwendig durch irgendeine Auffassung«, schreibt Kierkegaard (Kierkegaard 2005: 94). Auch bei Kierkegaard findet sich die Auffassung, dass »das unmittelbare Wahrnehmen« nicht trügen kann (Kierkegaard 2005: 96). Aber man darf auch aus der Wahrnehmung nichts anderes machen, als sie ist. Insbesondere ist sie nicht gleichbedeutend mit einem Wissen, ihre »Wahrheit« liegt auch nicht in einem *zukünftigen Wissen*. Auch das ist eine völlig unhegelianische Sicht der Dinge. Hegel sieht ja bekanntlich die »Wahrheit« der sinnlichen Wahrnehmung letzten Endes im Geist, während die Antihegelianer auf der Widerständigkeit der Kontingenz von Natur und Geschichte beharren.

Was für den historischen, diachronen Prozess gilt, dass über ihn immer nur ein »unsicheres«, approximatives, mehr oder weniger hypothetisches Wissen zu erzielen ist (Kierkegaard 2005: 782), gilt ebenso für synchrone soziale »Strukturen«, die wir über die Grenzen von Situationen hinaus konstruieren. Was Merleau-Ponty für die Analyse geschichtlicher Prozesse schreibt, gilt auch für synchrone soziologische Strukturen, insofern damit Ordnungen, Muster gemeint sind, die sich über einen konkreten (und heute wie mühsam auch immer dokumentierbaren) Interaktionsprozess hinaus wiederholt. Das Wissen darüber behält seine Zufälligkeit schon allein durch die Kontingenz der Erreichbarkeit des »Materials«, in die der eigene Standpunkt des Forschers eingeht. Ob es sich also um diachrone oder synchrone Strukturen handelt, das soziologische Wissen darüber ist auf gewisse Weise immer historisches Wissen und historisches Wissen ist immer nur Approximationswissen.

»Jedes Wissen um Wirklichkeit ist Möglichkeit«, schreibt Kierkegaard (Kierkegaard 2005: 478). »Existenz ist beständig das Einzelne«, das »Abstrakte existiert nicht«. Wissen ist notwendig Abstraktion, aber bezieht sich genau dadurch auf das, was existiert. Wird aber, so Kierkegaard, die *Identität* von Denken (Wissen) und Sein, von Begriff und Sache postuliert, wie das Hegels Geschichtsphilosophie tut, so ist das »der Ausdruck dafür, dass das Denken die Existenz völlig verlassen hat, dass es ausgewandert ist und einen sechsten Erdteil gefunden hat, wo es in der absoluten Identität von Denken und Sein sich absolut genug ist.« (Kierkegaard 2005: 495).⁶ Wer das annimmt, erhebt den Anspruch eines Wissens unabhängig von Zeit, Raum, Situation – ein Wissen »sub specie aeterni«; er beansprucht den Status des, wie Merleau-Ponty oft formuliert, »Kosmotheoros«, der keinen Körper und damit keine Position in der Welt hätte. Aber das ist eine Illusion, die für Kierkegaard eine inhärente Komik hat. Übrigens stoßen Kierkegaard wie Merleau-Ponty in diesem Zusammenhang auf die Paradoxien der Bewegung. Existenz sub specie aeterni zu denken, hieße, so argumentiert er, sie aufzuheben. Existenz »lässt sich nicht ohne Bewegung denken«, aber Bewegung lässt sich ebenso wenig wie die Zeit selbst, wie die Endlichkeit »sub specie aeterni« denken. »Denke ich sie, hebe ich sie auf, und dann denke ich sie nicht.« (Kierkegaard 2005: 469). Bewegung, Zeit, Endlichkeit sind irreduzible Faktizitäten, auf gewisse Weise: nicht durch das Denken einholbar, weil jedes Denken diese Faktizität zu seiner Voraussetzung hat.

Kierkegaard ging es letztlich um die leidenschaftliche Übernahme der eigenen Existenz, um eine Dimension der Ethik und des Glaubens. Aber kann man mit dem Grundsatz »Existenz vor Essenz« auch Wissenschaft betreiben? Gibt es den »existierenden Wissenschaftler«? Merleau-Ponty scheint das für möglich zu halten und Weber genau in diesem Sinne zu lesen. Dies betrifft zentrale Aspekte der Weberschen Methodologie:

- Weber halte die Rekonstruktion des »Kontingenzhorizont der Vergangenheit« beim Sinnverstehen für wesentlich (Merleau-Ponty 1974: 15);
 - Die Konzeption der Idealtypen enthält die Einsicht in den immer nur approximativen Charakter von Wissen. Idealtypen sind nicht die »Schlüssel der Geschichte«, »Wissen ist niemals unbedingt gültig« (Merleau-Ponty 1974: 14); Idealtypen sind »Mittel der Erkenntnis«,
- 6 Diese Stelle erinnert auch wieder an Karl Marx' Ableitung des »reinen Denkens« aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Die Philosophien leben in ihrer eigenen Welt des »Geistes alleine«, weil die gesellschaftliche Differenzierung körperlicher und geistiger Arbeit dieser Illusion einen gewissen Rückhalt verschafft. (Marx 1981: 32).

gedankliche Konstruktionen, »zur Messung und systematischen Charakterisierung von *individuellen*, d.h. in ihrer Einzigartigkeit bedeutsamen Zusammenhängen.« (Weber 1988: 193)

- Die Situiertheit auch des Kulturwissenschaftlers wird nicht methodisch ausgemerzt, sondern in reflektierter und kontrollierter Weise zum Bestandteil der Methode – es ist eine Voraussetzung historischer Forschung, dass wir ein »Interesse an der Vergangenheit« haben, nicht nur in spezifischen kulturellen Wertzusammenhängen situiert sind, sondern »dass wir überhaupt Kulturmenschen sind« (Merleau-Ponty 1974: 28; vgl. die sehr analoge Wiedergabe bei Sprondel 1976: 181);
- Die Prozessualität des Sozialen wird ernst genommen, der Strukturbegriff wird nicht jenseits historischer Kontingenzen angesiedelt, sondern gerade auf die Kontingenzbearbeitung bezogen: »Die erkennbaren Totalitäten der Geschichte lösen sich nicht aus ihrer Bindung an die Kontingenz.« (Merleau-Ponty 1974: 32). Die Ambiguität historischer Tatsachen, ihre Mehrdeutigkeit wird ernst genommen (Merleau-Ponty 1974: 25)
- Weber sieht, wie Kierkegaard, nur im Individuellen das Wirkliche. Das Einzelindividuum und sein Handeln ist sowohl nach »unten« wie nach »oben« »die Grenze und der einzige Träger sinnhaften Sichverhaltens« (Weber 1988: 439, vgl. dazu Kastl 2001: 25). »Staat«, »Genossenschaft«, »Feudalismus« sind *Kategorien* (damit Abstraktionen) für bestimmte Arten menschlichen Zusammenhandelns und damit »ausnahmslos auf Handeln der beteiligten Einzelmenschen zu reduzieren« (ebd.) (!).⁷

Methodischer Individualismus

Merleau-Ponty hebt ausführlich auf den Punkt ab, Webers Betrachtung historischer Prozesse erkläre dessen Resultate ohne mit einer geheimen Teleologie zu argumentieren: »Die Entwürfe transformieren sich unterwegs dergestalt, dass die Bilanz ziehenden Generationen nicht diejenigen sind, welche das Experiment begonnen haben; die Belehrung durch die Tatsachen wird nicht zusammen gefasst. Die Phänomenologie Webers ist also nicht, wie die Hegelsche, systematisch; sie führt nicht zu einem absoluten Wissen. Die Freiheit des Menschen und die Kontingenz der Geschichte schließen ein für allemal den Gedanken aus, ›Ziel der Kulturwissenschaften ... könne ... ein geschlossenes System von Begriffen

- 7 Trotzdem sind diese Gebilde nicht auf »subjektive Intentionen« reduzierbar. Dies liegt daran, dass Webers Begriff der Sinnorientierung nicht eine Korrespondenz der Sinngehalte zwischen den Handelnden beinhaltet (siehe oben).

bilden, in dem die Wirklichkeit in einer ... endgültigen Gliederung zusammen gefasst und aus dem heraus sie dann wieder deduziert werden könnte.« (Merleau-Ponty 1974: 31 f.). Die Zeilen in Anführungszeichen sind ein wörtliches Weberzitat aus dem »Objektivitätsaufsatz« (Weber 1988: 184). Merleau-Ponty lässt Webers suggestiven Formulierungen über mehr als eine halbe Seite Raum und gibt ausführlich die sich anschließende Passage wieder, in der die Prozessualität des Kulturprozesses geschildert wird und als maßgeblich auch für die Kulturwissenschaft heraus gestellt wird. Ich gebe sie nochmals wieder: »Immer neu und anders gefärbt bilden sich die Kulturprobleme, welche die Menschen bewegen, flüssig bleibt damit der Umkreis dessen, was aus jenem stets gleich unendlichen Strome des Individuellen Sinn und Bedeutung für uns erhält, ›historisches Individuum‹ wird. Es wechseln die Gedankenzusammenhänge, unter denen es betrachtet und wissenschaftlich erfasst wird. Die Ausgangspunkte der Kulturwissenschaften bleiben damit wandelbar in die grenzenlose Zukunft hinein [...] Ein System der Kulturwissenschaften auch nur im Sinne einer definitiven, objektiv gültigen, systematisierenden Fixierung der Fragen und Gebiete, von denen sie zu handeln berufen sein sollen, wäre ein Unsinn in sich: stets kann bei einem solchen Versuch nur eine Aneinanderreihung von mehreren, spezifisch gesonderten untereinander vielfach heterogenen und disparaten Gesichtspunkten herauskommen, unter denen die Wirklichkeit für uns jeweils ›Kultur‹, das heißt in ihrer Eigenart bedeutungsvoll war oder ist.« (Weber 1988: 184 f., zit. bei Merleau-Ponty 1974: 31 f.).

Merleau-Ponty liest in Webers Methodologie – ich meine zu Recht – eine gleichsam »struktur-existentialistische« Kategoremantik hinein. Das betrifft die wichtige Rolle, die Kontingenz und Konstellation spielten, dies betrifft den Umstand, dass die Positionierung des Soziologen als Kulturmenschen ernst genommen wird, und die Nachträglichkeit, Perspektivität und Vorläufigkeit von soziologischem Wissen betont wird. Dies betrifft aber vor allem die Stellung des »methodologischen Individualismus« Webers und Merleau-Pontys.

Ist bei Weber vom »Individuum« als einzigem Träger sinnhaften Sich-Verhaltens die Rede, so nimmt bei Merleau-Ponty (und auch bei Elias) diese Rolle der strukturelle Körper ein, wohlgemerkt: einschließlich seines Bewusstseins und dem, was ihm von seiner Position im Feld aus als »Geist«, als allgemeines und universelles Bewusstsein möglich ist. Für Weber, Merleau-Ponty und Elias können sich nur miteinander interagierende und kommunizierende Individuen sinnhaft verhalten. Das heißt aber auch: nur über sie werden soziale Strukturen operativ, wirklich und damit wahrnehmbar und dokumentierbar. Die im konkreten Fall, in einem konkreten Feld gesprochene Sprache, zuwege gebrachte Praxis, sichtbare, weil in Kommunikationen, Verhaltensweisen und Stilen sich dokumentierende Ordnung, *ist* die soziale Struktur hier und

jetzt, in *dieser* Region des Gesellschaftlichen. Über die dazu disponierten Individuen und die von ihnen so aktualisierte Strukturiertheit einer konkreten Situation hinaus gibt es keinen Aggregatzustand darüber schwebender sozialer Strukturen, auch nicht *die* Sprache, die als solche irgendwie greifbar wäre. Gewiss: es gibt Texte, Artefakte, Technik, (Verfügung über) Ressourcen, wirklich dingliche Aspekte des gesellschaftlichen Gehäuses – aber all das muss, um als Struktur *operativ* werden zu können durch das Nadelöhr der in den Individuen inkarnierten Fertigkeiten, Wissens- und Erinnerungssysteme und deren Aktualisierung in einer sozialen Situation.

Die Gesellschaft ist Prozess, ihre verwirrenden und unglaublich komplexen, vielschichtigen, niemals überschaubaren Strukturen sind Prozessstrukturen, also strukturierte mit Bedeutung geladene Bewegungen und Bewegungszusammenhänge. Auf diese Weise bewegen können sich aber nur Menschen, weil sie Körper *haben* und Körper *sind*, die zurzeit hin geöffnet sind, über Gedächtnisse verfügen. Weil das so ist, enden die Zusammenhänge, in denen die sozialen Struktur(ierung)en stehen, nicht im Hier und Jetzt der sozialen Situationen, sie haben Horizonte, verweisen, stehen in Wechselwirkungen und Kontakt mit der ganzen unüberschaubaren Unendlichkeit von diachronen und synchronen Prozessen der komplexen Zusammenhänge, die wir in der Summe Gesellschaft nennen. Wir überschauen die Zusammenhänge und auch die Typizität der uns zugänglichen Struktur(ierung)en nur bis zu einem gewissen Grad von den Feldern aus, in denen wir uns bewegen. Aber die Fraglosigkeit, Konturiertheit, Evidenz des Einblicks schwindet mit fortschreitender Distanz der »Reichweite« und »Relevanz« (Schütz) von den unserer Wahrnehmung zugänglichen sozialen Erfahrungssituationen. Das ist das Problem der Lebenswelt, sie hat zeitliche und räumliche Horizonte, verweist auf Prozesse anderswo, das heißt immer: zu und mit anderen Zeiten und sie trägt deshalb die »Systemaspekte« in sich selbst, in ihren Horizonten mit sich. Es gibt nicht hier eine Lebenswelt und dort ein System – schlicht, weil die Sinnbezüge *immer* über die Situationen hinausreichen: diese sprachliche Wendung, diese Technologie, diese Fertigkeit, dieser Stil des Verhaltens, dieses Wissen erfährt zwar hier und jetzt ganz sicher eine »Weckung« und Aktualisierung. Aber wir haben diese Elemente nicht jetzt und hier gerade »erfunden«, ihre Bedeutung hat sich nicht erschöpft und wird sich nicht erschöpfen in der Bedeutung, die sie jetzt gerade für uns hat, sondern diese Genese geht weiter, freilich ggf. unter Aufnahme der Sinnpotentiale, die wir eben realisiert haben. Aber auch das ist ungewiss und hypothetisch. Wir können noch nicht einmal für die engsten, intimsten und kontinuierlichsten sozialen Zusammenhänge, in denen wir stehen, für die Beziehungen mit den Menschen, die wir lieben, mit Sicherheit sagen, was wir morgen oder in einigen Jahren noch zusammen realisieren können.

Was damit gesagt sein soll, ist: gerade aus dem Umstand ihrer Bindung an die individuellen Körper ergibt sich eine eigentümliche Kombination von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sozialer Strukturen, ist die soziale Wirklichkeit überblickbar und auch wieder nicht, und deswegen heißt Sichtbarkeit niemals zugleich Transparenz und Kontrollierbarkeit von Bedeutungen. Jede identifizierte Struktur wird so zu einer bis auf weiteres gültigen Hypothese, die desto riskanter wird, je mehr sie sich von dokumentierbaren Prozessen beobachtbarer gesellschaftlicher Kommunikationsabläufe entfernt und je mehr wir sie in eine ungewisse Zukunft extrapolieren. Geschichte als »avènement du sens« erfordert eine skrupulöse Vorgehensweise mit allen methodischen Vorsichten und Umsichten. Ein Modell dafür findet Merleau-Ponty im Vorgehen Webers und nicht etwa in einem szientifizistischen, objektivistischen Strukturideal. Das Gesellschaftliche, das Soziale bleibt als Ganzes deswegen ebenso intransparent wie die Geschichte, weil es sich um stets unabgeschlossene prozessuale Realitäten handelt (gibt es andere?), und weil es auch in räumlicher Hinsicht keinen »kosmotheoretischen« Standpunkt gibt, von dem sie synchron im Überblick beobachtbar wäre – sondern immer nur exemplarisch, vermittelt, regional beobachtbar und erfahrbare. Und genau deshalb gibt es für Strukturaussagen, die über den Horizont dokumentierbarer Sequenzen hinausgehen, nur die Möglichkeit typisierte Aussagen zu machen, auf sehr labile und riskante Indikatoren (zum Beispiel statistische oder historische Dokumente/Texte) zurück zu greifen, letztlich (ideal)typenbildend vorzugehen.

Meistens müssen Strukturen durch Vergleiche, Kontraste, durch geduldige Lektüre von Dokumenten und immer auf zweifelhafte oder unvollkommene Weise gewonnenen Daten, deren Bedeutung für das »Ganze« ungewiss bleibt, mühsam konstruiert werden. Das trifft gerade dann zu, wenn es sich um »Gezähltes«, »Gemessenes«, um »statistisch repräsentatives« Material handelt. Jeder, der statistisch arbeitet, weiß, wie mühsam es ist, das Maß an Wiederholbarkeit herzustellen bzw. dem bisschen an Wiederholung in einer bestimmten Hinsicht, das die sozialen Verhältnisse möglicherweise beinhalten, auf die Schliche zu kommen. Es ist harte Arbeit, so weit zu kommen, um Phänomene zählen zu können und auf dieser Grundlage zu sagen: »Da ist es wieder, immer wieder ...«. Und eine abschließende Garantie, dass das so Gezählte auch wirklich zu Recht gezählt wurde, also durch auch nur halbwegs kohärente und konsistente Bedeutungen verbunden ist, gibt es nicht.

*

Es ist hoffentlich deutlich geworden, wie sehr Merleau-Pontys Analysen der Bewegung und deren Kombination mit einer zeit- und körpertheoretischen Dimension in einer strukturtheoretischen Position münden, die

Affinitäten zu der der Weberschen Methodologie aufweisen. Sie entfernen sich im selben Maße von einer im herkömmlichen Sinne dialektischen Position, insbesondere aber einer Position, die in Bezug auf soziale Strukturen, Institutionen, mit der Metaphorik von »Dingen« und »Verdinglichung« im Sinne von »Objektivierung« (=Vergegenständlichung) eines Subjektiven operiert. Es geht bei sozialen Strukturen nicht um ein Intransparenz-Problem, das durch Aufklärung, Revolution oder herrschaftsfreie Kommunikation vollständig auflösbar wäre. Jede Begegnung mit einem anderen Menschen, ja mit uns selbst, jeder Gebrauch der Sprache konfrontiert uns mit einem Intransparenz- und Widerstandskoeffizienten. »Struktur« – das sind in der Geschichte jedes Individuums ebenso gut konkrete wie anonyme Andere, die unseren gezielten oder auch konfuse Initiativen Sinn geben oder verweigern und die, auch wenn ich mit ihnen vertraut bin, nie, wie ich selbst für mich auch nicht, vollständig transparent und verständlich sind, aber auch nie ganz unverständlich.

Erst recht gilt, dass es eine falsche Metapher ist, zu sagen, die moderne Gesellschaft sei ein großes Ding, ein »stahlhartes Gehäuse«, weil die Kommunikations- und Interaktionsketten und damit mögliche Zusammenhänge und Wechselwirkungen, wie Elias sagt, in nie gekannter Weise komplex, großflächig, unübersehbar sind und unsere Handlungsspielräume einschränken. *Das* macht noch nicht den »Dingcharakter« sozialer Strukturen aus, sondern markiert zunächst nur einen Horizont des Machbaren oder Prekären. Die Unübersichtlichkeit gesellschaftlicher Zusammenhänge ist gerade nicht wie ein »Ding«. Ein Ding ist ja sichtbar, einzeln, überblickbar, deswegen freilich nicht »transparent«, vielmehr: es hat in einem gegebenen Mesokosmos Oberfläche, Tiefe und Dichte. Die Gesellschaft ist aber kein großes Ding, sondern wie auch Alfred Schütz in seinen letzten Überlegungen betont: sie ist Horizont, strukturell ungewiss, im Konkreten hypothetisch, sie ist transzendent, woanders, ihre Zeitordnung ist die nicht die, die für mich und uns gerade gültig sind, hier und jetzt, selbst dann nicht, wenn die Prozesse synchron laufen. Das bringt mit sich, dass man desto präziser über Soziales, über einen Aspekt, einen Ausschnitt von »Gesellschaft« sprechen kann, je näher man aus einem bestimmbar Blickwinkel konkretisierbare soziale Prozesse beobachten, beschreiben und analysieren kann. Über »die Gesellschaft« als irgendwie geartetes Ganzes kann man, auch bei noch so genauen Statistiken und theoretischen Bemühungen nur in strukturell ungenauer, typisierter, unscharfer, unpräziser Weise sprechen. Das ist unhintergebar. Gesellschaft lässt sich nicht »präzis« fassen und genau das zwingt immer wieder neu zur Konstruktion von Idealtypen. Egal, welche konkreten Methoden der Sozialforschung da auch immer beteiligt sind, es ist nicht möglich, etwas anderes heraus zu bekommen.

Letztlich steckt hinter der Konstruktion der »Gesellschaft« als großem Objekt das Gegenbild der Robinsonade einer sich selbst durchsichtigen,

überschaubaren Gesellschaft, einer Gemeinschaft sich und ihre Realität wechselseitig konstituierender und dennoch autonomer Egos, die dann letztlich doch so etwas wie ein universelles Subjekt, den Geist, bilden. Selbst Husserl war gegen diese Intellektuellenutopie nicht immun. In Wirklichkeit ist das, egal wie man es dreht und wendet, ein auf seine Weise totalitäres und ideologisches Konstrukt, die Phantasmagorie jenes von Sören Kierkegaard spöttisch ausgemalten 6. Kontinentes, in dem das Denken das Sein diktiert, eine imaginäre Welt von Wesen ohne Körper und ohne Geschichte. Sie ist nicht so weit entfernt von der Marxschen Fantasie der kommunistischen Gesellschaft, in der der Warenfetisch aufgehoben wäre: »Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionsprozesses, streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht.« (MEW 23, S. 94). Gewiss, nichts, gar nichts spricht dagegen, anzustreben, die Produktionsprozesse so rational wie möglich zu organisieren, nach dem Kriterium des größtmöglichen Nutzens und Verfügungs- und Partizipationsmöglichkeiten für möglichst viele und dem des geringstmöglichen Schadens für Menschen und den Planeten. Aber auch Marx unterschlägt dieses »so weit wie *möglich*«, »für *möglichst* viele«. Auch er fällt der Phantasmagorie einer durchsichtigen Gesellschaft anheim. In ihr findet sich unmittelbar jedes der Individuen wieder, »die« Gesellschaft wird zur »eigenen Tat des Menschen« (welches Menschen?) statt »fremde, gegenüberstehende Macht« (Marx 1981: 33). In ihr wäre die Arbeitsteilung, im Grunde jede Differenzierung aufgehoben. Es gäbe nicht mehr »dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unseres eignen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Berechnungen zunichte macht« (Marx 1981: 33).

Das zeigt, zumindest für den Marx der Deutschen Ideologie: auch hinter seiner Utopie steckt mehr schlechte Philosophie, als er glauben machen will. Trotz seines materialistischen Ansatzes und der Prämisse der deutschen Ideologie, von den »wirklichen Voraussetzungen«, den »wirklichen Individuen«, des »ersten Tatbestands« der »körperlichen Organisation dieser Individuen« (Marx 1981: 20 f.) auszugehen: letztlich handelt es sich auch hier um die windschiefe Konstruktion eines überindividuellen Subjekts, eines Subjekts ohne Körper, dem ein großes Gesellschaftsding, ein Objekt gegenüber steht. Aber hier von gesellschaftlichen Strukturen als Ding, Objekt(ivität), Sache, Produkt zu sprechen, die dem Handeln, der Freiheit, der Erfahrung, dem Subjekt gegenüber stände – das ist einfach eine unstimmmige Metaphorik. Das abstrahiert dann doch wieder von der Vorstellung, dass es als »einzigen Träger sinnhaften Sich-Verhaltens« (Weber) nur Individuen gibt, die geboren werden und sterben, sich in mühsamen Prozessen immer wieder

aufeinander einspielen und stets von einer Raum-/Zeit-Stelle aus agieren. Die Durchsichtigkeit des gesellschaftlich-kulturellen Prozesses, die Marx in der Deutschen Ideologie propagiert, gibt es noch nicht einmal für eine lokale Stammesgesellschaft, schon allein deshalb nicht, weil auch diese Gesellschaft immer eine Vergangenheit hat, ihre Ahnen und Götter, Sprache und Kultur hat, die ihre Kinder nicht stets ganz neu erfinden können.

Konturen eines phänomenologischen Strukturbegriffs – der Körper als Gesellschaftsding

Führt man Webers und Merleau-Pontys Prämissen zusammen, legt sich eine andere Version nahe. Das »Gesellschaftsding« wäre da zu finden, wo es die Dialektik nicht vermutet, gerade weil es – wie in Edgar Allan Poes Geschichte *Der entwendete Brief* – so wahrnehmbar und offenkundig ist. Es ist der Mensch, sagt Ödipus auf das Rätsel der Sphinx, das im Griechischen so lautet: »τί ἐστίν, ὃ μίαν ἔχον φωνὴν τετράπους καὶ δίπους καὶ τρίπους γίνεται – Was ist es, das mit einer Stimme begabt [oder: eine einzige Bezeichnung hat], bald vierbeinig, zweibeinig und dreibeinig wird?« (Apollodor 2005: 173/3.53). Eine etwas poetischere Fassung findet sich bei Schwab, aber mit dem Nachteil, dass das Thema der Stimme/Bezeichnung und damit der Sprache ausgeblendet bleibt: »Es ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig. Von allen Geschöpfen wechselt es allein mit der Zahl seiner Füße; aber eben wenn es die meisten Füße bewegt, sind Kraft und Schnelligkeit seiner Glieder ihm am geringsten.« (Schwab 1989: 259). Zusammen genommen benennt die Sphinx, selbst ein körperliches Mischwesen aus Löwe, Menschenfrau und Vogel damit die Themen der Sprache, der strukturierten, geschickten Bewegung, ihrer labilen Genese und Hinfälligkeit und damit das Thema von Werden und Zeit.

Der menschliche Körper ist – darauf beharren Descartes, Husserl und Merleau-Ponty je auf ihre Weise – immer auch materielles Ding, insofern er hier und jetzt lokalisierbar ist, einzeln, in extensio, raumeinnehmend und unteilbar, wie jedes andere Ding der Bewegung fähig, wie alle anderen Dinge eine natürliche Disposition aufweisend, den physikalischen und chemischen Gesetzen zu folgen, der Gravitation unterworfen, für einen bestimmten Temperaturbereich gemacht, jenseits dessen er sich auflöst, in seiner Struktur stets in der Gefahr zerstört und vernichtet zu werden. Insofern aber dieses Ding durch und mit seiner materielle(n) Struktur – wir wissen nicht genau wie – lebt, wahrnimmt, Bewusstsein und Gedächtnis hat, *ist es zugleich* gesellschaftliche Disposition, d.h. *eine* Weise, ein Modus sozialer Struktur. Deshalb ist der Körper das wirkliche, existierende und als solches erfahrbare Gesellschaftsding. »Der Körper

ist das universelle Ding« (chose universelle), schreibt Merleau-Ponty in einer späten Notiz (1994: 327). Die einzige im gesellschaftlichen Prozess beteiligte dingliche Realität ist der menschliche Körper, nämlich als Träger von Strukturen in ihrem dispositionalen Modus. Man muss es betonen: er *ist* zugleich soziale Struktur, die unaufhörlich – im Zusammenspiel mit anderen von einem dispositionalen in einen aktualisierten Modus von Struktur wechselt, wie in einer Atembewegung. Dieses Gesellschaftsding ist strukturierbar durch andere Gesellschaftsdinge und umgekehrt – ein Körper durch den anderen, weil er zur Wahrnehmung fähig ist und ein Gedächtnis hat. Dadurch können sich sensomotorische Relationen alleine dadurch erhalten und zum System, zur Disposition kristallisieren, dass der Körper im Kontakt mit anderen Körpern und der Welt der nicht-menschlichen Dinge zu Bewegungen angeregt wird. Deshalb können diese Relationen wiederholt und wieder wahrgenommen werden, und non-deklarativ wie deklarativ – als Bewegungsmuster, als Wissen, als Erinnerung strukturbildend für soziale Systeme bilden.

Der Körper, die konkreten Körper sind in dem Sinne Gesellschaftsdinge, wie es die Dialektik eigentlich den Makrostrukturen zuschreibt. In ihrer Dispositionalität definieren und restringieren die Körper in ihren Begegnungen Bewegungs- und damit Handlungs- und Kommunikationsmöglichkeiten füreinander. Der Widerstand sozialer Strukturen, das, was uns, wie Marx sagt: »einer sachlichen Gewalt« aussetzt, was »unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Berechnungen zunichte macht« (Marx 1981: 33) – das wird konkret schon immer über die Körper der Anderen erfahrbar. Sie sind es, die meinem Körper und seinen »Bewegungen«, Äußerungen Widerstand entgegensetzen, sie hemmen, ihr die Resonanz versagen oder noch schlimmer: ihn durch materielle Eingriffe disziplinieren, schädigen oder vernichten wollen, eben, wie man ein »Ding«, an dem etwas stört, »zerstört«.

»Der Mensch«, sagt Kant, »ist *keine* Sache.« (Kant 1961: 80). Er schreibt das aber gerade, weil es – wegen der Körperlichkeit – jederzeit *möglich* ist, ihn als »Sache« zu behandeln, es aber ethisch gesehen *nicht so sein darf* und weil – in anderer Hinsicht – eben der Körper keine bloße Sache ist, weil er lebt, zeitlich ist und deshalb ein Weltverhältnis. Aber an dieser Stelle geht es darum, darauf hinzuweisen, inwieweit er Gesellschaftsding ist und dazu gehört, dass Menschen in und durch die Gesellschaft, von anderen Menschen, jederzeit wie Dinge behandelt werden *können*, und zwar mit der Absicht, gesellschaftliche Strukturen zu verändern bzw. zu stabilisieren. Gewalt und Tod über Menschen und Menschengruppen zu bringen, um soziale (politische, ökonomische, kulturelle, religiöse, territoriale, ideologische) Strukturen/Muster zu verändern, zu stabilisieren oder aus der Welt zu bringen – das ist leider bislang eine nicht bestreitbare Konstante der Menschheitsgeschichte. Menschen können – durchaus »erfolgreich« im Sinne der Täter – als Dinge behandelt

werden, weil der Körper eben *auch* Ding ist. Menschen, die andere Menschen stören, können zerstört, vernichtet, in Teile geschnitten werden und damit »aus dem Weg geschafft« werden wie Dinge. Dadurch lassen sich soziale und kulturelle Ordnungen verändern und sie sind historisch oft genug auf diese Weise verändert worden, freilich mit unbestreitbaren Hypothesen für die so begründete neue Ordnung. Zugleich war das Tötungsverbot der zentrale Bestandteil aller ethischen Bemühungen, die die Menschheit ebenfalls historisch so lange begleitet hat, wie wir Kenntnis davon haben. Kant sagt, der Mensch soll nie *nur* als Mittel, sondern immer *auch* als Zweck in sich selbst gesehen werden. Er formuliert so, weil er genau weiß, dass Menschen Mittel zum Zweck sein können, also jederzeit wie Werkzeuge und Dinge behandelt werden *können*, aber es sich aus ethischen Gründen verbietet, sie ausschließlich so zu behandeln. Die Unversehrtheit des Körpers wird deshalb ethisch zum unbedingten und absoluten Wert, ethisch gesehen hat er, im Unterschied zu dem »sinnlich-übersinnlichen Ding«, das Karl Marx eine Ware nennt, keinen Preis. In unethischen sozialen *Praxen* hat er dagegen, wie wir wissen, allzu oft durchaus seinen Preis.

Gesellschaft als strukturierte Bewegung

Der Körper ist also Ding und zugleich ist er ein Ding, das zu sozial strukturierter und strukturierender Bewegungen fähig ist, also zu Bewegungen, die in Anderen und in spezifischen Kontexten Resonanz auslösen. Das heißt wiederum zu nicht zufälligen, schon geordneten Bewegungen, die die Muster bilden, die wir Gesellschaft und Institutionen nennen: Bewegungen der Arme, Beine, Füße, Finger, des gesamten Rumpfes, des Gesichts, der Augen, des Kiefers, der Lippen, der Zunge, des Gaumens, des Kehlkopfs und aller an der Atmung beteiligten muskulären Systeme. Jedes menschliche Verhalten, jede soziale und auf andere Dinge bezogene Fertigkeit, jedes Umgehen mit..., Sprechen und Kommunizieren, Wissen und Können, Schreiben, Musizieren, Arbeiten, Autofahren, jede Lokomotion, alle – wie die Praxistheoretiker sagen – »Doings und Sayings« – sind, gleichviel, was sonst noch mitspielt, erforderlich ist und vorausgesetzt werden muss, genau dies: auf bestimmte Weise strukturierte (=nicht zufällige, musterbildende, koordinierte, eine Stil, eine Typik annehmende) Bewegungen, die auf ihre wahrnehmbare Umwelt bezogen sind. Auch alle dabei wichtigen inneren, »mental« Prozesse an diesem Körper – Wahrnehmen (mit allen sensorischen Medien und ihren diakritischen Schemata), Denken, Vorstellen, inneres Sprechen, Sinnesfahung – sind, was immer sie sonst sind, bis in ihre subjektive Erfahrung hinein auf diese diakritischen motorischen Schemata bezogen

und ohne sie nicht möglich. Jede noch so abstrakte, »idealtypische« Beschreibung einer »sozialen Struktur« muss sich letzten Endes rückübersetzen, konkretisieren lassen in eine Beschreibung dessen, was Menschen in bestimmten sozialen Situation typischerweise *sagen* und *tun* (*»doings and sayings«*), bis hin zur Angabe von Textversatzstücken des typischen Redens und Denkens. Das ist in letzter Instanz eine Beschreibung, die auf sensomotorische Strukturen rekurriert (und wenn es Laute sind, die mit bestimmten Text-Skripten verbunden sind), weil es um eine menschliche soziale Welt geht, nicht um eine Welt von Ameisen, Fledermäusen und noch viel weniger eine Welt von Geistern, die keine Körper, keine spezifische Sichtbarkeit hätten, aber deswegen auch nicht sehen, hören oder sprechen könnten.

Auch der »Geist« spielt schon von vorne herein in dieser Welt der körperlichen Bewegung. Wir können uns keinen Gedanken, keine noch so reine Idee »vorstellen«, ohne dabei gesprochene oder geschriebene Sprache zu assoziieren oder zur Not bildliche Vorstellungen, die auf gewisse Weise immer »Hand und Fuß« brauchen, oder eine andere leibliche Empfindung, ein irgendwie geartetes, noch so diffuses »Gefühl« erfordern. All das ist irreduzibel mit einer Ordnung des »leiblichen Spürens« (Schmitz) verknüpft, auch wenn es nicht um den Anblick eines Mannes oder einer Frau geht, nicht um Sex, geballte Fäuste, Muskeln oder gestylte Frisuren. Ich denke z.B. an etwas so Unkörperliches wie die »heilige Dreifaltigkeit« – wie immer das genau geht, ob ich nur an das geschriebene Wort denke oder ein Lautbild mobilisiere, umgehend ist die motorische Artikulation eines Sehens, Schreibens oder Aussprechens dieses Wortes impliziert, zum Beispiel allein die Zungenbewegung gegen die oberen Schneidezähne, die den anlautenden Dental des Wortes ausmacht, von allen weiteren unfassbar komplexen motorischen, sensorischen, sprachlichen Artikulations- und Differenzsystemen, die mir womöglich eine Bedeutung dieses Wortes vermitteln, noch gar nicht zu reden. Diese Bewegung nimmt dabei eine mittlere Stellung ein zwischen dem, was wir im engeren Sinne als körperlich bezeichnen (materiell, physisch) und den Prozessen, die wir gewohnt sind als »mental«, »geistig«, »innerlich« zu bezeichnen. Sie ist etwas am Körper, sichtbar und beobachtbar, selbst Prozess, aber an einem Ding und durch ein Ding. Sie ist das ideale gemeinsame Medium, zugleich innen und außen, zugleich die gemeinsame Materie sozialer und psychischer Struktur. Mit ihr sind assoziiert alle nur denkbaren Gedächtniskomplexe, die zu dem Bedeutungshof der Laut- oder Buchstabensequenz »Dreifaltigkeit« beitragen können: Dreieck und Auge, Zahl, Strahlenkranz und gemurmelte Worte »Vater, Sohn und heiliger Geist«, der schwere Geruch von Weihrauch, das Gefühl der Hostie auf der Zunge, der Glanz eines barocken Altars, Johannesevangelium, Konzil von Nicäa, Dreiklang oder eben ganze gelehrte Textversatzstücke. Es gibt selbst bei einer so unanschaulichen und abstrakten

Idee keine vom menschlichen Körper, d.h. von einem Sehen, Hören, Tasten, Sprechen unbefleckte Empfängnis einer reinen Idee.

Man könnte darauf verweisen, dass es nicht-körperliche Aggregatformen sozialer Strukturen gibt. Damit ist jetzt nicht mehr der »Geist« gemeint, der sich immer, egal was er sonst noch ist, an den Körper gebunden erweist, sondern: Artefakte: Texte, Technik von der Schaufel bis zur künstlichen Intelligenz, Kunstwerke, Medien, die ganze menschliche, menschengemachte Infrastruktur (Verkehrswege, Transportmittel, Architektur), Ressourcen. In manchen Spielarten von Praxis- und Kulturtheorie wird hierin die eigentliche Strukturierungsinstanz gesehen. Es ist richtig zu sagen, diese Artefakte strukturierten das Sagen und Tun mit. Sie haben unabstreitbar ihren Anteil an der Stabilisierung, Herstellung, Erleichterung strukturierter Bewegungen. Aber sie sind systematisch sekundär und haben keinen anderen Status als andere nicht-menschengemachte Gegenstände unserer Wahrnehmung, zu denen wir uns verhalten. Sie sind Fleisch von unserem Fleisch und sie von unserem, könnte man theologisch hochtrabend formulieren. Unsere Sinnesorgane sind auf sichtbare, hörbare, tastbare Phänomene schon bezogen und haben von diesen ihre Struktur erhalten wie auch umgekehrt. Aber die Artefakte werden nicht aus sich selbst heraus sozial operativ, sondern können dies nur unter Voraussetzung und durch die Vermittlung körperlich fundierter Dispositionssysteme. Sie sind nicht strukturwirksam ohne Können, Wissen und Erinnern. Texte müssen gelesen und verstanden werden können, jede Technik, jede Maschine erfordert Fertigkeiten und Wissen darüber, wie sie bedient werden, die Nutzung von Verkehrswegen setzt Verhaltensmuster und Handlungsentwürfe voraus, die dieser eine Bedeutung geben, Ressourcen erfordern teils Fertigkeiten, teils komplexe Wissens-, Überzeugungs- und Erinnerungssysteme, um überhaupt den Charakter von Ressourcen zu haben (beispielsweise Geld und Eigentum). Artefakte und Ressourcen müssen anders gesagt durch das Nadelöhr der körpergebundenen Dispositionssysteme, um sozial operativ werden zu können. Sie leisten nicht aus sich selbst heraus jene fortdauernde Umsetzung syntagmatischer in paradigmatische Relationen, sondern trivialerweise nur dadurch, dass sie wahrgenommen und weiterprozessiert werden können. Selbstverständlich können sie aber die Strukturgenese auf erstaunliche Weise beschleunigen, ihre Komplexität und Differenzierungsfähigkeit erhöhen, sie in mancher Hinsicht entlasten. Aber immer setzt die Differenzierung von Techniken, Medien und Artefakten Differenzierungen der körperlichen Dispositionen voraus. Die interagierenden Körper bleiben – könnte man mit dem trockenen Charme des systemtheoretischen Jargons sagen – die einzigen »sozialen Operatoren« und der primäre Garant und Ort der Strukturgenese, - Reproduktion und -Transformation. Aber was für die Welt der Wahrnehmung, die Natur gilt, gilt auch für die menschengemachte Umwelt des Menschen und

seine gemachten Dinge – sie sind das Komplement des Körpers und umgekehrt. Es gibt hier eine Verbundenheit »im Fleisch«, in der Ordnung des »Sensible«, in der Ordnung des »Seins«, von der Karl Marx sagt, dass es das Bewusstsein »bestimmt«. Er sagt damit nicht: »determiniert«.

Konkrete Dialektik

Die konkrete Dialektik, um die es hier geht, wird so sichtbar. Sie liegt in eben jenem beständigen Umschlag syntagmatischer in paradigmatische Relationen – der Interiorisierung oder besser gesagt: Korporalisierung zeitlich geordneter sensorischen Sequenzen der Interaktion, ihrer Verwandlung in die Disposition von sozialen Körperdingen. Das ist gleichbedeutend mit der Bildung von Gedächtnisstrukturen, die, wie wir heute wissen, mit ziemlicher Sicherheit ebenso als materielle und materialisierte Strukturen anzusehen sind, wie sie zugleich Ergebnis und Voraussetzung für Verhaltensprozesse sind und damit der »Stoff« des Bewusstseins. Die Einsichten über den kindlichen (Erst-)Spracherwerb, wie ihn heute »gebrauchsbasierte« Sprachkonzepte wie etwa die Tomasellos (Tomasello 2003) fassen, gibt das Paradigma vor. Kinder erwerben demnach Sprache nicht über die Erschließung oder »Freisetzung« genetisch oder in einem ominösen transzendentalen Regeluniversum garantierter grammatischer Strukturen. Der Ansatzpunkt ist vielmehr die jederzeit sichtbare und wahrnehmbare Strukturiertheit des Sprechens der (erwachsenen) Anderen, an dem die Kinder sukzessive sensomotorische Relationen und differentiellen Systeme ablesen, selbst einsetzen und sich auf diese Weise in eine zunächst sensomotorische und dann zunehmend deklarativ-semantische Praxis einklinken. Dabei sind zwei Annahmen wichtig. Das alltägliche sprachliche Material ist nicht, wie Chomsky und andere Universalgrammatiker unterstellen, durch eine »poverty of the stimulus« bestimmt (Tomasello 2003: 2), sondern es vermittelt sich als strukturiert in der Praxis des Sprechens selbst, in dem, was Saussure »parole« nannte. Deshalb ist kein deklarativer Rekurs und keine deklarative Rekonstruktion von Regeln nötig, vielmehr greifen hier non-deklarative Mechanismen, die – wie wir etwa aus Versuchen von Stimuli mit künstlichen Grammatiken wissen – jenseits einer deklarativen Rekonstruktion von Regeln in der Lage sind, unter Umständen auch reine stochastische Ordnungen zu erfassen, praktisch zu generalisieren und zu reproduzieren (Kastl 2014: 90). Im Ergebnis entstehen dann Verhaltensweisen, die so stattfinden, als ob sie regelgeleitet wären oder Regelmäßigkeiten intentional in Rechnung stellen. Das ist aber streng genommen schon deshalb eine Ausnahme, weil diese Regeln, selbst wenn sich Grammatiker bemühen, sie zu formulieren, so komplex ausfallen, mit Ausnahmen und

»Einzelfallbeschreibungen« operieren müssen, oder wirklich rein stochastische Zusammenhängen, bloße Gebrauchshäufigkeiten beschreiben (s.o.). Umgekehrt: existieren, wie in vielen Spielen, halbwegs überschaubare Regelsysteme (Beispiel: Fußball, Basketball, aber auch Kartenspiele), dann ist es zum einen – wie auch bei sprachlichen Regeln – dennoch möglich diese Spiele intuitiv zu erlernen. Zugleich initialisieren diese »konstitutiven Regeln« (Searle) allenfalls ein Möglichkeitsfeld. Die eigentlichen Kompetenzen, in einer bestimmten Situation die richtige Entscheidung zu treffen, Bewegung zu machen, sensorische Konstellationen wahrzunehmen, das, was dann wirklich das Spielen ausmacht – das ist wiederum eine Frage des nondeklarativen Erwerbs von Fertigkeiten. »Man entwickelt Fertigkeiten und Fähigkeiten, die sozusagen funktional dem System von Regeln äquivalent sind, ohne wirklich irgendwelche Repräsentationen oder Internalisierungen dieser Regeln zu enthalten« (Searle 2011: 152; dazu auch Kastl 2004; 2013).

Die Annahme einer »poverty of the stimulus« des sprachlichen Materials ist aus zwei weiteren Gründen nicht überzeugend: der Spracherwerb ist immer in soziale Praxis, und damit in komplexe Wahrnehmungs-, Handlungs- bzw. Bewegungssequenzen eingebunden; über die rein linguistischen Einheiten hinaus werden die sprachlichen Elemente immer schon mit extrasprachlichen sensorischen und motorischen Relationen gekoppelt; diese intersensorischen Relationen enthalten mannigfache Redundanzen und stabilisieren sich wechselseitig. Kontakt und Korrelationen zwischen unterschiedlichen Medien war ja genau das bedeutungsgenerierende Moment, auf das Saussure im Fall der Sprache hingewiesen hatte; vermutlich unterschätzte er die Komplexität der zu Bedeutung beitragenden Systeme und Register erheblich – bzw. sie verbergen sich in der selbst komplexen Figuration des Mediums, das er das der »Ideen« oder des »Denkens« nannte (vgl. Saussure 2014: 138 f.). Zudem – und das zeigen neuere Forschungen über den Spracherwerb – muss man Sprache und Sprechen nicht auf einen Schlag erwerben, sondern das ist sukzessiv möglich. Kinder erwerben zunächst einfachere Strukturelemente. Am Anfang stehen elementare phonetische Differenzen, zunächst mit sehr undifferenzierten Bedeutungen, die dann wiederum in weiteren sozialen Situationen erprobt werden können, sich sukzessive durch die Reaktionen und Resonanzen der Anderen stabilisieren und sukzessive mit Sinn = Assoziation mit typischen Folgereaktionen (Mead) assoziiert werden können. Der Spracherwerb folgt der Logik des Versatzstücks (Merleau-Ponty 2007: 25). Es werden einzelne Elemente erworben, erprobt, mit immer anderen Elementen kombiniert. Die fortlaufende soziale Praxis dient dabei als sukzessiver »Test«, als Möglichkeit, mögliche Bedeutungen von Kombinationen herauszufinden. Ein schönes Beispiel ist das des zweijährigen Mädchens, das jedes Mal »Kapitalismus« sagt, wenn es seine Eltern in lange ernsthafte Gespräche verwickelt sieht (Bickes/Pauli

2009: 57). Die erstmal abwegig klingende Assoziation dieser Vokabel mit ernsthafter Konversation ist schon ein möglicher »Keim«, um deren Semantik zu erschließen. Zum adäquaten Gebrauch des Wortes Kapitalismus gehört in der Tat ein bestimmter analytischer, »konversationeller« Habitus, ein Sprechduktus des »Redens-über«. Das Wort taugt nicht dazu, um einen Hund zur Ordnung zu rufen, nicht seiner Freude beim Hinuntergleiten in einer Wasserrutschbahn Ausdruck zu verleihen oder für die Einleitung von zärtlichen Berührungen. Man spricht vielmehr über etwas. Es wird möglicherweise noch lange dauern, bis das Kind über diese allgemeinen Merkmale des Kontextes eines solchen Worteinsatzes hinaus kommt, und damit beginnt semantische Felder wie zum Beispiel Geld, Arbeit, Besitz damit zu assoziieren, und irgendwann einmal vielleicht einmal später im Studium zu verstehen, wie der Begriff der »Verdinglichung« damit zusammenhängt oder dass es hier um »soziale Strukturen« geht.

Was damit nur gesagt sein soll: auf allen Ebenen des Umgangs mit Sprache setzt sich diese Logik der Kombination und Verkettung von Versatzstücken fort. Zunächst linear kombinierte Elemente (Phoneme, Wörter, sogenannte »Holophrasen«, Sätze, Satzmuster,) werden durch ihren Gebrauch in neuen Situationen wieder eingesetzt und zugleich durch Reaktionen spezifiziert, stabilisiert, differenziert, angereichert, ggf. auch in ihren Bedeutungsmöglichkeiten verändert; also in einen aktualisierten Modus sozialer Struktur überführt. Diese neuen Muster werden ihrerseits dispositional bewahrt, u.U. ohne jede bewusste Aktivität des Einprägens und Lernens, so wie man einen Dialekt erwirbt und stehen für künftige Situationen zur Verfügung. Über die Reaktionen der Erwachsenen vollziehen sich zunehmend Präzisierungen, Bedeutungsanreicherungen. Über die Vernetzung und Beziehung verschiedener sensorischer, motorischer damit zugleich propriozeptiver Relationensysteme werden Redundanzen stabilisiert, intersensorische Korrelationen und Differenzen mit sprachlichen (phonetischen, syntaktischen) Elementen gekoppelt, innersprachliche Korrelationen hergestellt, Sprechmuster erzeugt, die dann wieder als Versatzstücke eingesetzt in einem aktualisierten Modus überprüft und angereichert werden können. Von diesen im Grunde banalen und jederzeit im Alltag beobachtbaren universalen Merkmalen alltäglichen Ausdrucksverhaltens und des Spracherwerbs führt eine direkte Linie zu der von Merleau-Ponty analysierten Logik des Vorgehens Webers bei der Entwicklung der historischen Semantik der protestantischen Ethik zu jenem Komplex an Haltungen, Motiven, Wissenssystemen, Wertüberzeugungen, Verhaltensweisen, ohne den die gesellschaftliche Praxis, die wir Kapitalismus nennen, nicht möglich wäre. Die ursprünglichen semantischen Versatzstücke werden in neuen Kontexten, die auf neue Kontingenzen reagieren, neu gruppiert und konstellierte. Sinnbezüge gehen verloren, andere werden systematisch eingeblendet

und gefestigt. Neue Relationen entstehen. Sie verbreiten sich, ihre Prämissen gehen in Handlungen und Techniken, und Infrastrukturen und Motivlagen ein. Sie werden in der sozialen Praxis plausibilisiert, schaffen eine jeweils konkrete und einmalige Dynamik, die – via Gedächtnis – weiter gegeben werden kann in spätere, parallele, ähnliche oder auch ganz verschiedene soziale Kontexte.

Feldbegriff und Mikro- und Makro-Geographie

Das so gewonnene Verständnis des Zusammenhangs von Verhalten und sozialer Struktur mündet also nicht in eine Entgegensetzung von Akteurs-Subjekten und objektiven Strukturen. Die »Individuen« sind vielmehr nur »Subjekte« und können handeln, weil sie *zugleich* der Ort der primären Strukturen sind. Und umgekehrt die Strukturen sind wirklich und haben eine empirische Realität, weil sie »inkarniert«, körperlich sind und bis in ihre innere Verfassung hinein an die »Materialität« des menschlichen Körpers gebunden sind, an dessen Sensorik, an Laute, Zeichen, Bilder, propriozeptive Werte, an Techniken, die die Komplemente von Sinnesorganen, Fingern, Händen, Gesichtern sind. Dass Menschen sprechen können, sich an andere Menschen und an Institutionen erinnern, über einen Bestand an Formeln verfügen, deren Bedeutung sie nicht völlig überschauen, von denen sie aber sicher sein können, dass sie sich in dadurch geordnete Interaktionsketten mit anderen einfügen; dass sie wissen, was Geld und Besitz ist und Steuern bezahlen müssen, dass sie Auto, Bagger oder U-Bahn fahren können, ein Musikinstrument spielen oder einen Computer bedienen können, dass sie wissen, wie man sich gegenüber der Polizei verhält, oder an einem Gottesdienst teilnehmen können, dass sie einander wiedererkennen und sich an ihr Eigentum erinnern – das *ist* bereits die soziale Struktur in einer Doppelaspektivität von dispositionalem und in faktischen Interaktionen aktualisiertem Modus. Alle diese willkürlich aufgezählten Beispiele haben gemeinsam, dass sie Muster sind, dass sie bis zu einem gewissen Grad wiederholbar sind, Erwartungen und Erwartbarkeit schaffen und nach heutigem Verständnis alles operative und strukturelle Aspekte von Gedächtnis sind, dessen Leistungen/Strukturen sich grob unterscheiden lassen in Wissen, Fertigkeiten und Erinnerungen, in deklarative und in non-deklarative Dimensionen. Aber es ist wichtig zu sehen, dass diese unzähligen »Strukturen«, die die Ordnungen der Gesellschaft ausmachen, niemals abgeschlossen sind, sondern bewegte Bewegung sind, Resultanten von Bewegungen, die nicht aufhören, jeden Tag wieder von neuem Bewegungen anstoßen.

Das so gewonnene Strukturverständnis mündet deshalb auch nicht in eine Opposition von »Lebenswelt und System«. Schon dass, was

gemeinhin unter sozialer »Lebenswelt« verstanden wird, der Ort der »direkten« Kommunikation ist – bis in die Bedeutungspotentiale der Sprache und ihrer Ausdrücke selbst hinein – durchaus nicht »durchsichtig« im Sinne einer Transparenz und Verfügbarkeit von Bedeutungen durch die »Subjekte«. Dass es Sprache, Kultur und Geschichte gibt, schafft eine Ordnungsebene, die ihre großen und kleinen Horizonte und damit »Transendenzen« immer schon aufweist und zwar schon »in« den Individuen selbst. Die Gesellschaft wird deshalb nicht zum »System«. Gerade der Systemtheoretiker Luhmann zeigt, dass »die« Gesellschaft immer durch das Nadelöhr der Interaktionen hindurch muss, ohne je in einer einzelnen Interaktion »aufzugehen«. »Gesellschaft«, sagt selbst er, »ist kein makrosoziologisches Phänomen.« (zit. bei Kastl 2016b). Sie ist *hier* – sichtbar in den jeweiligen Interaktionen. Sie liegt aber zugleich vor uns oder hinter uns als zeitlich/räumlicher Horizont unseres eigenen Verhaltens und unserer Wahrnehmung und des/der Anderen, findet anderswo statt, aber zugleich auch hier. Sie ist wirksam in dem Umstand, dass uns die Herkunft, Geschichte, die möglichen Bedeutungen, die unsere Ausdrucksmittel und Fertigkeiten annehmen können, niemals vollständig durchsichtig ist und dass deren Erwerb und Ausdifferenzierung niemals abgeschlossen ist, dass neue Kontexte und Konstellationen, dass neue Ereignisse, Umwälzungen, Entwicklungen deren Bedeutung unmerklich oder plötzlich verändern können.

Unsere Ausdrucksmittel beinhalten, noch bevor wir uns darüber bewusstwerden, dass wir uns auf mehr oder weniger strukturierte Weise, auf das Verhalten der Anderen eingestellt und orientiert verhalten. Diese Struktur ist aber nicht gleichbedeutend mit dem *Gehalt* von uns erfassten und deklarierten Sinn. Dass dies auseinanderlaufen kann, liegt daran, dass unsere Ausdrucksmittel und insbesondere die Sprache deklarativ und non-deklarativ zugleich sind, Fertigkeit und Wissen. Ausdrucksmittel sind differentiell, das bedeutet, sie sind organisierte Relationen und Differenzen und gewinnen ihren Bedeutungswert immer in aktualisierten Zusammenhängen und dynamischen Systematiken von sensorischen Unterscheidungen, dynamischen diakritischen Systemen von neuem. Die Komplexität der Gesellschaft und der sozialen Interaktionen entspricht der Komplexität unserer Körper und unserer Gehirne, insbesondere der Gedächtnisleistungen (also jener Leistungen, die etwas mit der Ermöglichung von Zeiterfahrung und damit der Bewahrung und zugleich ständigen Modifikation von Erfahrung zu tun haben). Darin eingeschlossen ist eben der Umstand, dass sowohl Gedächtnis wie Gesellschaft so beschaffen sind, dass soziales Verhalten und Sprechen in einer gegebenen Situation einen hinreichend bestimmten Sinn annehmen kann, ohne dass dieser Sinngehalt ein für alle Mal fixiert ist, vor allem aber nicht in dem Bewusstsein aufgeht, das die Beteiligten dabei jeweils haben.

Sprechen, Sprache und jeder Einsatz von Ausdrucksregistern schlechthin sind immer zugleich »Bewegung«, sozial strukturierte Motorik. Es geht nicht, was Bergson noch in einer allzu statischen Betrachtungsweise nahezulegen schien, um körperliche Automatismen, die im Gegensatz zu der Selbstbeweglichkeit und Autonomie des Bewusstseins und des Denkens stehen. Wenn das Kind beginnt Worte nachzuplappern oder auch der Erwachsene sich in die Phrasen und Versatzstücke eines für ihn neuen Kontextes einfindet, imitiert er nicht Gesten und Lautgesten wie ein Tonbandgerät oder wie man es gemeinhin einem Papagei zuschreibt. Es stellen sich nicht irgendwann wundersamer Weise die dazu passenden Gedanken und bewussten Bedeutungen ein; sondern man wird von Anfang an mit der Introjektion der sozial strukturierten Motorik ins eigene Bewegungsrepertoire in eine Sinnbewegung, in eine, wie Merleau-Ponty gelegentlich formuliert, Bedeutung in statu nascendi, eine werdende Bedeutung hineingezo-gen.

Für das zweijährige Kind hat selbst das Wort »Kapitalismus« bereits einen wie immer schmalen und engen Bedeutungsfokus, eine Zone distinkter Vorstellungen, aber zugleich einen weiten und verwirrenden Horizont der Verworrenheit, eher diffuser Antizipationen. Was es zu fassen bekommt, ist nicht ganz sinnlos, zielt schon auf eine Generalität ab. Das ist möglich, weil die Wortwahrnehmung immer mit Wahrnehmungen von Situationen korreliert ist – sie lebt von der Kopplung mit Eigenschaften und Konstellationen der Interaktionen, in denen das Wort auftauchte. Damit ist ein Keim des Allgemeinen gelegt, dem alle Abschattungen und Varianten von Bewusstseinsregistern, der unklaren Assoziation, der intuitiven Ahnung, der Vorwegnahme, des Ausprobierens verschiedener möglicher Kombinationen usw. entsprechen. Die Bewegung des etwas-zur-Sprache-Bringens gleicht insofern immer der mehr oder weniger geschickten Fertigkeit, die etwas mehr oder weniger, nur halb, in Andeutung, schräg, nur halb hinbekommt – aber doch irgendwie auf etwas hinaus will, was noch nicht ganz funktioniert, unsicher, labil ist, mal diese, mal jene Differenzen ausprobiert – wie ein Geiger oder ein Klarinettist, der auf einen Ton abzielt, von dem er selbst noch nicht ganz genau weiß, wie er klingen soll. Auch die Antizipationen und Entwürfe bilden sich nur im Umgang mit dem Instrument. Der Instrumentalist arbeitet, viel mehr als er weiß, mit bereits durch das Instrument, durch die Laute/Töne, das Material gehörter Vorbilder vorgegebenen Strukturierungen. Genau so schildert Merleau-Ponty das Sprechen und das Kommunizieren, also das, was nach heutigem Verständnis die eigentliche operative Realität von Gesellschaft und Sozialität ausmacht.

Durch unsere Körper und seine sensomotorische strukturelle Ausstattung entstammen alle paradigmatischen Elemente, alle möglichen Versatzstücke schon immer einer Sphäre des (potentiell) Generellen. Die Generalität des Körpers siedelt alles Material, alle möglichen Assoziationen

(sensorischer, motorischer Register) dessen sich meine Ausdrucksbewegungen bedienen können, schon immer in einem Kontext an, den ich mit den anderen teilen kann. Der Körper ist jenes generelle Konkrete, für uns der Ort der Realität, des »Sensible« = das, was Merleau-Ponty als »Fleisch« (Chair) bezeichnet. »Ich kann kein einziges Sinnliches (sensible) setzen, ohne dass es meinem Fleisch (chair) entrissen, meinem Fleisch entnommen wäre; und mein Fleisch ist selbst eines der sensiblen <Dinge> (des sensibles), in das sich eine Einschreibung aller anderen (sensibles) vollzieht, ein sensibler Angelpunkt (pivot sensible), an dem alle anderen teilhaben, Schlüssel-Sensibles, dimensionales Sensibles. Mein Körper ist im höchsten Grade das, was jedes Ding ist: ein dimensionales Dieses. Er ist das universelle Ding.« (Merleau-Ponty 1994a: 327; Übers. von »sensibles« verändert, nicht: »sinnlich«! jmk). Alles strukturelle Material, dessen wir uns überhaupt bedienen können, spielt auf der Ebene eines »Fleisches«, also in der Dimension eines generellen »Sensible«, auf das wir bezogen sind, weil wir die gleichen Körper haben. »Das Sensible ist genau das, was mehr als einen Körper heimsucht, ohne sich vom Fleck zu rühren.« »dieser Tisch« (und man könnte ergänzen: dieser Laut, diese Bewegung, diese Kundgebung in ihrer Materialität, diese von uns getragene Bewegungsfolge, dass ich das und das jetzt eben sage und du das und das darauf erwidert) »lastet im selben Augenblick auf genau dieselbe Weise auf jedem Blick« (2007: 20).

Das Sich-Bewegen, Sich-Engagieren im Medium der Sprache, ist für Merleau-Ponty nicht ein Versuch, für bereits fertige Gedanken nach einem geeigneten Ausdruck zu suchen. Vielmehr stabilisieren sich Gedanken und Sprachelemente allmählich und wechselseitig. Sie bilden ihre gemeinsame und jeweilige Struktur überhaupt erst aus (so wie Saussure das Entstehen von Bedeutungen mit der Entstehung von Wellenstrukturen an der Grenze von Wasser und Atmosphäre beschrieben hatte). »Denken und Sprechen rechnen miteinander. Sie sind Mittler und Stimulus füreinander.« (Merleau-Ponty 2007: 23). Beim Sprechen denken wir nicht an einen Gehalt, für den wir dann die richtigen Worte suchen, vielmehr müssen wir »zu rein Ausführenden des Sprechens werden. Das wirksame Sprechen führt zum Nachdenken, und das lebendige Denken findet auf magische Weise seine Wörter« (2007: 24). Es geht um einen Vorgang wechselseitiger und sukzessiver Artikulation. Genau das ähnelt aber eher einer Bewegung, auch wenn das Ergebnis letztlich sogar die Gewinnung eines deklarativen Wissens ist. Der faktisch anwesende oder potentielle Andere, an den sich mein Sprechen richtet, ist für diesen Vorgang ebenso konstitutiv, weil er das wirkliche oder imaginäre Ziel meiner Sprechbewegung ist. Die Konstellation von Elementen, die ich ihm anbiete, versucht er seinerseits einzulösen. Er interpretiert meine Sätze und Ausdruckshandlungen, indem er mit seinen anschließt, unsere Sätze schließen sich zu einem übergeordneten Syntagma zusammen, das wiederum

uns selbst, vielleicht später, oder einem Dritten ermöglicht, eine Bedeutung zu erkennen, die sich uns während des Sprechens noch entziehen kann, an der wir aber – auch im Fortgang – ständig mitwirken.

Dass auf diese Weise Generalität und Sichtbarkeit der Struktur der Kommunikation, des Sprechens möglich ist, ohne dass eine vollständige Identität der erfahrenen und deklarierbaren Bedeutungen vorausgesetzt oder unterstellt werden muss, zeichnet den besonderen Charakter sozialer Struktur aus. Sie ist hinreichend bestimmt, um Muster, wiederkehrende Konfigurationen zu bilden, zugleich aber offen für Um-, und Neudeutungen, für divergierende Bedeutungen und unterschiedliche Perspektiven auf die Bedeutung desselben Geschehens, aber auch für die Erosion, die Erstarrung, den Automatismus und natürlich offen für Machtverhältnisse. Genau in einer solchen offenen Bestimmtheit oder bestimmten Offenheit liegt für Merleau-Ponty das besondere Kennzeichen von Institutionen. Sie sind aus sich heraus auf Wiederholbarkeit, auf Wiederkehr angelegt. Aber sie müssen sich bei jeder Wiederholung eine Neubestimmung, Re- oder Entdifferenzierung durch eine nie ganz gleiche Situativität in einem neuen Interaktionskontext gefallen lassen. Damit ist die Stabilität wie zugleich die offensichtliche Labilität und Prekarität gesellschaftlicher Strukturen bezeichnet. Dass das so ist, ist gleichbedeutend damit, dass Gesellschaft und ihre Struktur primär eine körperliche und damit ebenso generelle, auf Universalität angelegte wie multiple, an Zeit und Ort, an eine Perspektive und damit an Situativität gebundene Realität *ist*. Sie ist gleichbedeutend mit der strukturalen und operativen Komplexion der Ausstattung unserer Körper, mitsamt ihren Sprachen, Gehirnen, Gedächtnissen, der an sie gebundenen Bewusstseine. Soziale Struktur *ist* primär eine körperliche Realität, sowohl in ihrer dispositionalen als auch in ihrer operativ aktualisierten Form. Sie gewinnt daraus sowohl ihre Flexibilität wie ihren Dingcharakter, ihren konkreten Widerstandskoeffizienten.

Etwas zugespitzt drückt Collins das so aus: »Die soziale Struktur«, schreibt er, »leitet sich von sich wiederholenden kommunikativen Handlungen ab und nicht vom Inhalt des Gesagten. Diese Inhalte sind oft mehrdeutig und falsch, sie werden oft nicht von jedem verstanden und auch nicht vollständig erklärt ... Aber obgleich die Strukturiertheit der Gesellschaft nicht kognitiv, sondern physisch begründet ist, hindert uns dieses Unvermögen nicht daran, sehr viele ordnungsgemäße Wiederholungen auszuführen. Denn <es> genügt, eine eingeschränkte Routine für diejenigen Orte und mit denjenigen Personen auszuhandeln, denen man dort für gewöhnlich begegnet.« (Collins 2012: 74 f.). Um die Sequenz von Handlungen und Verhaltensweisen zu realisieren, die wir eine katholische Messe nennen, ist es nicht nötig, dass sich alle Teilnehmer/innen über die Bedeutung des Transsubstantiationsdogmas im Klaren sind. Es genügt Abläufe, Gesten und Worte beizusteuern. Eine völlige

Ausblendung dieser Bedeutung würde allerdings diesem »Ritual« irgendwann seine Grundlage entziehen.

Darin liegt zugleich eine generelle soziologische »Unschärferelation«. Die Strukturiertheit einer Interaktion wird durch die hinreichende Präsenz einer hinreichenden Anzahl diesbezüglich hinreichend sozialisierter Individuen gesichert. Was hier jeweils »hinreichend« heißt, ob und auf welche Weise ggf. abweichende Muster toleriert, absorbiert oder sanktioniert werden, hängt vom jeweiligen Fall ab. Collins spricht hier implizit das Verhältnis von semantischem Gedächtnis (Wissen) und non-deklarativem Gedächtnis (körperlich verankerte Gewohnheiten/Routinen) in ihrer Funktion für die Interaktion an. Ich würde dieses Unschärfepostulat bis zu einem gewissen Punkt mit vollziehen. Zu betonen ist, dass diese Unschärfe auch für die *Verhaltensgewohnheiten*, also den Fertigkeitenaspekt sozialer Praktiken gilt: bis zu einem gewissen Grad können Interaktionen auch Ungeschicklichkeiten Einzelner tolerieren. Ob jeweils gemeinsames Wissen/geteilte Bedeutungen oder gemeinsame Routinen im Vordergrund stehen, hängt vom jeweiligen sozialen Kontext ab, ebenso welcher Grad an sensomotorischer und semantischer Homologie, welcher Grad an Übereinstimmung der deklarativen Gehalte, des Wissens im Einzelfall nötig ist.

Daran anknüpfend könnte man mit Stephen Turner ein Prinzip der Nachträglichkeit von Sinnzuweisungen ins Spiel bringen, das ebenfalls mit der Dichotomie deklarativer und non-deklarativer Gedächtnisleistungen zu tun hat. Er schreibt: »The social process, with all its opportunities for emulation, simulation, testing, feedback, and learning, is a data rich environment [...] We can learn so quickly from our social environment because simulation allows us to fill in missing data in social situations. Because we can simulate other people [...] we can thus construct, test and assimilate complex feedback simulative ›hypotheses‹ about this world expeditiously [...] The interaction between these capacities and this environment is not one that produces clones, or puppets of the group will, nor does it produce anarchy. It produces skilled interactors with enormous capacities to anticipate, predict, and model the people with whom they interact, to adjust to them, and to learn from their adjustments. This kind of coordination, as Dewey called it, is all we need to account for ›society‹« (Turner 2007, S. 15ff.).

Auch dabei ist der Bereich non-deklarativer Gedächtnisfunktionen bzw. Inhalte angesprochen. Der Erwerb ist in den meisten Fällen nicht bewusst und erfolgt beiläufig, in der Regel selbst in Interaktionssituationen. Es gilt prinzipiell, dass durch die Interaktion selbst Korrekturen, Bedeutungsklärungen, Spezifikationen, Transformationen durch Anschlussreaktionen der Interaktionspartner erfolgen. Diese können bestehende Gewohnheiten und Wissensbestände einfach ratifizieren, mit impliziten, latenten oder auch expliziten, deklarativen Sinngehalten anreichern, differente Lesarten oder auch Fehler auf der Ebene der Routinen selbst

stillschweigend oder explizit korrigieren. Ein Kleinkind kann sich in den Ablauf einer Geburtstagsparty einklinken, wenn es halbwegs die Worte und die Melodie von »Happy Birthday«, also eine sensomotorische Relation ggf. imitatorisch beherrscht, ohne deren Bedeutung genau zu kennen. An sich wiederholenden Anschlusskommunikationen und sonstigen Kontextmerkmalen kann es aber sukzessive deren situative und übersituative Bedeutung realisieren. Die Gedächtnisse müssen also nicht alle kulturell tradierten Bedeutungen kontextübergreifend auf einmal und »vollständig« in sich aufnehmen. Die Tatsache, dass eine Äußerung, ein Symbol, eine Melodie Teil der für uns alle wahrnehmbaren Welt ist, gewährleistet, dass es im interaktiven Prozess immer wieder neu Bewährungsprobe, Kristallisationspunkt, Bestätigung oder Neuetaблиerung sozialer Ordnung werden kann.

Die Gedächtnisse, sind, wie wir hier unablässig wiederholt haben, gebunden an die Körper und nur, insofern sie das sind, sind sie operative und operationsfähige Gedächtnisse (im Unterschied zu bloßen Informationsspeichern wie etwa Texten, Artefakten, institutionalisierten Wissensbeständen, die häufig in einem rein metaphorischen Sinn als »soziale Gedächtnisse« bezeichnet werden. Der Körper, die Körper sind also im selben Maße wie sie immer auch »soziale Dinge« sind, »Zeitdinge« (Merleau-Ponty 1994a: 257), ja: »machine à faire du temps« (Merleau-Ponty 2011: 189). Das »soziale Ding« und das »Zeitding« sind eins. Das ist bereits eine Erkenntnis der Heideggerschen Wendung der Probleme der Phänomenologie (1989: 382) und erst recht der späten Philosophie der Sozialität G.H. Meads, die wir am Anfang dieses Kapitels bereits erwähnt haben. Dessen »spatiotemporale Perspektiven«, »consentient sets« sind verkörperte soziale Strukturen, deren Zusammenspiel und fortwährende Rekombination und Neukonstellierung jenes unübersehbare Geflecht an Interaktionsketten produziert, von dem Norbert Elias als der modernen Gesellschaft spricht.

Soziologische Feldtheorie

Es wurde bereits gesagt, dass dies für die Gesellschaft eine Feldsemantik nahe liegt und keine System- oder Objektmetaphern, weil diese zu sehr Abgeschlossenheit, Abschließbarkeit, eindeutigen Grenzziehungen, Erreichbarkeit, Übersehbarkeit implizieren. Auch Merleau-Pontys strukturelle Kernkategorie ist, wie wir verschiedentlich gesehen haben weder die des »Objekts« bzw. »Objektiven« noch die des »Systems«, sondern mündet in einen Feldbegriff. Auch diesen dürfte Pierre Bourdieu als unaufmerksamer Erbe übernommen haben, möglicherweise ohne zu sehen, dass damit seine nach wie vor schematische Entgegensetzung

von »Objektivismus« und »Subjektivismus« wenig verträglich ist. Der Bezug des Feldbegriffs zu einer geographischen Semantik von Nähe und Distanz, Entfernung und Raum ist aber ebenso wenig zufällig wie gewisse Analogien zur Physik, insbesondere zu gewissen Aspekten des Feldbegriffs der Allgemeinen Relativitätstheorie. Auch diese Analogie könnte und sollte man zur Entmetaphorisierung der späten Konzepte nützen. Die Körper sind im buchstäblichen Sinne soziale und Zeit-Dinge. In (der Gesamtheit) unseren Körper ist »alles verbucht [...] und alles zählt« (2007: 26).

Der Begriff des Feldes hat gegenüber der Akteur/Ding oder Subjekt/Objekt oder Element/System-Semantik den Vorteil, dass er sowohl in einem natur- wie sprachwissenschaftlichen Verwendung a) eine räumliche, quasi geographische Dimension hat, d.h. mit Distanz/Nähe-Verhältnissen arbeitet, damit aber Begriffe wie Horizont, Vordergrund/Hintergrund abbilden kann; dass er b) eine konsequent relationistische Fassung von Elementen zulässt, die sich wechselseitig bedingen/tragen/aufeinander wirken und dass c) die Struktur des Feldes selbst ein Effekt der Struktur und des Verhaltens seiner Elemente zueinander sind.⁸ Merleau-Ponty knüpft seit seiner Schrift *Die Struktur des Verhaltens* an den gestaltpsychologisch tradierten Feldbegriff an, etwa dem von Kurt Koffka. Konsultiert man dessen Lehrbuch *Principles of Gestalt Psychology*, so zeigt sich, dass Koffka dessen formale Aspekte aus dem Verständnis physikalischer Felder bezieht (Faraday, Macwell, Einstein) und auf das Gebiet des Verhaltens überträgt (Koffka 1935: 41 ff.).

Es gibt, was Einsteins Feldtheorie der Gravitation (im Rahmen der Allgemeinen Relativitätstheorie) betrifft, interessante Analogien zu Merleau-Pontys Revision seiner Phänomenologie in Richtung einer Art »allgemeinen Bewegungstheorie«. Auch bei Einstein stehen ja, nicht erst in der allgemeinen Relativitätstheorie, sondern auch schon bei der Ausarbeitung der speziellen Relativitätstheorie (auf die Mead vor allem zurückgreift) Bewegungs- und Zeitverhältnisse im Zentrum des Interesses. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Thema für die Zeit des ausgehenden 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts um eine Art wissenschaftliche Tiefenstruktur quer über die Disziplinen.

Einsteins allgemeine Relativitätstheorie erklärt die Bewegung von Körpern im Raum bekanntlich nicht mehr wie die klassische Newtonsche Physik durch eine von ihren Massen ausgehende »Fernwirkung« von Anziehungskräften, die prinzipiell durch einen von diesen unverändert bleibenden Raum hindurch wirken. Seine Vorstellung ist vielmehr, dass die Massen der Körper zu einer regionalen Veränderung der Raum/Zeit-Struktur führen, die damit wiederum deren Bewegungen in Relation

8 vgl. dazu insgesamt das Historische Wörterbuch Philosophie (Ritter u.a. 1971-2007): »Feld«, »sprachliches Feld«.

zueinander bestimmen. Das Einsteinsche Universum lässt sich verstehen als ein »steter Reigen, bei dem Materie und Raumzeit sich gegenseitig beeinflussen: eine gegebene Materieanordnung verzerrt die Geometrie der Raumzeit; die Geometrie der Raumzeit bestimmt, wie sich die Materie weiterbewegt« (Pössel 2010: 1118). Die Gesamtstruktur (die freilich ebenso wenig überblickbar ist wie die Gesellschaft, schließlich geht es um den ganzen Kosmos) und die strukturierenden Elemente sind letztlich nicht voneinander trennbar.

Der Auslöser für die Ausarbeitung der Allgemeinen Relativitätstheorie war laut Einstein die Intuition, dass jemand, der vom Dach seines Hauses fällt bzw. sich im freien Fall befindet, sein Gewicht nicht spürt. Es geht dabei um die Äquivalenz von träger und schwerer Masse: »Für einen vom Dache eines Hauses frei herabfallenden Beobachter existiert während seines Falles – wenigstens in seiner unmittelbaren Umgebung – kein Gravitationsfeld« (Einstein 2002: 265); »I was sitting in a chair in the Patent Office in Bern when all of a sudden I was struck by a thought: ›If a person falls freely, he will certainly not feel his own weight.«« (Einstein 2012: 638).

Den vergleichbaren Ausgangsimpuls von Merleau-Pontys sprach-, bedeutungs- und strukturtheoretischer allgemeiner »Relativitätstheorie« der 1950er Jahre könnte man in seiner Intuition einer Äquivalenz von Bewegungswahrnehmung und Satzverstehen sehen, von Bewegen und Sprechen in einer der Arbeitsnotizen vermutlich des Jahres 1953: »La perception du mouvement comparable à la compréhension d'une phrase« »Die Wahrnehmung von Bewegung vergleichbar dem Satzverstehen.« (Merleau-Ponty 2011: 204; Übers. jmk). Sie führt in die Einsicht des Feldcharakters der differentiellen Elemente jedes Ausdruckssystems. Die Bedeutungen ergeben sich aus der Konstellation der Elemente im Wort, im Satz, in der Interaktion, im Prozess des sozialen Verhaltens – in Operationen, die in der gegebenen Konstellation einer Situation, aktualisiertes Syntagma und Paradigma gegeneinander halten. Die sich ergebende Struktur des sozialen Feldes ist primär eine Funktion der Struktur(ierung)smöglichkeiten der interagierenden Körper/Gedächtnisse der Individuen (natürlich im Zusammenspiel mit zu diesen komplexen und situativ erreichbaren Ressourcen und Artefakte) und umgekehrt diese eine Funktion der Strukturen der sozialen Felder, durch die sie sich bewegen.

Es ist deshalb keine Metapher, sondern eine Aussage mit empirischem Geltungsanspruch zu sagen, gesellschaftliche Praxis sei vom Hantieren mit Dingen bis zum Denken als innerem Sprechen strukturierte Motorik. Diese Aussage kann zunächst absehen von der Frage der Korrespondenz mit einem »inneren«, »subjektiven« deklarative Verstehens. Vielmehr lassen sich wie in der objektiven Hermeneutik Verhaltenssequenzen als sich praktisch wechselseitig interpretierende Ereignisse und Elemente

betrachten. Das beinhaltet die strikt feldtheoretische Auffassung von Gesellschaft und gesellschaftlicher Ordnung. Wir sind sozusagen mobile Strukturpotentiale. Wir erfahren gesellschaftliche Strukturen im Umgang mit konkreten Anderen in konkreten Feldern oder Feldregionen. Wir geben uns wechselseitig unsere Bewegungsmöglichkeiten vor (oder schränken sie ein) nach Maßgabe unserer Dispositionen und Lokalisationen. Die regionale Struktur(iertheit) ist durch die jeweilige Anwesenheit sozialisierter Körper immer lokal = inkorporiert in den Menschen (mitsamt ihrer Ressourcen und dinglichen Umwelt). Der jeweilige »soziale Raum«, das, wenn man so will, regionale Feld ist in seiner Struktur abhängig von den darin sich befindlichen Körpern, so wie ein Gravitationsfeld durch die in ihm befindlichen »Massen« aufgespannt wird und in der dadurch zustande gekommenen Beschaffenheit wiederum die Bewegungsmöglichkeiten der in ihm befindlichen Massen bestimmt. Masse/Bewegungskapazitäten der Körper definieren das jeweilige Feld und seine Struktur, sprich die aktualisierte Struktur, wie sie in der faktischen Sequenz strukturierter Bewegung erscheint. Sie bestimmen wechselseitig nach Maßgabe ihrer »Resonanzmöglichkeiten« ihre Bewegungsmöglichkeiten. Das so entstehende Feld verändert wiederum die dispositionalen Strukturen (Gedächtnis) bei allen Beteiligten, mit denen sie wiederum in weitere Feldkonstellationen und –Dynamiken eintreten.

Sichtbares und Unsichtbares

Auf diese Weise ergibt sich die spezifische Kopplung der Sichtbarkeit sozialer Strukturen, die ebenso wenig metaphorisch zu verstehen ist, wie der mit jeder Sichtbarkeit einhergehende Horizontcharakter – und damit ihre »Unsichtbarkeit«, die Opazität des Innen- wie ihres Außen-Horizontes. Die Strukturen sind regional, lokal – sie »sind« einzig und allein in den zeitlich und geographisch lokalisierbaren Interaktionen. Sie spielen im jeweiligen regionalen Bereich des gesellschaftlichen Feldes oder, wenn man eine Sprechweise in terms *multipler* Felder vorzieht, in einem Teilfeld. Von dort aus lassen sich selbstverständlich Zusammenhänge, reale Verbindungen (in Form von Kommunikationen, Übertritten von Personen, historischen Prozessen, institutionalisierten Verbindungen, Netzwerken, Semantiken) zu anderen Feldern, Regionen erfahren und belegen. Man bekommt von jeder x-beliebigen Beobachtungssituation aus ein Glied irgendeiner der von Elias apostrophierten Handlungs-, Interdependenz- und Funktionsverkettungen zu fassen. Aber niemals alle zugleich, sie verschwinden ab einer bestimmten Distanz in der unübersichtlichen Diachronie und Synchronie der modernen Gesellschaft. Das Gesellschaftliche ist also sichtbar und kann zum Gegenstand von

Forschung werden, aber eben als Fragment, in der jeweiligen Region. Die Sichtbarkeit bedingt also zugleich ihre Unsichtbarkeit – das genau kennzeichnet das Paradigma des »Sehens«, betrifft aber jeden anderen Modus von Wahrnehmung genauso. Wir haben keine absolute Gewähr, dass das, was wir hier zu sehen bekommen, auch in anderen Regionen gilt oder sogar: universell. Es bleibt bei einer immer offenen und weiter zu bestimmenden Generalität. Auf diese Probleme antworten aber immer schon die mittlerweile gut etablierten sozialwissenschaftlichen Methoden, und zwar sowohl in ihrer qualitativen wie in ihrer quantitativen Gestalt. Es ist wichtig, dass man ihre Vor- und Nachteile im konkreten Fall diskutiert. Aber ohne Zweifel reagieren sie allesamt auf dieses vertrackte Problem eines Ineinander von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Es geht hier nicht mehr um Metaphysik, sondern um konkrete Entscheidungen darüber, was eine bestimmte Fallstruktur ausmacht, was deren Merkmale sind, wie man die in anderen Fällen belegen könnte, ob man dafür Indikatoren hat, ob man diese ggf. zählen kann oder ob man sich immer von neuem wieder einer mühsamen Sequenzanalyse eines einzigartigen Syntagmas unterziehen muss. Alle diese Methoden – ob Fallrekonstruktion oder statistische Analyse – haben gemeinsam, dass sie auf Generalisierungen abzielen, auf Sachverhalte, auf Zusammenhänge, die nicht zugleich wahrnehmbar, »sichtbar« sind und deshalb müssen sie notwendig die Form annehmen, die Max Weber als »Idealtypus« bezeichnet.-